

LANCE ARMSTRONG

MIT SALLY JENKINS

JEDE SEKUNDE ZÄHLT



C. Bertelsmann

**Lance Armstrong
Sally Jenkins**

Jede Sekunde zählt

s&c by unknown

Lance Armstrong hat die Fortsetzung seines Megasellers »Tour des Lebens« geschrieben. Er erzählt von seinem Leben als mehrfacher Tour-de-France-Sieger, von Familienglück und Partnerschaftsproblemen, von seinem Sport – und dem täglichen Sieg über den Krebs. Er beschreibt, wie sehr die Krankheit sein Leben verändert hat, schildert die Zeit nach seinem ersten spektakulären Toursieg 1999, porträtiert seine wichtigsten Konkurrenten in der Radsportszene und gibt Auskunft über seine neu gewonnene Lebensphilosophie: »Jede Sekunde zählt.« Ehrlich, direkt und mit zupackendem Humor geschrieben – die bewegende Lebensgeschichte einer der großen Sportlerpersönlichkeiten unserer Zeit.

ISBN: 3-570-00803-7

Original: Every Second Counts

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Thomas Pfeiffer

Verlag: C. Bertelsmann

Erscheinungsjahr: 2003

Umschlaggestaltung: R.M.E., Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Seit seinem ersten Toursieg 1999 hat Lance Armstrong weitere vier Male in Folge das härteste Radrennen der Welt gewonnen. Doch für ihn, der 1995 schwer an Krebs erkrankte, geht es um mehr als den sportlichen Erfolg. Armstrong beschreibt eindringlich, dass jeder Sieg auf dem Rennrad ein weiterer Sieg über seine Krankheit ist. Lance Armstrong, früher ein draufgängerischer Leichtfuß, hat sich in einen besonnenen Mann verwandelt, der jede Sekunde so intensiv wie möglich leben möchte.

»Jede Sekunde zählt« ist sein sehr persönlicher Bericht über die Jahre nach 1999: vom ungewohnten Alltag als im Rampenlicht stehender US-Nationalheld, von den Veränderungen in der Familie, als Zwillingstochter geboren werden, von der Gründung seiner Krebsstiftung. Doch auch Misserfolge kennzeichnen diese Zeit: erst ein schwerer Trainingsunfall, bei dem er sich beinahe das Genick bricht, dann »nur« Bronze bei der Olympiade in Sydney und obendrein endlose Dopingverdächtigungen in seiner bisherigen Wahlheimat Frankreich.

Die vielen Triumphe als Radprofi und seine zahlreichen Verpflichtungen werfen zudem einen dunklen Schatten auf sein Familienleben. Der dreifache Vater ist kaum zu Hause. Seine Ängste und die jährlichen Routineuntersuchungen belasten das Verhältnis zu seiner Frau Kik zusätzlich. Mit großer Offenheit beschreibt Armstrong, wie er aus Liebe zu ihr einen Weg aus der Krise sucht. Und doch am Ende scheitert.

So gewährt sein Buch einen faszinierenden Blick hinter die Kulissen des Profiradsports. Wie motivieren sich die Fahrer? Welche Rolle spielen Taktik, Disziplin und Technik?

Autor



Lance Armstrong, 1971 in Austin/Texas geboren, ist einer der erfolgreichsten Radprofis der Sportgeschichte und hat 2003 den fünften Triumph in Folge bei der Tour de France erzielt. Sein Erfolg ist umso bemerkenswerter, als bei ihm im Jahr 1996 Hodenkrebs im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert wurde. Wie es ihm gelang, die Krankheit zu besiegen, darüber hat er schon in seinem Bestseller »Tour des Lebens« (2000) Auskunft gegeben.

Sally Jenkins ist Kolumnistin bei der Washington Post. 2002 gewann sie den »Columnist of the Year Award« von Associated Press. Sie ist Ko-Autorin mehrerer erfolgreicher Sportbücher, u.a. des Bestsellers »Tour des Lebens« von Lance Armstrong.

Inhalt

Kapitel 1 Wieder eingewechselt	6
Kapitel 2 Ein ganz gewöhnlicher Mensch	36
Kapitel 3 Gestern war der einzige gute Tag	80
Kapitel 4 Glaube und Zweifel	129
Kapitel 5 Gegenwind	177
Kapitel 6 Der »Blaue Zug«	215
Kapitel 7 Meine Parkbank	268
Kapitel 8 Ein anderes Ende	296
Nachwort	321
Dank	324

Für Luke, Grace und Isabelle, die mich immer daran erinnert haben, dass wirklich jede Sekunde zählt.

Kapitel 1

Wieder eingewechselt

Wie es aussieht, werde ich wohl leben, vielleicht noch 50 Jahre oder sogar länger. Wann immer aber, wie es manchmal geschieht, ich mich selbst davon überzeugen muss, gehe ich hinaus an einen Ort, der hier Dead Man's Hole genannt wird, und starre in die Tiefe. Dann, mit Entschlossenheit, ziehe ich mein Hemd aus und stürze mich geradewegs hinunter in etwas, das man mit dem »großen Vergessen« umschreiben könnte.

In gewisser Weise ist das meine ganz persönliche Methode, meine lebenswichtigen Funktionen zu checken. Dead Man's Hole ist ein großes, grünes Mineralwasserbecken unterhalb einer runden Sandsteinklippe und liegt so tief im texanischen Hügelland, dass kaum jemand weiß, wie man dahin kommt. Je nachdem, welcher Legende man Glauben schenken will, haben hier während des Amerikanischen Bürgerkriegs Soldaten der Konföderierten Parteigänger der Nordstaaten über die Klippe gestoßen oder Apachen harmlosen Cowboys aufgelauert, die von dem Abgrund nichts ahnten. Wie auch immer, ich mag diesen Ort, und zwar so sehr, dass ich mir hier gut 80 Hektar Busch- und Weideland gekauft habe und schon so oft herausgefahren bin, dass ich eine regelrechte Staubpiste durch das Gestrüpp gebahnt habe. Mir scheint es nur richtig, dass ein Ort namens Dead Man's Hole jemandem gehört, der um ein Haar gestorben wäre – und im Übrigen alles andere vorhat, als sein Leben tatenlos zu verbummeln.

Ich stehe direkt neben dem gut 15 Meter in die Tiefe stürzenden Wasserfall und inspiziere die Klippe – und,

wenn ich schon dabei bin, mich selbst. Es geht tief hinunter, so tief, dass ich allein schon von dem Anblick einen trockenen Gaumen bekomme. Tief genug, um sich auf dem Weg nach unten Gedanken machen zu können, und zwar mehr als einen Gedanken. Tief genug, einen ersten Gedanken zu denken, *Ein wenig Angst tut dir gut*, einen zweiten, *Zum Glück kannst du schwimmen*, und schließlich noch einen letzten, *Scheiße, ist das kalt*, wenn ich in das Wasser eintauche. Ich springe, und mehrere untrügliche Zeichen sagen mir, ich lebe: der Druck meines Pulses, das beharrliche Geräusch meines Atems, das Hämmern in meinem Brustkasten, mein Herz, das sich in diesem Moment anhört wie ein aufsässiger Gefangener, der nach Freiheit schreit und gegen das Gitter meiner Rippen trommelt.

Nach Luft schnappend komme ich wieder an die Oberfläche und schwimme zu den Felsen hinüber. Ich kletterte nach oben, trockne mich ab und fahre nach Hause zu meinen drei Kindern. Ich stürme durch die Tür, rufe nach meinem Sohn Luke und meinen Zwillingsstöchtern Grace und Isabelle, küsse sie auf den Nacken, schnappe mir mit der einen Hand eine Flasche Shiner-Bockbier und mit der andern einen Arm voll Kinder.

Das erste Mal, als ich von der Klippe sprang, sah meine Frau Kik mich hinterher bloß an und verdrehte die Augen. Sie wusste, wo ich gewesen war und was ich getan hatte.

»Und, hat das für dich irgendetwas geklärt?«, fragte sie.

An welchem Punkt gibt man sich damit zufrieden, nicht zu sterben? Vielleicht habe ich das nie ganz getan, und vielleicht will ich das auch gar nicht.

Ich weiß, dass sie da draußen sind, in ihren verstellbaren Fernsehsesseln, mit diesen verdammten Infusionsständern,

zusehen, wie die Chemo in ihre Venen träufelt und denken: *Dieser Typ hatte dasselbe wie ich. Wenn er es gepackt hat, dann kann ich das auch.* Ich denke die ganze Zeit an sie.

Mein Freund Lee Walker sagt, ich sei »wieder eingewechselt« worden. Er meint mit dieser seltsamen Formulierung, dass ich fast gestorben wäre, vielleicht sogar ein bisschen gestorben bin, dann aber im letzten Moment wieder eingewechselt wurde in die Welt der Lebenden. Diese Beschreibung trifft das, was mir passiert ist, so gut wie jede andere. Ich war 25, als der Krebs mich fast umgebracht hätte: Hodenkrebs im fortgeschrittenen Stadium, der sich in meinen Unterleib, in meine Lungen und mein Gehirn vorgefressen hatte, und es bedurfte zweier Operationen und vier Zyklen Chemotherapie, um ihn zu besiegen. Ich schrieb ein ganzes Buch über den Tod: *Tour des Lebens*. Das Buch handelt davon, mit der Möglichkeit des eigenen Todes konfrontiert zu werden, und davon, ihm im letzten Moment von der Schippe zu springen.

»Sind Sie sich sicher?«, fragte ich den Arzt.

»Ja.«

»Wie sicher?«

»Ganz sicher.«

»Warum sind Sie sich so sicher?«

»Ich bin mir so sicher, dass ich Sie morgen früh um 7.00 Uhr zur OP angemeldet habe.«

Auf einem Leuchttisch lagen Röntgenaufnahmen meines Brustkorbs. Schwarz bedeutete gesund, weiß Krebs. Mein Brustkorb sah aus wie ein Schneesturm.

Womit ich mich damals nicht auseinander setzte und nicht auseinander setzen konnte, war die Aussicht auf

Leben. Sobald man weiß, dass man weiterleben wird, muss man sich Gedanken darüber machen, wie man leben will, und das ist alles andere als einfach. Du fragst dich: *Was werde ich nun, da ich weiß, dass ich nicht sterben werde, tun? Wie kann ich mein Leben am besten und vollkommensten gestalten?* Solche Dinge sind nicht linear, sie sind eine mysteriöse Gleichung. Mich selbst am besten zu leben bedeutet für mich, an der Tour de France teilzunehmen, dem mörderischsten Sportereignis der Welt.

Mit jedem Tourgewinn beweise ich mir, dass ich am Leben bin – und damit, dass andere auch überleben können. Ich habe den Krebs überlebt, wieder und wieder und wieder und wieder. Ich habe die Tour inzwischen fünfmal gewonnen, und es würde mir gar nichts ausmachen, den Tourrekord zu brechen und sie 2004 ein sechstes Mal zu gewinnen. Das wäre ein ziemlich gutes Leben.

Tatsache aber ist, dass ich ohne meine Krankheit nicht eine einzige Tour de France gewonnen hätte. Meine Krankheit hat mich eines gelehrt: Der Schmerz geht vorüber. Aufgeben ist etwas für immer.

Für mich ist es schon ein Beweis des Überlebens, die Tour de France nur zu Ende zu fahren. Die Härte des Rennens, der schiere Irrsinn des Jobs, das Durchqueren eines ganzen Landes auf dem Fahrrad, Dorf für Dorf, an seinen Küsten vorbei, über seine Brücken, hinauf und über Berggipfel, die sie *Cols* nennen, erfordert ein beispielloses Stehvermögen. »Der Schnee vor meinen Augen ist schwarz geworden«, meinte der holländische Radrennfahrer Hennie Kuiper nach einem langen Anstieg in den Alpen einmal. So anstrengend ist die Tour. Die Tour durchzustehen verlangt ein Stehvermögen, wie es jemand braucht, der jeden Tag krank ist. Die Tour ist ein tagtägliches Drama des menschlichen Leidens, der kleinen

Tragödien und Komödien, aufgeführt vor dem Hintergrund der Elemente, das Wetter ist manchmal unerbittlich, manchmal freundlich, die Tour führt durch lange Ebenen und in den Gegenwind hinein, und immer wieder Stürze. Und das alles drei lange Wochen lang. Was haben Sie vor drei Wochen gemacht? Es erscheint einem, als sei das alles letztes Jahr gewesen.

Die Tour ist in vielerlei Hinsicht wie das Leben – abgesehen davon, dass die Konsequenzen nicht so endgültig sind und am Ende ein Preis auf einen wartet. Das Leben ist nicht so nett.

Auch für mich hielt es kein Happy End bereit. Ich habe den Krebs besiegt und mit dem Gewinn der Tour 1999 ein erfolgreiches Comeback als Radrennfahrer geschafft. Aber das war weniger ein Ende als vielmehr ein Neuanfang. Mein Leben ging auch danach weiter, und manchmal nicht sehr klar, nicht sehr bequem und nicht sehr siegreich. In den nächsten fünf Jahren zeugte ich drei Kinder, unterzog mich (buchstäblich) Hunderten von Dopingtests, brach mir das Genick (buchstäblich), gewann etliche Rennen, verlor andere und musste miterleben, wie meine Ehe in die Brüche ging. Und das war noch lange nicht alles.

Wer das Haus der Armstrongs betritt, sieht zuerst eines: Kinder. Kristin (Kik) Richard und ich bekamen Luke im Herbst 1999 kurz nach dieser ersten Tour, zwei Jahre später im Herbst 2001 die Zwillinge. Grace und Isabelle haben große blaue Augen und krabbeln so schnell über den Fußboden, dass man seinen Augen kaum traut. Besonders gern ziehen sie sich an etwas Beliebigem in die Höhe, halten sich schwankend aufrecht und stellen unglaublichen Unsinn an. Eines von Isabelles Lieblingsspielen ist es, sich zur Spüle hochzuziehen und den Hahn zu öffnen, bis die Küche unter Wasser steht, und dabei hysterisch zu lachen. Mein »Nein, nein, nein«

quittiert sie mit heftigem Kopfnicken und lacht weiter, während das Wasser über den Küchenboden läuft. Ich kann es kaum erwarten, bis sie Teenager werden.

Luke trägt seinen Teil zum allgemeinen Chaos bei, indem er mit dem Rad durch das Wohnzimmer kurvt, ein paar Runden in seinem Bobbycar dreht oder die Mädchen in einem roten Anhänger hinter sich her zieht. Luke ist kräftig und dickköpfig. Seinen Radhelm trägt er auch im Haus, und selbst wenn wir zum Essen ausgehen, weigert er sich, ihn abzunehmen. Das beschert uns zwar jede Menge neugierige Blicke – aber alles ist besser als der Kampf, der unweigerlich ausbricht, wenn man ihm den Helm abnehmen will. Luke besteht darauf, ihn zu tragen, es könnte ja sein, dass er mit mir Rad fahren gehen darf. Für ihn ist eine Straße das, womit sein Vater seinen Lebensunterhalt verdient. Ich bin so viel auf der Straße, dass er »Daddy« sagt, wenn das Telefon klingelt.

Eines Nachmittags fuhr ich zum Flughafen, um meine Familie abzuholen. Luke sah mich lange an. Dann sagte er: »Daddy, du siehst aus wie ich.«

»Was? Ich sehe aus wie *du*?«, sagte ich.

»Yeah.«

»Bist du sicher, dass es nicht andersherum ist?«

»Yeah, ganz sicher. Du bist es, der aussieht wie ich.«

In unserem Haus leben auch noch eine Katze namens »Chemo« und ein kleiner weißer Hund, der auf den Namen »Boone« hört. Immerzu muss ich aufpassen, wo ich meine Füße hinsetze, um nicht auf ein Kind oder einen Vierbeiner zu treten. Die letzten Jahre waren ziemlich chaotisch, und ganz ohne Verluste gingen sie auch nicht vorüber. Wir fütterten viele Kinder und Erwachsene und Tiere, da kam manchmal schon etwas durcheinander, und der Hund stand am Ende vor einem Napf voller Babybrei.

Eines Tages reichte Kik mir ein Glas mit, wie sie meinte, Wasser.

»Das schmeckt wie Sprite«, protestierte ich.

»Trink es einfach«, meinte sie.

Und dann war da noch die Sache mit den Schlüsseln. Nie, so schien es, fand ich den richtigen Schlüssel. Gelegentlich zog ich meinen Schlüsselbund aus der Tasche, starrte auf die, wie es mir vorkam, Hunderte von Schlüsseln und sagte zu Kik: »Ich habe die Schlüssel zur ganzen Welt.« Worauf sie zurückgab: »Perfekt.«

Warum ich so viele Schlüssel habe? Weil ich in so vielen Ländern Wohnungen und Fahrzeuge besitze. Den größten Teil des Frühjahrs und Sommers verbringe ich in meinem Haus im spanischen Gerona, während ich mich auf die Tour vorbereite. Wenn die Radrennsaison vorüber ist, kehre ich zurück nach Austin. Unsere Familie lebt in einem Haus im Zentrum von Austin, und dann habe ich da noch die Ranch draußen in den Bergen. Mein Lieblingshaus aber ist mein kleines Versteck, eine Hütte mit nur einem Zimmer in den Hügeln am Stadtrand von Austin mit Blick auf den Colorado. Am Flussufer steht eine alte, gebeugte Eiche, von der eine Seilschaukel herunterhängt. Ich liebe es, an heißen Tagen mit dem Seil über das Wasser zu schwingen und mich in die Strömung fallen zu lassen.

Ich liebe den Tumult, der in meiner großen Familie herrscht, und musste mir schon vorhalten lassen, selbst ein gerüttelt Maß dazu beizutragen, weil ich Ruhe und Frieden auf Dauer nicht ertragen könne. Nun, ich bin von Geburt an unfähig gewesen, stillzusitzen; ich sehne mich nach Action, und wenn es keine gibt, dann erfinde ich eben welche.

Meine Freunde nennen mich »Mellow Johnny«, ein

Wortspiel mit dem französischen Ausdruck für den Spitzenreiter der Tour de France, der traditionell ein gelbes Trikot trägt, das *Maillot Jaune*, was Texaner, so scherzen wir gerne, wie Mellow Johnny aussprechen. Gleichzeitig ist der Name eine Anspielung auf meine gar nicht so gelassene Persönlichkeit [*mellow* = gelassen, ruhig]. So oder so, ich bin Mellow Johnny, oder Johnny Mellow, oder, wenn Sie es förmlicher haben möchten, Jonathan Mellow.

Manchmal werde ich auch einfach »Bike Boy« genannt. Ich fahre fast jeden Tag Rad, auch außerhalb der Saison und bei jedem Wetter. Selbst wenn es hagelt, hocken meine Freunde und Trainingspartner zu Hause und fürchten sich vor dem Anruf, von dem sie wissen, dass er kommen wird: Sie nehmen den Hörer ab, und am anderen Ende ist Bike Boy und will wissen: »Fährst du oder sumpfst du?«

An einem legendären Novembertag außerhalb der Saison fuhr ich geschlagene viereinhalb Stunden durch einen der schlimmsten Gewitterstürme in Austin seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Ein Niederschlag von 18 Zentimetern, Überflutungen, und überall waren Straßen gesperrt. Ich liebte es. Die Leute halten mich natürlich für verrückt. Aber sobald ich auf dem Rad sitze, fühle ich mich wieder wie 13. Ich rase nicht mehr so oft über rote Ampeln, aber sonst hat sich nichts geändert.

An manchen Tagen dagegen fühle ich mich viel älter als ein Mann in den Dreißigern; so als hätte ich schon viel länger gelebt. Das wird wohl der Krebs sein. Ich habe lange darüber nachgedacht, was er mir angetan hat – wie er mich älter gemacht, verändert hat –, und bin schließlich zu der Erkenntnis gelangt, dass er nicht nur meinen Körper, sondern auch meinen Geist verändert hat.

Ich sage oft, dass der Krebs das Beste war, was mir

passieren konnte. Aber dann will jeder wissen, was ich damit meine, und warum eine lebensbedrohliche Krankheit etwas Gutes sein könne? Ich sage das, weil meine Krankheit zugleich mein Gegengift war: Sie hat mich von meiner Faulheit geheilt.

Bevor ich die Diagnose erhielt, war ich ein Bummler. Ich bekam viel Geld für einen Job, den ich nicht zu 100 Prozent machte, und das war mehr als nur eine Schande – es war ein Fehler. Als ich krank wurde, sagte ich zu mir selbst: Falls ich eine zweite Chance bekomme, werde ich es besser machen – und ich werde für etwas arbeiten, das größer ist als nur ich selbst.

Sally Reed, eine Freundin von mir, die ebenfalls den Krebs überlebt hat, bringt die Erfahrung besser auf den Punkt als irgendjemand sonst, den ich kenne. »Mein Haus ist abgebrannt«, sagt sie, »aber jetzt kann ich den Himmel sehen.«

Bei Sally wurde im Frühjahr 1999 wuchernder Brustkrebs diagnostiziert. Die Krankheit hatte bei ihr die dritte Stufe erreicht und auf ihr Lymphsystem übergegriffen. Sie würde Bestrahlung und Chemotherapie über sich ergehen lassen müssen. Sofort nach der Diagnose fielen ihre kleineren Ängste von ihr ab und wurden durch diese neue, große Angst ersetzt. Sie hatte sich so sehr vor dem Fliegen gefürchtet, dass sie sich seit über 15 Jahren nicht mehr in ein Flugzeug gesetzt hatte. Nachdem sie die Diagnose erhalten hatte, rief sie eine Fluglinie an und buchte einen Flug zu den Niagarafällen. Sie flog alleine, getrieben von dem Wunsch, die gewaltigen Fälle mit eigenen Augen zu sehen.

»Ich wollte etwas sehen, das größer ist als ich«, erklärt Sally.

Eine tödliche Krankheit bricht, wie die meisten

persönlichen Katastrophen, zumeist aus heiterem Himmel über einen herein. Ohne Vorwissen, ohne böse Vorahnung wacht man eines Morgens auf, und irgendetwas stimmt nicht mit der Lunge oder der Leber oder den Knochen. Die Nähe des Todes hat bei mir reinen Tisch gemacht, und was danach kam, war das deutliche, ungetrübte Wissen darum, dass meine Zeit begrenzt ist, dass ich gut beraten bin, jeden Morgen mit einem klaren Kopf und dem Bewusstsein aufzustehen, dass ich nur eine einzige Chance habe, diesen einen Tag heute richtig zu leben, meine Tage zu einem aktiven und von einem Zweck, einem Ziel erfüllten Leben zusammenzufügen.

Wenn Sie wissen wollen, was mich im Sattel hält, wenn ich mich sechs Stunden durch den Regen einen Alpengipfel hinaufkämpfe, hier haben Sie die Antwort.

Die Erfahrung, dem Tod so nah gewesen zu sein, war klärend, der Erfolg jedoch, der danach kam, paradoxerweise verwirrend.

Der Erfolg machte mein Leben komplizierter, und zwar auf Dauer. Der Gewinn der Tour de France 1999 zog viel mehr nach sich, als ich es mir je hätte träumen lassen, von dem ersten, noch sprachlosen Moment an, als ich in Austin aus dem Flugzeug ausstieg und in der Nacht meiner texanischen Heimat die Menschenmenge sah, die mich erwartete. Auf den Straßen stand mit gelber Farbe »*Vive la Lance*« geschrieben, darüber waren Banner gespannt, und Freunde hatten unser ganzes Haus mit gelben Blumen, Luftschlangen und Ballons geschmückt. Ich wurde, zu meinem großen Erstaunen, von unserem damaligen Gouverneur George W. Bush ins State Capitol eingeladen, und danach folgte eine Parade durch die Stadt, angeführt von über 6000 in Gelb gekleideten Radfahrern. Links und rechts der Strecke standen die Leute in zwei

Meter breiten Reihen, hielten Schilder hoch und schwenkten Fahnen.

Ich konnte es nicht fassen: Wer war ich schon? Ein verrückter Radrennfahrer aus Austin, der Margaritas und Tex-Mex-Food liebte. Und überhaupt, Amerikaner hatten doch gar nichts übrig für Radrennen! »Du kapiert es einfach nicht«, sagte mein Freund und Agent Bill Stapleton.

Ich lebte in einem Zustand konstanter Überspanntheit; die Luft war dünn und wurde dünner, und zu allem hinzu kam noch, dass Kik und ich auf die Geburt unseres ersten Kindes warteten. Ich wartete darauf, dass die Dinge sich wieder ein wenig beruhigten, aber das taten sie nicht – im Gegenteil, es wurde immer schlimmer. Bill wurde mit Angeboten und Anfragen von potenziellen Sponsoren und Werbepartnern überschwemmt. Er schloss einige lukrative neue Verträge mit prestigeträchtigen Sponsoren wie Bristol-Myers Squibb, Nike und Coca-Cola für mich ab, Verträge, die natürlich neue Verpflichtungen mit sich brachten: Filmaufnahmen für ein halbes Dutzend Werbespots, Fotoshootings für Zeitschriftenanzeigen und die Wheaties-Verpackung. In dieser Zeit verdiente ich mir den Spitznamen »Lance Incorporated«, ich war nicht mehr einfach ein Mensch, ich war ein Unternehmen geworden.

Der Sieg bei der Tour de France generierte 50 Millionen Dollar an weltweiter Medienresonanz für den Radrennstall United States Postal Service. Unser Budget wurde aufgestockt, und unser Team war jetzt ein das ganze Jahr über aktives Unternehmen mit einem Budget von sechs Millionen Dollar und Dutzenden von Mitarbeitern, Mechanikern, Köchen und Buchhaltern.

Mit dem Erfolg kam der Ruhm – und die Frage, wie man vermeidet, dass er einem zu Kopf steigt. Wir erhielten Einladungen, die Kik und mich in absolutes Erstaunen

versetzten. Robin Williams bot uns sein Privatflugzeug an, Kevin Costner sein Haus in Santa Barbara, und Elton John lud uns zu einer Super-Bowl-Party ein. Kik und ich kamen uns vor wie Forrest Gump, der sich irgendwo im Hintergrund von Aufnahmen berühmter Menschen herumdrückt. Wir waren beeindruckt, manchmal sogar so sehr, dass wir die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter speicherten und sie ehrfurchtsvoll mehrmals abhörten.

Aber Ruhm ist, wie ich lernte, ein Isotop, und zwar eines, das einem nicht gut tut. Wenn man berühmt wird, setzt um einen herum eine Art radioaktiver Zerfallsprozess ein, ein schleichender und potenziell katastrophaler Zerfallsprozess. Die ständige Beachtung, die man erhält, kann süchtig machen. Zweifelsohne hätte ich mich in einen aufgeblasenen Deppen verwandeln können, und zweifelsohne gibt es manche Leute, die genau das von mir denken, sosehr ich mich auch stets bemüht habe, in allem das rechte Maß zu finden.

»Bono hat mich angerufen«, sagte ich eines Nachmittags zu Kik.

»Echt?«, gab sie zurück. »Mich hat Brad Pitt angerufen. Er will wissen, wann wir zu Mittag essen.«

Okay, ich hab's kapiert.

Ich wusste nicht so recht, wie ich mit alledem umgehen sollte, bis ich eines Tages über eine Bemerkung von J. Craig Venter stolperte, einem der Männer, die mitgeholfen haben, das menschliche Genom zu entschlüsseln. »Ruhm«, sagte Venter, »ist etwas inhärent Negatives. Das Verhalten der Leute einem selbst gegenüber wird von ihrem vorgefertigten Bild von einem bestimmt, und das bedeutet, dass man ständig im Nachteil ist.« Ich stimmte zu. Ich war nichts weiter als der Sohn einer allein erziehenden Mutter aus Piano, Texas, einer Sekretärin, die

mir ihre bodenständige Arbeitsethik mit auf den Weg gegeben hatte. Ich fand es unnatürlich, von Fremden verehrt zu werden oder, im Gegenzug, fremde Menschen zu verehren: Ich zog es vor, meine Mutter zu verehren oder meine Teamkollegen. Das waren die Menschen, auf die ich mich in schlechten Zeiten verlassen konnte.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Mir gefällt, was mir der Gewinn der Tour de France gebracht hat, für mich als Mensch, für mich als Sportler und für meine Familie. Der Sieg hat mein Leben sehr zum Besseren verändert, und dafür war und bin ich dankbar. Aber ich musste auch erfahren, dass nicht jeder, der nach Paris geflogen kam und an der Zieleinfahrt auf mich wartete, auch ein Freund war. Und ich musste erfahren, dass Reichtum nur eines bedeutet: dass man viel Geld hat. Wer über Ruhm und Reichtum anders denkt, läuft Gefahr, sich zu versteigen – zu denken, er hätte es verdient, weil er etwas Besonderes ist, und zu glauben, er sei deshalb besser als andere oder gar klüger.

Für eine Sache hat sich der Ruhm als sehr nützlich erwiesen: Er bietet mir eine riesige und beachtete Plattform, von der aus ich Lobbyarbeit für meine Krebsstiftung betreiben kann. Ich war zu einem Symbol geworden, zum Paradebeispiel dafür, wie erbarmungslos die Krankheit zuschlagen kann, und jetzt konnte man mich auf Schachteln mit Frühstücksflocken bewundern, bei *Late Night with David Letterman* im Fernsehen, und sogar ins Weiße Haus wurde ich eingeladen.

Anfangs konnte ich die große Neugierde der Menschen nicht so recht verstehen. Warum interessierten sie sich so sehr für *mein* Leid? Aber eines Tages sagte Kik: »Du bist am Abgrund gestanden, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, und du hast einen Blick in den Abgrund

geworfen. Du hast gesehen, was es von diesem Punkt aus zu sehen gibt, und du bist zurückgekehrt. Diese Perspektive sollst du mit uns teilen.«

Diese Erfahrung, dass ich wieder ins Spiel zurückgeworfen worden war, das verstand ich nun allmählich, war wichtig; allein schon durch meine Teilnahme an der Tour demonstrierte ich, dass ich überlebt hatte, und wenn ich überlebt hatte, *dann konnten andere das auch*. Mehr noch, es zeigte ihnen, dass sie den Rest ihres Lebens normal, wenn nicht sogar besser als zuvor, leben konnten.

Das war eine wichtige Botschaft für alle Krebskranken, und zwar auch für die Familien, Ärzte und Krankenschwestern, die mit der Krankheit zu tun hatten. Die Ärzte wussten, wie hoffnungslos meine Lage und wie auszehrend meine vier Chemotherapie-Zyklen gewesen waren, und sie wussten, dass a) ich es überlebt hatte und b) die Behandlung meinen Körper nicht ruiniert hatte. Das gab ihnen Anlass zur Hoffnung, und wie mir schien, brauchten die Ärzte ebenso sehr Hoffnung wie ihre Patienten.

Sie wollten mich als Beispiel benutzen, und ich wollte mich benutzen lassen. Aber ich wollte auf die richtige Art und Weise benutzt werden. Der Ausdruck »Held« war mir überaus unangenehm – den Krebs zu überleben hat ganz und gar nichts Heroisches an sich. Niemand ist immun dagegen; acht Millionen Amerikaner leiden an der einen oder anderen Form von Krebs, und rund eine Million erkranken jedes Jahr neu daran. Wie ihnen allen hatte das Schicksal mir schlechte Karten gegeben, und ich tat einfach das, was für mich das Natürlichste war: Ich kämpfte.

Ich traf die unterschiedlichsten Menschen, die gegen die Krankheit kämpften, gelb und ausgezehrt von der

Chemotherapie. Besuchen Sie Sloan-Kettering in New York, M. D. Anderson in Houston oder die Southwest Regional Cancer Clinic in Austin, und Sie sehen sie, 50 oder 60 Leute in einem Wartezimmer mit nur 30 Stühlen, Menschen wie sie unterschiedlicher gar nicht sein könnten, und eine Hand voll Krankenschwestern mit versteinerten Gesichtern.

Krebspatienten kamen auf mich zu und wollten alles wissen, was ich getan hatte, jedes Medikament, das ich genommen, jeden Happen, den ich gegessen hatte.

»Wie war deine Chemo?«

»Was hast du gegessen?«

»Welche Vitamine hast du genommen?«

»Wie oft bist du Rad gefahren?«

Ich war eine Erfolgsstory – zumindest für den Moment. Sollte ich erneut erkranken, wäre die Erfolgsstory sofort vorbei, und um die Wahrheit zu sagen, manchmal war ich ebenso besorgt und verängstigt wie die Leute, die Krebs hatten: Was, wenn der Krebs zurückkehren würde? Jedes Mal, wenn ich ein Krankenhaus betrat, überfiel mich ein Gefühl des Unwohlseins. Das Erste, was mir auffiel, war der Geruch. Wenn es darauf ankäme, könnte ich ein Krankenhaus allein am Geruch identifizieren: Desinfektionsmittel, Medikamente, Kantinenfraß und durch alte Luftschächte strömende, abgestandene Luft. Und das Licht: Durchscheinend und grell ließ es alle Menschen blass aussehen, so, als flösse nicht genug Blut in ihren Adern. Die Geräusche waren künstlich und taten in den Ohren weh, das Quietschen der gummibesohnten Schuhe der Krankenschwestern und, nicht zu vergessen, die Krankenhausmatratzen: Die Matratzen in Krankenhäusern sind mit Plastikschonern bezogen, und ich erinnere mich noch genau daran, wie es sich anfühlte

und anhörte, wenn ich im Bett meine Position wechselte, das Knistern des Plastikbezugs unter mir jedes Mal, wenn ich mich bewegte, immer dieses Knistern und Rascheln, Knistern und Rascheln.

Das sind die Gerüche und Empfindungen und Bilder, die alle Krebspatienten mit sich herumtragen, gleichgültig, wie lange sie die Krankheit schon hinter sich haben, und sie sind so traumatisch, so konzentriert, dass sie noch Jahre später heftige Reaktionen auslösen können.

Manche Leute werden sogar richtig krank, wenn sie etwas sehen oder riechen, das sie an ihre Krankheit erinnert. Im *New England Journal of Medicine*, einer medizinischen Fachzeitschrift, stand ein Bericht über eine Frau, die wegen Brustkrebs eine radikale Chemotherapie über sich hatte ergehen lassen müssen und immer wieder von heftigstem Brechreiz heimgesucht worden war. Fünf Jahre später lief sie in einem Einkaufszentrum ihrer Onkologin, der Ärztin, die sie behandelt hatte, über den Weg und musste sich übergeben. Der Krebs verlässt einen niemals ganz. Und das gilt auch für mich.

Als ich krank war, kämpfte ich mit der Hoffnung darauf, wieder zu meinem Leben zurückkehren zu können. Womit ich mich in dieser Zeit aber nie ernsthaft beschäftigt hatte, war die Frage danach, wie dieses Leben denn aussehen sollte. Der Ausdruck »Leben nach Krebs« kann sehr viel bedeuten: den Verlust eines Beines oder einer Brust oder, wie in meinem Fall, Zeugungsunfähigkeit, einen Karriereknick und tief sitzende Ängste. Die Krankheit überleben geht mit körperlichen, emotionalen und finanziellen Konsequenzen einher. Mit anderen Worten, die Ärzte können einem vielleicht das Leben retten, aber kann man auch die *Qualität* eines Lebens retten?

All dies fiel für mich unter die Rubrik »Überleben«, ein eigenartiger, posttraumatischer Seinszustand, den ich

durchlebte und den alle, die den Krebs überleben, in der einen oder anderen Form durchmachen. Das Überleben, beschloss ich, sollte den wichtigsten Gedanken der Krebsstiftung darstellen, die ich ins Leben rief: Mit der Krankheit und ihren Nachwirkungen umzugehen lernen war jedoch ebenso wichtig, wie sie zu bekämpfen. Nach und nach wurde mir klar, dass die Lance Armstrong Foundation eine Einrichtung werden sollte, bei der die Menschen sehr persönliche und praktische Informationen erhalten sollten. Es gab andere, finanziell weitaus besser gestellte Stiftungen und Websites, die mehr Informationen anboten. Mit der LAF wollte ich eine Einrichtung schaffen, bei der Leute anrufen oder eine E-Mail schicken und eine Glückwunschkarte von mir an einen Patienten bestellen oder nach den besten Übungen für Brustkrebspatienten und Patienten nach der Chemo fragen können.

Die meisten Menschen, stellte ich fest, wollten nur, dass man ihnen zuhörte oder, in manchen Fällen, sie berührte. Einmal traf ich einen Jungen namens Cameron Stewart, der mit sechs an Krebs erkrankt war.

»Hattest du einen Port?«, wollte er wissen.

»Ob ich einen Port hatte?«, sagte ich. »Schau dir das an.«

Ich knöpfte mein Hemd auf und zeigte ihm die Narbe auf meiner Brust. Daraufhin zog er ebenfalls das Hemd aus und zeigte mir den Port, den ihm die Ärzte in seinen dünnen Vogelbrustkorb eingepflanzt hatten.

Cameron und ich haben immer noch Kontakt, und einmal kam er mit seiner Familie zu dem alljährlichen Radrennen der Krebsstiftung nach Austin. Cameron befindet sich auf dem Weg der Besserung und wächst zu einem gesunden Jungen heran. »Ich habe Lance-

Armstrong-Beine«, sagt er gerne.

Ich traf andere Sportler mit Krebs und tauschte Geschichten und Erinnerungen mit ihnen aus. Mit Eric Davies, einem großartigen Baseballspieler, lachte ich über unsere Versuche, während der Chemotherapie zu essen. »»Caesar«-Salat mit Hühnchen«, sagte er. »Ich aß zwei davon, jeden Tag, unmittelbar bis ich die Chemo bekam. Wenn man auf Chemo ist, muss man sich übergeben. Und wenn man nichts im Magen hat, kann man sich nicht übergeben. Und sich *nicht* übergeben können ist schlimmer, als sich zu übergeben. Also aß ich meinen »Caesar«-Salat. Ich stopfte ihn mir nur rein, um ihn später wieder rauswürgen zu können.«

Auch Ärzte bekommen Krebs. Über E-Mail lernte ich einen prominenten Arzt aus New York kennen, der an Prostatakrebs litt. »Ich hoffe, noch zehn Jahre zu leben«, schrieb er mir. »Ich hoffe, dass Sie mit dem »noch zehn Jahre leben« nur gescherzt haben«, antwortete ich. »Wir treffen uns in 30 Jahren wieder.«

Das Thema »Krebs« ermüdet mich nie, weder darüber zu reden noch davon zu hören oder es wieder zu durchleben. Am 2. Oktober 1999 feierte ich den dritten Jahrestag meiner Krebsdiagnose, den, wie ich ihn nannte, »Carpe Diem«-Tag, was so viel bedeutet wie »Nutze den Tag«. Es war der wichtigste Tag des Jahres für mich, wichtiger als jeder Geburtstag oder Feiertag oder sonstige Jahrestag, und ein Tag der Selbstbesinnung und des Nachdenkens über zweite Chancen.

Hin und wieder kam es vor, dass ein Freund oder ein Familienmitglied entdeckte, wie sehr mich der Krebs immer noch beschäftigte. Eines Nachmittags erzählte mir mein Trainer Chris Carmichael, dass er seit einiger Zeit mit anderen Sportlern arbeitete, die Krebs hatten. Chris wollte meinen Rat. »Du gibst ein perfektes Vorbild für

meine Arbeit ab«, sagte er. »Du hast es selbst erlebt. Du weißt genau, was diesen Sportlern bevorsteht.« Stimmt, das tat ich: die endlosen Stunden mit einer Infusionsnadel im Arm, die würgende Übelkeit und die Narben und Brandmale der Chemikalien, die ihre Körper verunstalten würden. Worin ich mich jedoch nicht als Experte betrachtete, war, wie man den Krebs besiegte; ich hatte einfach Glück gehabt.

»Man kann nie wissen, der Krebs könnte morgen wieder da sein, wieder in mir da sein«, sagte ich zu ihm. »Er verschwand nur, weil mein Krebs behandelt werden konnte. Aber er ist nicht wirklich weg. Krebs ist etwas, das niemals ganz verschwindet. Ich habe immer noch Angst davor.«

»Lance, er kommt nicht zurück«, meinte er.

»Wer sagt, dass er nicht zurückkehren kann?«

Zu keinem Zeitpunkt konnte ich sagen: »Es ist vorbei.« Selbst nach dem Toursieg und obwohl ein Kind unterwegs war, plagte mich immer noch das nagende Gefühl, dass sich alles über Nacht in Luft auflösen könnte, dass ich nicht mehr Rad fahren oder dass ich wieder krank werden könnte.

Mein Sohn kam Mitte Oktober nach einer hektischen und schwierigen Geburt in den frühen Morgenstunden zur Welt. Anfangs hatte er Probleme mit dem Atmen, und die Krankenschwestern mussten ihn wegnehmen, um seine Lungen zu säubern, bevor er endlich einen wunderschönen Schrei ausstieß.

Die Angst, die mich in dem kurzen Moment überfiel, als er nicht atmen wollte, übertraf jede Angst, die ich bis dahin empfunden hatte. Kik und ich sahen uns an, und in diesem einen Moment erkannten wir beide schlagartig,

was es heißt, Eltern zu sein, nämlich so verwundbar zu sein wie nichts und niemand sonst auf der Welt. Später sagte Kik: »Nun können wir beide emotional zerstört werden.« Ein Kind zu haben bedeutet, absolut wehrlos und emotional völlig entblößt zu sein, und zwar für den ganzen Rest des Lebens.

Nachdem Luke gesäubert und in eine Decke eingewickelt worden war, versuchten wir ein wenig Schlaf zu finden. Aber die Aufregungen und die Ängste, die wir durchlitten hatten, hielten die ganze Nacht an, und wir konnten nicht schlafen. Ich wälzte mich auf der mit einem Plastikschröner überzogenen Krankenhausmatratze hin und her und dachte darüber nach, wie sich die Angst um mich selbst, als ich Krebs hatte, von der unterschied, die ich nun, da ich Vater war, um jeden anderen Menschen hatte.

Ich dachte über meine Mutter nach und über die Risiken, die sie mich hatte eingehen sehen, ohne sich einzumischen, die Felswände, die sie mich hinaufklettern gesehen hatte, die tiefen Sprünge und die schweren Stürze, die vielen Male, die ich mein Rad zu Schrott gefahren hatte, und, natürlich, meine Krankheit. Nichts ist emotional so gefährlich, interessant und beglückend wie das Elternsein.

Ein Kind zu haben, so entschied ich, war eine ausgezeichnete Methode, sich lebendig zu fühlen. Nicht viel anders, als von einer hohen Klippe ins Wasser zu springen.

Der Krebs hatte in mir den Wunsch geweckt, mehr zu tun, als einfach nur zu leben, den Wunsch, auf eine ganz bestimmte Weise zu leben. Die Erfahrung, um Haaresbreite dem Tod entronnen zu sein, hatte mich von etwas befreit. Mochten andere sich mit kleinen Sorgen und Nöten herumschlagen – *Bin ich wirklich bereit für ein Kind? Was, wenn die Leute mich nicht mögen? Soll ich*

das wirklich wagen? oder Ist das nicht zu gefährlich? –, ich tat das nicht mehr. Für mich gab es Menschen, die ein Leben lebten, das man ebenso gut als Tod bezeichnen konnte. Die Krankheit hatte mich einen klaren Blick für den Unterschied zwischen echter Angst und bloßer Besorgnis gelehrt und dafür, was im Leben zu haben und zu tun wirklich lohnend war.

Der Trick besteht darin, dafür zu sorgen, dass man in der Gefahr, in die man sich begibt, nicht umkommt. Ich war bekannt dafür, Risiken einzugehen, aber nun war ich auch Ehemann, Vater und Unternehmer und damit verantwortlich für andere Menschen. Bedeutete dies, dass ich Kompromisse eingehen und mich vorsichtiger verhalten musste? Für mich war das eine zentrale Frage. Einerseits wollte ich ein Leben voller Action, andererseits wollte ich mich meiner Verantwortung stellen.

Das war nicht einfach und viel leichter gesagt als getan. Ich wollte Vater sein – aber ich wollte auch ein Motorrad. Meine Freunde lagen mir mit der Mahnung im Ohr, einen Gang runterzuschalten; mein guter Freund und Trauzeuge bei unserer Hochzeit John Koriath bedrängte mich seit Jahren, langsamer zu fahren.

John heißt bei uns nur »College«, kurz für »College Boy«. John spielte früher am College Basketball, und eines Abends spielten er und ein anderer guter Freund, Bart Knaggs, – beide hatten ordentlich Bier getankt – Basketball gegeneinander, und nach einer Weile fing Bart an, ihn zu verspotten. »Komm schon, College«, rief er immer wieder, »zeig uns, wie man einen Korb macht.« Seitdem nennen wir John nur noch »College«.

Als ich, noch vor der Geburt meiner Kinder, einen Porsche hatte, flehte College mich in einem fort an, den Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Ich raste die Schnellstraßen runter, während College mit vor Angst

geballten Fäusten auf dem Beifahrersitz kauerte, mich einen Hurensohn schimpfte und anbrüllte, ich solle gefälligst langsamer fahren. Meine einzige Reaktion darauf war, mich halb totzulachen.

Außerdem machte es mir einen Heidenspaß, ihm bei unseren Radausfahrten die Leichenblässe ins Gesicht zu jagen. Wir fuhren mit den Rädern oft hinaus zum Red Bud Trail, wo die Straße bergabwärts in eine nicht einsehbare Rechtskurve übergeht. Jedes Mal raste ich mit hoher Geschwindigkeit den Berg hinab und zog das Rad weit auf die Gegenfahrbahn, bevor ich mich plötzlich in die Kurve legte und College damit unweigerlich zu Tode erschreckte. Ich erklärte ihm, das sei im Vergleich zu einer Hochgeschwindigkeitsabfahrt in den Bergen ein Kinderspiel und sehe viel gefährlicher aus, als es tatsächlich sei. Aber College glaubte mir nicht, bis ich ihm eines Tages in Frankreich zeigte, was Renngeschwindigkeit wirklich bedeutet. Gerade eben noch schossen wir Seite an Seite eine Alpenabfahrt hinunter, und im nächsten Moment war ich weg, jagte durch den Nebel den Berg hinunter. Danach sagte er nie wieder etwas über den Red Bud Trail.

Doch nach der Geburt der Kinder setzte ich neue Prioritäten. Ich trennte mich von dem Porsche und legte mir einen familienfreundlicheren Wagen zu. Vor nicht allzu langer Zeit wurde ich von einem Gentleman zu einer Führung durch ein Ferrari-Werk eingeladen.

»Sie schätzen mich falsch ein«, sagte ich. »Was ich brauche, ist ein Auto mit drei Kindersitzen.«

College meint, meine verrückteste und gefährlichste Angewohnheit sei derzeit, mich mit Lastwagenfahrern anzulegen, und damit könnte er Recht haben. Ich bin im Laufe der Jahre einfach zu oft von Pick-ups und Lastwagen von der Straße abgedrängt worden. Texanische

Lastwagenfahrer hassen Radfahrer, und auf den Nebenstraßen von Texas führen wir einen fortlaufenden Krieg mit ihnen. Ich bin vom Fahrtwind vorbeidonnernder Trucks in Straßengräben geblasen, von Steinen getroffen und mit Wagenhebern bedroht worden, und entsprechend ausgeprägt ist meine Neigung, mich mit LKW-Fahrern anzulegen.

Vor ein paar Jahren wurden College und ich von einem Neunachser von der Straße geblasen. College stürzte vom Rad, und seine Kette sprang vom Ritzel. Ich war fuchsteufelswild. Ich spuckte den Sand aus, trat in die Pedale und setzte dem Lastwagen nach. Hinter mir her hörte ich College rufen: »Halt, warte wenigstens auf mich!«

An einer Ampel hielt der Lastwagen an. Ich fuhr neben ihn, bremste und sprang vom Rad. Genau in dem Moment stieg ein Typ aus ... und dann stieg noch einer aus ... und noch einer. Der letzte Typ zog ein Messer aus seiner Gesäßtasche, zwar nur ein Taschenmesser, wie ich sah, aber dennoch ein Messer. Aber zu dem Zeitpunkt war ich schon viel zu wütend, um noch Angst zu haben.

»Ihr spinnt wohl! Wolltet ihr mich umbringen?«, fragte ich.

»Du hast auf dieser Straße nichts verloren«, meinte einer.

»Was meint ihr damit, dass wir hier nichts verloren hätten?«

»Ich zahle Steuern auf dieser Straße«, sagte ein anderer.

Ich lachte. »Ja, Leute, Steuern sind für mich auch ein heißes Thema«, gab ich zurück. Zum Glück kam in diesem Moment College. Er stellte sich zwischen uns und beschwor mich, ich solle mich abregen. Wir stritten noch ein bisschen über die Sache mit den Steuern, bevor wir

alle beschlossen, zu unseren Fahrzeugen zurückzukehren und weiterzufahren.

Solche Zwischenfälle passieren mir immer wieder. Manchmal ist es gefährlich, manchmal witzig, und manchmal ein wenig von beidem. Bei Austin gibt es eine besonders üble Gegend, die wir Redneckville nennen, ein trostloser Straßenabschnitt, auf dem die Lastwagen mit Vollgas über die Kreuzungen donnern und an dem es meilenweit keine Geschäfte außer zwei kleinen Lebensmittelläden gibt. Eines Morgens, ich fuhr mit einem anderen Radfahrer aus Austin durch Redneckville, da hielt ein alter Lieferwagen direkt auf uns zu. Ohne auch nur einen Zentimeter von seinem Kurs abzuweichen, raste der Fahrer, der wohl unseren Mut testen wollte, auf uns zu. Wir rissen die Lenker nach rechts, schossen mit voller Geschwindigkeit in den Straßengraben und flogen in hohem Bogen über die Lenkstangen.

Wir lagen noch auf dem Boden und waren gerade dabei, uns den Dreck abzuklopfen, als von oben herab eine Stimme scheinbar aus dem Nichts zu uns sprach.

Hoch oben auf dem Telefonmast hing ein Installateur und schaute auf uns herunter. Er hatte die ganze Sache mitverfolgt.

»Hey, wenn ihr Jungs nicht die Cops ruft, dann mach ich's. Das war nicht in Ordnung«, tönte seine Stimme vom Mast zu uns herab.

Aufgrund solcher Abenteuer bin ich inzwischen vorsichtiger geworden, wenn ich in und um Austin herum mit dem Rad unterwegs bin. Heute trainiere ich nur noch, wenn jemand mit dem Auto oder Motorrad hinter mir her fährt und mich vor Lastwagen, Steinen und Verrückten in ihren Pick-ups schützt. Ich kann es mir nicht leisten, von irgendeinem Deppen, der von hinten kommt, verletzt oder

angefahren zu werden.

Trotzdem mache ich noch gerne mit Freunden Ausfahrten auf abgelegenen Straßen. Wir fahren, wir denken laut, und wir reden. Einmal, ich war mit College unterwegs, unterhielten wir uns über Risikobereitschaft und Leichtsinn und den Unterschied zwischen beidem. Was ist noch eine Herausforderung und was bereits schlicht idiotisch? Als Profi halte ich das, was ich auf meinem Rad oder mit meinem Körper mache, nicht für sonderlich riskant. Im Umgang mit meinen Gliedmaßen bin ich ein Experte, und was anderen riskant erscheinen mag, ist für mich alltäglich. Lastwagenfahrern hinterher jagen dagegen ist schierer Mutwille.

»Ich werde dir jetzt eine fiktive Situation beschreiben«, sagte College. »Du stirbst. Luke hat keinen Vater.«

Er versuchte ganz offensichtlich, mir Angst zu machen. Ich sagte nichts.

»Und deine Zwillinge wachsen auf, ohne dich je wirklich kennen gelernt zu haben.«

Ich dachte darüber nach.

»Hör mal«, sagte ich schließlich. »Damit eins ganz klar ist: Niemand bringt mich um.«

College warf den Kopf in den Nacken und brüllte vor Lachen.

»Ladys and Gentlemen, darf ich vorstellen: Lance Armstrong.«

Er hatte natürlich Recht, aber ich hatte keine Lust, ihm den Gefallen zu tun, das auch zuzugeben. Die Wahrheit ist, dass ich mich vielleicht gar nicht wirklich verändert habe, dass ich vielleicht niemals den richtigen Ausgleich zwischen Risiko und Vorsicht finden werde. Aber ich versuche, vorsichtiger zu sein, und meine Vorsicht nimmt

proportional zur Zahl der Menschen zu, die ich liebe. Wenn ich auf dem Rad einen Berg hinunterjage, bin ich heute weniger aggressiv, als ich das einmal war. Früher fuhr ich so schnell ab, dass ich manchmal sogar Autos überholte. Heute mache ich so etwas nicht mehr, heute sehe ich einfach zu, dass ich den Berg heil hinunterkomme, weil mir in meinem Hinterkopf bewusst bleibt, dass ich eine Familie habe. Mit einer Abfahrt kann man kein Rennen gewinnen, aber man kann es verlieren, und man kann auch sein Leben dabei verlieren. Ich habe keine Lust, mein Leben und alles, was ich habe, bei der Abfahrt von einem Berg hinunter zu verlieren.

Um ehrlich zu sein, die Kinder sind nicht der einzige Grund, warum ich inzwischen einen Familienwagen fahre. Ich fahre einen Familienwagen, damit ich nicht mehr so schnell fahre.

Aber manches wird sich nie ändern: Was immer ich mache, ich will das Spiel beherrschen, ich will es gewinnen, und ich will es bis an seine Grenzen ausreizen. Ein defensives und von Ängsten geprägtes Leben ist in meinen Augen ein verlorenes Leben.

Wissen Sie, wann ich sterben will? Wenn ich mit dem Leben fertig bin. Wenn ich nicht mehr gehen, nicht mehr essen, nicht mehr sehen kann, wenn ich ein mürrischer, alter Bastard bin, der mit der ganzen Welt grollt. Dann kann ich sterben.

Vielleicht habe ich als Kind nicht genügend Arschbomben ins Wasser gelegt, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, zu arbeiten, mein eigenes Geld zu verdienen, und weil ich unbedingt aus Piano entkommen wollte. Vielleicht habe ich auch einfach eine andere Vorstellung davon, was Grenzen bedeuten. Wer weiß? Vielleicht gehört es mit zu der Erfahrung, wieder ins Leben eingewechselt zu werden, dass es einen Grenzen

anders empfinden lässt als andere Menschen, dass man versucht ist, die Latte noch eine Schwelle höher zu legen. Für mich ist das Leben eine Abfolge von künstlich definierten Grenzen, und meine Herausforderung als Sportler besteht darin, diese Grenzen und Beschränkungen auf einem Fahrrad auszuloten. Als Mensch bestand meine Herausforderung darin, sie im Krankenbett auszuloten. Mag sein, dass der Krebs eine Herausforderung ist, die niemand braucht, aber er war meine Herausforderung.

Ich weiß nur, dass etwas in mir mich dazu drängt zu springen.

Also geht es mir um das Leben. Um das Leben nach dem Krebs. Um das Leben mit Kindern. Das Leben mit Siegen. Das Leben mit persönlichen Verlusten. Es geht um Risiken, es geht um ein Ziel, und es geht um eine Balance. Es geht darum, den Ball mit aller Kraft abzuschlagen, ohne dabei die Kontrolle zu verlieren. Und wenn du ihn verhasen hast, dann zieh los, such deinen Ball, und versuch es nochmal ... Wie man sein Leben lebt, die Perspektive, aus der man es betrachtet, ist eine Entscheidung, die man jeden Tag aufs Neue trifft, eine Entscheidung, die jeder von uns ganz alleine für sich trifft.

Die Ranch, die ich zusammen mit meinem Schwiegervater Dave Richard gekauft habe, steht auf einem Bergrücken in der Nähe eines Ortes namens Dripping Springs. Ich habe damals das über 80 Hektar große Grundstück auf den Namen »Mirasol« – »die Sonne sehen« – getauft. Wir haben vor, das Haus auf der höchsten Stelle zu bauen und so auszurichten, dass es die Sonne einfängt, wenn sie – im Sommer später, im Winter früher – hinter dem Horizont versinkt.

Das allererste Mal, als ich hinaus zum Dead Man's Hole kam, schritt ich die Klippe mit Dave ab. Ich sah mir den Wasserfall an und machte ein Foto davon. Der Wasserfall

ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder sah ich mir das Foto an. Schließlich zeigte ich es Kik und sagte: »Ich werde von da runterspringen.«

Worauf sie nur meinte: »Okay.«

Später fuhr ich wieder hinaus auf das Grundstück, dieses Mal mit Dave und Ryan Street, einem befreundeten Architekten, der unser Ranchhaus entwirft. Nachdem wir einige Zeit damit verbracht hatten, die Lage des Hauses abzuklären, stiegen wir in den Geländewagen und fuhren durch das Buschwerk hinunter zum Dead Man's Hole. In einem Eichenwäldchen stellten wir den Wagen ab und gingen den Rest der Strecke bis zum Becken zu Fuß. Ryan und ich gingen ins Wasser, um zu sehen, wie tief es war. Ryan tauchte tief hinunter und kam prustend wieder hoch.

»Ich bin runter, bis mir die Ohren geklingelt haben«, sagte er.

»Vielleicht solltest du noch tiefer hinuntergehen«, meinte ich unsicher.

»Willst du, dass ich die Taucherkrankheit kriege?«, gab er zurück.

Ryan und ich stiegen die Klippe hinauf und kletterten auf der Suche nach einem geeigneten Platz zum Springen ein bisschen herum. Schließlich fanden wir den Platz, nach dem wir gesucht hatten. Ich stand am Abgrund, meine Knie weich wie Gummi, meine Kehle völlig ausgedörrt.

»Fass mich bloß nicht an«, sagte ich zu Ryan.

»Ich stehe zwei Meter hinter dir«, erwiderte er.

Ich ging in die Knie und lugte über den Rand. »Oh Mann«, sagte ich.

Unter uns sah ich Dave neben dem Wasser auf einem umgestürzten Baum sitzen.

»Hey!«, brüllte ich über das Rauschen des Wasserfalls

zu ihm hinunter. »Warum springst du nicht?«

»Weil ich nächstes Jahr in Rente gehe«, schrie er zurück.
»Davon will ich noch was haben.«

Ich musste lachen. Dann richtete ich mich auf und sprang. Ich fiel und fiel noch tiefer. Ich fing an, wie wild mit den Armen zu rudern, bis ich mich daran erinnerte, dass ich sie eng an den Körper pressen musste. Als meine Turnschuhe die Wasseroberfläche durchstießen, klang es, als würde ich Beton durchstoßen.

Lachend tauchte ich auf. Vom Ufer her konnte ich Dave applaudieren hören. Ich kletterte heraus und trocknete mich ab, dann stiegen wir zusammen hinauf zu Ryan. Hinter einer Weide mit hohem, sich im Wind wiegendem Roggengras stießen wir auf einen kleinen Bach mit einem aufgestauten Fischweiher und legten eine Pause ein.

Ich setzte mich auf einen Felsen und suchte im Wasser nach Fischen, als ich eine Libelle von reinstem Rot, auch die Flügel waren rot, entdeckte. Und gleich darauf gesellte sich eine blaue Libelle zu ihr. Voller Erstaunen sah ich zu, wie die zwei schillernden Wesen einander umschwirrten. »Wo ist die weiße?«, wunderte ich mich laut. Und dann, aus reiner Lust an der Freude, stimmte ich mit voller Lautstärke die amerikanische Nationalhymne an, sodass meine Stimme von den Felswänden der kleinen Klamm widerhallte.

Ich war geradezu betrunken vor Glück, fühlte mich, als hätte ich eine neue Haut. Der Sprung hinunter ins Dead Man's Hole hatte mich erfrischt, eine Frische, ausgelöst von der Angst, einer reinigenden und klärenden Angst, die die Sinne schärft und alles schärfer hervortreten lässt. Wie bereits gesagt, ein wenig Angst tut einem gut – vorausgesetzt, man kann schwimmen.

Beileibe nicht jeder war mit dieser Methode, meinen

Puls zu beschleunigen, einverstanden, insbesondere nicht mein Freund Bill Stapleton, der zugleich auch mein Anwalt und Agent ist und demzufolge ein gewisses persönliches Interesse an meiner Zukunft hat. Als er hörte, dass ich das Dead Man's Hole hinuntergesprungen war, verzog er das Gesicht und hielt mir eine Standpauke, weil das idiotisch gewesen sei und ich mir dabei etwas hätte brechen oder zerren können. Aber noch während er sprach, wusste Bill, dass seine Vorhaltungen nutzlos waren. »Ich werde es wieder tun«, sagte ich. Bill wusste, dass ich es ernst meinte, weil er noch etwas anderes über mich weiß. Er weiß, dass ich die Action brauche.

»Großartig, einfach großartig«, gab er zurück. »Warum strickst du daraus nicht eine Legende?«

Kapitel 2

Ein ganz gewöhnlicher Mensch

Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Ein ganz gewöhnlicher, hart arbeitender, T-Shirt tragender Mensch. Ein ganz gewöhnlicher, hart arbeitender, komplizierter, T-Shirt tragender Mensch, der hin und wieder die Schnauze voll hat.

Natürlich weiß ich, dass in dieser Selbsteinschätzung ein paar offensichtliche Widersprüche stecken. Und ich kann auch nicht versprechen, sie aufzulösen. Selbst wenn ich meine Psyche Stück für Stück auseinander nehmen und sämtliche Neuronen, die in meinem Kopf feuern, und die von ihnen an meine Muskeln und Organe ausgehenden Befehle erklären könnte, bin ich nicht sicher, ob das weiterhelfen würde. Die Selbstanalyse hat noch nie zu meinen besonderen Stärken gezählt; zum einen dauert sie zu lange, und zum anderen hege ich den Verdacht, dass es ebendie alten Geheimnisse in mir, die Selbsttäuschungen und Wunden aus meiner Kindheit sind, die mich im Leben antreiben, die mich dazu bringen, in die Pedale zu treten.

Gleichzeitig hoffe ich, die Menschen werden verstehen, dass ich bei aller Lust am Wettkampf ein sensiblerer Mensch bin, als das zuzeiten den Anschein haben mag, und dass ich, wenn ich etwas in der Art von »Na und?« vom Stapel lasse, damit in Wirklichkeit meine: »Das berührt mich mehr, als ich es zugeben kann.«

Andererseits weiß ich, dass man es durchaus satt bekommen kann, mich richtig verstehen zu wollen.

Wir alle ahnen nur ansatzweise, warum wir so sind, wie wir sind. Was an uns ist anerzogen, was selbst erworben

und was angeboren? Die Frage ist weder einfach zu beantworten, noch können wir sie auf uns alleine gestellt beantworten; wir definieren uns selbst über unsere Beziehungen zu anderen, zu unseren Eltern, Freunden, Gegnern, Chefs, Kindern. Den Krebs zu überleben hat mich gelehrt zu erkennen, wie sehr ich von anderen abhängig bin, nicht nur, was die Selbsterkenntnis angeht, sondern auch, was das bloße Überleben betrifft. Der Krebs nimmt einem alle Unabhängigkeit, stößt einen in die Abhängigkeit von Freunden, Verwandten und einem völlig fremden Menschen, von stoischen Ärzten und erschöpften Krankenschwestern, und wenn man Glück hat und ihn überlebt, nimmt man den eigenen Platz in der Kette der menschlichen Beziehungen niemals mehr einfach als gegeben hin.

Manchmal definieren wir uns über Menschen, die wir nicht einmal kennen. So war es bei Sally Reed und mir der Fall. Ohne den Krebs hätte es wohl kaum eine Verbindung zwischen einem Radrennfahrer und einer Frau in den Fünfigern gegeben, die, wie sie einmal scherzhaft sagte, wenn die Dinge anders gekommen wären, den Großteil ihrer wachen Zeit vor der Glotze verbracht hätte. Im Frühjahr 1999 waren wir füreinander Fremde, doch aufgrund eines, wie Sally es nennt, »Wink des Himmels« kreuzten sich unsere Wege: Ich war gerade auf dem Weg zum ersten Toursieg, als bei Sally Krebs diagnostiziert wurde. Am Tag nach ihrer ersten Chemotherapie riet ihr ein Freund, den Fernseher einzuschalten und mir bei der Tour zuzusehen, weil ich eine wundervolle Rückkehr von der Krankheit geschafft hatte.

Ich hatte gerade erst die Lance Armstrong Foundation ins Leben gerufen, als mich ein ehrenamtlicher Mitarbeiter, der Sally kannte, fragte, ob ich nicht ein Poster für eine nette Lady signieren könnte, die am

Stadtrand von Austin lebte und an schwerem Brustkrebs litt. Natürlich konnte ich.

»Sei mutig und kämpfe wie der Teufel«, schrieb ich ihr.

Sally hängte das Poster in der Küche auf und sah es sich jeden Tag während der sechs Monate an, die ihre Strahlenbehandlung und Chemotherapie dauerte. Als sie im Dezember 1999 schließlich mit der Strahlenbehandlung fertig war, fing sie als ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der Stiftung an, obwohl ihre Haare noch nicht nachgewachsen waren. Ohne Ausnahme jeden Dienstag und Donnerstag setzte sie sich ins Auto und fuhr eine Stunde ins Büro, um Post und Anfragen von Krebspatienten aus allen Teilen der Welt zu beantworten. Sally, die eifrigste freiwillige Mitarbeiterin im Büro, verteilte Informationen, Ratschläge und Mitgefühl.

Das Eigenartige war, dass es ewig dauerte, bis wir uns schließlich persönlich kennen lernten. Ich hörte ebenso viel über sie wie sie über mich, aber irgendwie schafften wir es immer, uns zu verpassen, was mit daran lag, dass ich für gewöhnlich nur mittwochs und freitags ins Büro der Stiftung kam, Tage also, an denen sie nie da war. Nach einer Weile fing Sally an zu scherzen, es gebe mich gar nicht. Einmal legte sie mir eine Ausgabe von *Tour des Lebens* zum Signieren auf den Schreibtisch, anbei eine Notiz auf der stand: »Ich lasse dieses Buch hier, bin mir aber nicht sicher, ob es den Autor gibt.«

Irgendwann fing Sally an, auf einer großen Wandtafel im Zimmer der ehrenamtlichen Mitarbeiter ein Verzeichnis der »Lance-Sichtungen« zu führen. Es gab Spalten für Tag, Ort und Zeitpunkt jeder Lance-Sichtung. Über einer Spalte stand »Augenzeuge«, über der nächsten »Bestätigung der Sichtung« und so weiter. Sallys Liste geriet zum Objekt der ständigen Erheiterung im Büro.

Mit der Zeit füllte sich die Liste mit Lance-Sichtungen. Wann immer ich vorbeischaute, nahmen alle Freiwilligen pflichtschuldig ihre Eintragungen vor, aber Sally und ich verpassten uns trotzdem weiterhin. Selbst der Lieferant, so klagte sie gerne, hätte mich schon gesichtet, nicht aber sie. Als mich eines Nachmittags ihr Ehemann beim Training auf dem Rad sah, erweiterte sie die Liste um eine neue Kategorie: »Sichtung durch Stellvertreter«.

Nachdem das ungefähr ein Jahr lang so gegangen war, legte ich ihr schließlich eine Nachricht in ihr Postfach. »Ich bin hier«, stand darauf geschrieben. »Wo bist du?« Darunter fügte ich von Hand noch hinzu: »Wenn sie mich nicht mehr dauernd auf Reisen schicken, wirst du eine Sichtung haben. Im November und Dezember bin ich in Austin. Wie wäre es, wenn wir uns dann treffen?«

Postwendend trug Sally eine neue Spalte auf der Tafel ein:

»Lance-Brief-Sichtung«.

Rund einen Monat später kehrte ich nach Austin zurück, fuhr hinüber zur Stiftung und platzte mit dem Ausruf »Wo ist Sally?« ins Zimmer der Ehrenamtlichen.

Und da saß sie. Sie hatte eintausend Stunden in der Stiftung gearbeitet, bevor wir uns endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Wir umarmten uns und waren uns sofort sympathisch. Sally war genauso liebenswert und gutmütig, wie ich sie mir vorgestellt hatte, strahlte darüber hinaus aber noch eine ganz bemerkenswerte Sachlichkeit aus. Sie war eine wohlhabende Frau und Mutter, deren Leben nicht nur einmal, sondern dreimal vom Brustkrebs aus der Bahn geworfen worden war; auch bei ihren zwei Schwestern war Brustkrebs diagnostiziert worden. Wir plauderten eine Weile, unterhielten uns über die Stiftung und darüber, wie

man Leuten Kraft geben konnte, und, da wir beide uns für schnelle Autos begeisterten, auch über Autos.

Worüber wir niemals wirklich sprachen, war Krebs. Warum, weiß ich selbst nicht so genau. Vielleicht bestand in der Hinsicht eine Art telepathische Verbindung zwischen uns. Oder vielleicht waren wir es gewohnt, allein mit unseren Gedanken darüber zu sein, da die wenigsten Menschen in unserem Leben diese Erfahrung voll und ganz nachvollziehen können. Vielleicht hatten wir aber auch einfach beschlossen, nicht auf den furchtbaren Erinnerungen herumzureiten. Was wichtig war und ist, ist die Verbindung zwischen uns, und durch Sally komme ich mit anderen in Verbindung. Sie leitet Briefe und besondere Anfragen von allen möglichen Leuten aus der Krebsgemeinschaft an mich weiter und organisiert Treffen mit ihnen. Wir wissen beide, dass es für jemanden, bei dem Krebs diagnostiziert wurde, eine Quelle der Kraft ist, jemanden zu kennen, der die Krankheit überlebt hat. Gemeinsame Erfahrungen verleihen den Menschen ein Gefühl der Stärke. Geben wir einem Patienten auch nur für fünf Minuten Hoffnung, sagt Sally, dann haben wir das Wichtigste erreicht.

Manchmal ist es die Abwesenheit eines Menschen, die die Frage danach kompliziert, wer wir sind. Bei mir ist es der Vater, den ich niemals kennen gelernt habe. Eddie Gunderson hätte ebenso gut ein anonymes Samenspenders sein können. Er verließ meine Mutter kurz nach meiner Geburt und trat alle elterlichen Sorgerechte an sie ab. Meine Mutter und ich haben uns nie über ihn unterhalten. Ich las in der Zeitung, dass er nach der Tour 1999 einmal versuchte, mit mir in Kontakt zu treten, aber das wollte ich nicht. Ich stellte fest, dass ich weder das geringste Interesse daran hatte, ihn kennen zu lernen, noch daran,

mich mit ihm zu beschäftigen. Dieser Preis war schon bezahlt. Er war der Bewahrer des Geheimnisses, der Mann mit der Antwort auf die Frage, die sich nicht beantworten lässt. Ich für mich habe beschlossen, durch meine eigenen Kinder – indem ich nach vorne blicke, nicht zurück – zu erfahren, was es heißt, eine Familie zu haben.

Manchmal kann einem ein einziger Mensch alles geben, was man braucht, und das war bei meiner Mutter und mir der Fall. Auch wenn es nicht leicht war, sie war mir Vater und Mutter und darüber hinaus noch mein bester Freund, und das alles konzentriert auf 1,62 Meter Körpergröße. »Du warst schon ein Überlebender, bevor du Krebs hattest«, sagt sie. Wenn das stimmt, dann nur wegen ihr; sie hat uns mit dem Gehalt einer Sekretärin durchgebracht, und sie hat immer nach Mitteln und Wegen gesucht, uns ein besseres Leben zu bieten. »Wenn es etwas zu tun gibt, dann musst du es auch tun«, sagte sie immer. Piano war eine wohlhabende Vorstadt, und im Vergleich zu uns waren die anderen Familien viel besser gestellt. Was immer wir haben wollten, wir mussten es uns zuerst verdienen. Ich hatte immer wenig – aber dank meiner Mutter hatte ich immer genug.

Nun, da ich Vater bin, verstehe ich, wie sehr sie sich gewünscht haben muss, mir alles geben zu können. Und ich verstehe jetzt auch die zahllosen kleinen Ängste und Sorgen, die ich ihr bereitet haben muss – immerzu gab es eine kleine Wunde oder Verletzung, die behandelt werden musste, Folge meiner zahlreichen Stürze oder Kunststückchen mit dem Fahrrad. Sie lacht, wenn sie sieht, wie ich meine eigenen Kinder verwöhne und mich um sie Sorge. »Ich sehe eine Seite an meinem Sohn, die ich zuvor nie gesehen habe«, sagt sie. Und sie fragt sich, ob ich nun, da ich Vater bin, eher bereit bin, mich mit meiner Vergangenheit auseinander zu setzen, eine Frage,

die ich mir selbst stelle.

Ich habe es noch nie gemocht, über die Schulter nach hinten zu blicken. Hin und wieder fragen mich Freunde, warum ich mich nie wirklich für meine Vergangenheit interessiert habe. »Ich gehe nicht gerne rückwärts«, antworte ich dann immer. »Das bereitet mir nur Kopfschmerzen.« Zurückzuschauen ging gegen meine Natur; ich betrieb die Suche nach mir selbst auf dem Fahrrad, in voller Fahrt und den Blick nach vorne gerichtet. Mich vorwärts bewegen, das konnte ich am besten.

In meiner Jugend fuhr ich Rad, um jemand zu sein. Dann fuhr ich Rad, um zu beweisen, dass ich überleben konnte – und um es allen Skeptikern zu zeigen, die mich als tot abgeschrieben hatten. Aber womit sollte ich mich jetzt motivieren? Was sollte mich jetzt noch nach fünf oder sechs Stunden im Sattel halten, wenn der Schnee vor meinen Augen schwarz wurde? Das war die Frage, die ich mir vor der Tour de France 2000 beantworten musste. Ich war fest entschlossen, meinen Sieg vom Vorjahr zu wiederholen. Nicht im Traum dachte ich jemals daran, mich mit einem einzigen Sieg zufrieden zu geben. Ein Sportler ist nicht gerade darauf erpicht, eine Vergangenheit zu haben; das bedeutet bloß, dass er am Ende ist. Ein Sportler will nur eine Gegenwart und eine Zukunft.

So viel weiß ich über mich selbst: Die sicherste Methode, mich dazu zu bringen, etwas zu tun, ist, mir zu sagen, ich könne es nicht. Sagen Sie mir, dass ich auf keinen Fall die Tour de France nochmals gewinnen kann, und ich habe keine andere Wahl, als zu versuchen, sie nochmals zu gewinnen. In diesem Winter und Frühjahr bezweifelten die meisten Leute aus den unterschiedlichsten Gründen, dass ich in der Lage wäre,

die Tour nochmals zu gewinnen. Die Früchte eines Tour-Sieges hatten mehr als einen Radrennfahrer ruiniert, hatten sie selbstgefällig werden lassen und ihre Karriere beendet, und ich wusste nun auch, warum.

Eine Sache ein zweites Mal zu machen gehört mit zum Schwierigsten überhaupt. Wenn man etwas schon einmal getan hat, hat man weniger Grund, es nochmals zu tun, da es so viele andere Dinge gibt, die man stattdessen tun könnte. Das stimmte mehr, als ich es mir eingestehen wollte. Mein tägliches Pensum nahm zu, nicht ab, und ich tat mich schwer, einen Ausgleich zwischen Privatleben, Arbeit, Training und geschäftlichen Verpflichtungen zu finden. Wann immer ich einer Sache zu viel Zeit und Aufmerksamkeit widmete, vernachlässigte ich darüber eine andere, insbesondere Kik und Luke – ganz zu schweigen von den zahllosen kleinen Routinejobs, von geschäftlichen Sorgen, Verkehrsstaus und dem Alltagsleben, was leicht einen ganzen Tag ausfüllen und dieses kristallklare Bewusstsein in den Hintergrund drängen konnte, dessen ich mich doch so sicher gefühlt hatte.

Eines Nachmittags dann, ich stand auf einem Golfplatz und versuchte, neun Löcher zu spielen und mich dabei zu entspannen, wurde mir klar, dass ich meine Energie auf zu viele Dinge gleichzeitig verteilte. Ich stellte mich zu einem Putt auf und versuchte gleichzeitig mit dem Mobiltelefon am Ohr eine geschäftliche Angelegenheit zu regeln, bei der es um neue Fahrradreifen ging.

»Bleiben Sie kurz dran«, sagte ich zu meinem Gesprächspartner, legte das Telefon ins Gras, schlug einen miserablen Putt und nahm dann das Gespräch wieder auf.

An einem anderen Tag hastete ich schweißgebadet mit meinem Rad in einer Radbox unter dem Arm quer durch den Flughafen von Orlando, um den Anschlussflug nach

New York noch zu erwischen, wo ich einen Geschäftstermin hatte. Vielleicht, so hatte ich mir überlegt, würde ich zwischendrin noch ein paar Stunden im Central Park Rad fahren können. Am Ende war ich so spät dran, dass ich das Rad auf dem Flughafen zurücklassen und mit Engelszungen auf die Stewardess einreden musste, um noch an Bord gehen zu dürfen. Völlig geschafft und völlig durchgeschwitzt sank ich in meinen Sitz und dachte: *Das muss aufhören!*

Auf seine Weise kann zu viel Erfolg tödlich sein, erkannte ich damals. Ich zog die Unmittelbarkeit vor, die darin lag, einfach gesund zu bleiben, ein guter Vater zu sein und Radrennen zu fahren. Ich wollte mich nicht mit allzu vielen Möglichkeiten und Verpflichtungen verzetteln.

Mit diesen Gedanken im Kopf ging ich zu meinem Freund Lee Walker. Wir sprachen über Opfer, die man bringen musste, und darüber, wie ich meinen Verpflichtungen nachkommen konnte, ohne mich selbst oder die Menschen um mich herum zu betrügen. Lee half mir zu verstehen, dass ein Zeitplan alles andere als eine triviale Sache ist.

»Ein Zeitplan«, sagt Lee gerne, »ist das Instrument, mit dessen Hilfe wir unsere Absichten in der Welt manifestieren.«

Ich kannte Lee Walker, so wie jeder in Austin Lee kannte. Als ehemaliger Vorstandschef von Dell Computers, der eines Tages einfach alles hatte stehen und liegen lassen und seitdem in abgetragenen Jeans, alten Turnschuhen und einem breitkrempigen Hut durch die Gegend latschte und Geld und gute Ratschläge verteilte, gehört Lee zu den einzigartigen Charakteren der Stadt. Lee hatte jeden Tag Anzug und Krawatte getragen, bis er eines Morgens mit einem stechenden Schmerz im Rücken

aufwachte – Diagnose Rückenmarkshautentzündung. Während seiner Krankheit ging ihm auf, dass ihn sein bisheriges Leben anwiderte, und er wünschte sich fast schon, dass seine Krankheit ihn umbringen würde.

Nach seiner Genesung fing er ein neues Leben an. Er verließ Dell, verkaufte sein Anwesen im Westen von Austin und fing als Lehrkraft an der University of Texas an. Lee lebte in der Nähe des Campus in einem ziemlich alten Haus mit einem verwilderten Garten und einem zum Büro umfunktionierten Gartenhaus mit einer riesigen Tafel und bis an die Decke reichenden Bücherregalen. Er unterstützte in Austin viele wohltätige Aktionen und junge Menschen, neben anderen auch mich.

Zu Beginn unserer Bekanntschaft – vor meiner Krebserkrankung – drehten sich unsere Gespräche vor allem um Geld. Geld war mein zentrales Thema, und ich wollte alles darüber von einem ausgewiesenen Experten in Sachen »Wie werde ich reich?« wissen. Ich weiß nicht, wie oft ich mein Portfolio ausdruckte, damit er einen Blick darauf warf und mich beriet. »Was um alles in der Welt willst du mit dieser Scheißaktie?« Diesen Satz bekam ich mehr als nur einmal von ihm zu hören. Wir sprachen darüber, was und warum ich kaufte beziehungsweise verkaufte, über ganz praktische Dinge. Glück bestand für mich darin, Geld zu machen und Dinge zu besitzen.

Aber was immer ich für Glück hielt, alles wurde mir ziemlich schnell langweilig; ich fing an, es für selbstverständlich zu nehmen oder wegzuworfen. Ein Portfolio, ein Porsche, diese Dinge waren mir wichtig. Und meine Haare. Und dann verlor ich das alles, auch meine Haare. Ich verkaufte den Wagen, verlor einen Haufen Geld und hielt mit letzter Kraft gerade noch so am Leben fest. Langsam begann ich zu verstehen, was Glück wirklich war.

Danach veränderte sich die Beziehung zwischen Lee und mir von Grund auf. Wir sprachen nie mehr über Geld, außer in dem theoretischen Sinn, den wir beide kennen gelernt hatten: dass zuerst die Gesundheit kommt, dann das Geld. Wir sprachen über die Erfahrung, wieder ins Spiel, ins Leben zurückgebracht worden zu sein, und über das zentrale Problem des Überlebens: Wie kann man an dem festhalten, was einen die Erfahrung einer tödlichen Krankheit gelehrt hat, und gleichzeitig wieder ein ganz normales Leben mit seinen vielen kleinen und großen Anforderungen führen? In dem Zusammenhang zitierte Lee häufig die Dichterin Mary Oliver: »Was wirst du tun mit diesem deinem ungestümen und kostbaren Ich?«

Als Tour-Sieger und Krebsaktivist taten sich mir zu viele neue Möglichkeiten auf, und ich musste zu viele neue Rollen spielen. Lee überzeugte mich, dass nicht Geld, sondern Zeit das wichtigste Thema in meinem Leben war. Ich fing an mich zu fragen, was ich wirklich wollte. Natürlich, ich wollte Geld verdienen, aber ich wollte mich davon nicht auffressen lassen oder mir den Kopf über Markenstrategien zerbrechen. Ich hatte keine Lust darauf, mein Gesicht auf einem Pappschild in einem Supermarkt zu sehen, und ebenso wenig Lust, einen Film mit Tweety dem Kanarienvogel zu machen. »Ich glaube nicht, dass du vor allem reich werden willst«, meinte Lee. »Ich glaube, du willst dir vor allem einen Namen machen.« Ich beschränkte mich auf ein paar Werbedeals, mit denen ich mich identifizieren konnte, und versuchte ansonsten nicht zu vergessen, dass der Druck, unter dem ich stand, ein Privileg war und mit einem nicht gerade üblichen Quantum an öffentlichem Wohlwollen einherging. Im Grunde genommen hoffte ich, an dem festhalten zu können, an das ich glaubte und das mir am Herzen lag, ohne darüber das Berufliche oder mein Privatleben zu

vernachlässigen.

Unterdessen verfolgte die gesamte Radsportwelt neugierig mit, wie ich mit dem Reichtum, den geschäftlichen Verpflichtungen und dem Publicity-Mahlstrom zurechtkam. »Jeder Fahrer, der gewinnt, steht vor demselben Problem«, meinte der herausragende spanische Radrennfahrer Miguel Induráin einmal. »Der Sieg verändert sein Leben für immer.« Die Tageszeitung *USA Today* brachte einen Beitrag über meine geschäftlichen Engagements und titulierte mich als Lance Inc. Die französische Sportzeitung *L'Équipe* übernahm den Artikel, ergänzt durch einen kursiv gesetzten Kommentar, dessen Autor die Ansicht vertrat, dass ich zu viel Zeit damit verbrachte, Geld zu verdienen, statt im Sattel zu sitzen und zu trainieren.

Die meisten meiner Gegner in der Radwelt betrachteten meinen Sieg bei der 99er-Tour als einen Glücksfall – einen sensationellen Glücksfall zwar, aber eben doch nur einen Glücksfall. Von Anfang an hatte die Radwelt sich geweigert, an mich zu glauben, und nun weigerte sie sich eben, an die Möglichkeit eines zweiten Triumphs bei der Tour zu glauben. Aber als meine Konkurrenten mich abschrieben, erwiesen sie mir einen Gefallen, weil sie mir damit ein neues Motiv lieferten. Das allein schon weckte in mir den Ehrgeiz, die Tour de France nochmals zu gewinnen.

Je lautstärker die Skeptiker sich zu Wort meldeten, umso wichtiger wurde die Tour 2000 für mich, wichtiger vielleicht sogar noch als die Tour 99. Alles andere als ein weiterer Sieg bei der Tour wäre für mich eine Enttäuschung. »Wartet es ab«, sagte ich zu meinen Freunden. »Ich werde wieder gewinnen. Und wisst ihr auch, warum? Weil keiner von ihnen glaubt, dass ich es kann.«

Ich fing an, nach Gründen zu *suchen*, mich auf dem Rad wütend zu fühlen. Ich katalogisierte jeden Ausdruck der Skepsis, jede ungläubige Bemerkung und jeden Hinweis auf Zweifel bei meinen Gegnern und benutzte sie, um mich zu motivieren. Ich führte eine regelrechte Liste, eine alte Wettkampfgewohnheit, die zurück bis in die Tage meiner Kindheit in Piano reichte, als ich immer weniger Geld hatte als die anderen Kids und immer die falsche Sportart betrieb. (In Texas zwangen sie einen zwar nicht, Football zu spielen, aber sie ließen einen deutlich spüren, dass sie das von einem erwarteten.) Außerdem hatte ich auch nicht das richtige, sprich konventionelle Elternhaus. Ich war schon immer unterschätzt worden und wusste, wie ich das zu meinem Vorteil einsetzen konnte. Ich blühte auf, wenn die Wetten gegen mich standen.

»Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch«, sagte ich in diesem Winter. »Und ich werde euch zeigen, wozu ein ganz gewöhnlicher Mensch imstande ist.«

Das Erste, was ich tat, um meinen Tour-Sieg zu verteidigen, war, meinem Leben um ein Haar selbst ein Ende zu setzen.

Die Welt ist voller Leute, die sich Selbstvertrauen kaufen oder fabrizieren wollen oder die schlicht so tun, als ob sie es hätten. Aber Selbstvertrauen kann man nicht vortäuschen, man muss es sich verdienen, und der einzige Weg dorthin führt, wenn Sie mich fragen, über harte Arbeit. Man muss arbeiten, und genauso ließ sich die 2000er-Kampagne auch an, mit harter, mörderischer Arbeit.

Anfang Mai zog das U.S. Postal Team zu einer Reihe arbeitsintensiver Trainingslager durch die Alpen und Pyrenäen. Wenn ich mich an die Schmerzen gewöhnte,

meinen Körper nach Kräften maltratierte und ausreichend arbeitete, so die Theorie dahinter, dann würde es vielleicht während der Tour nicht so sehr weh tun. Wir fuhren die Routen ab, die wir auch bei der Tour fahren mussten, und analysierten die einzelnen Etappen.

Die 87. Tour de France führte in 23 Tagen über 3652,5 Kilometer entgegen dem Uhrzeigersinn durch Frankreich. Ein widersinniges Unterfangen, ich weiß, aber andererseits stand der Tour de France schon bei ihrer Geburt ein höchst bizarres Ereignis Pate: In der Frühzeit des Industriezeitalters lobte eine französische Tageszeitung einen Preis für denjenigen Verrückten aus, der schneller als andere Verrückte auf dem Fahrrad eine Rundfahrt durch das ganze Land absolvierte. Dass das Ereignis von Anfang an durch Betrugereien, Unfälle und Absurditäten überschattet wurde, tat seiner wachsenden Popularität keinen Abbruch, und über die Jahre hinweg stieg die Tour de France zu einem landesweit gefeierten, nationalen Sportereignis auf.

Nach amerikanischen Maßstäben ist das Radrennen ein eigenartiger Sport, geprägt von einem fremden Ethos und einem komplizierten Kodex, in dem es ebenso viele ungeschriebene wie geschriebene Regeln gibt. Genau genommen handelt es sich dabei um eine Art Hochgeschwindigkeits-Schach auf Rädern, bei dem es mit darauf ankommt, die Route vorab auszukundschaften.

Während des Rennens spielten die einzelnen Mitglieder des Postal-Teams jeweils unterschiedliche Rollen. Einige davon, darunter mein enger Freund Kevin Livingston, waren starke Kletterer, deren Job es war, mir durch die Berge zu helfen, mich in ihrem Windschatten fahren zu lassen und bei den Aufstiegen mitzuziehen. Andere wie George Hincapie, einer meiner besten Freunde, sollten mir bei den Sprints auf den flachen Etappen helfen. Die

meisten meiner Teamkollegen, Leute wie Hincapie, Tyler Hamilton oder der Russe Wjatscheslaw Ekimow, waren jeder für sich herausragende Fahrer und hatten selbst das Zeug, große Rennen zu gewinnen. Dass sie sich für mich so hart ins Zeug legten, war ein Beweis dafür, wie extrem ernst sie ihre Aufgabe nahmen. Dann gab es noch die jüngeren und weniger erfahrenen Fahrer, die so genannten »Domestiken«, deren Job es war, alles zu machen, anfangen damit, mich gegen andere Fahrer abzuschirmen, bis dahin, mich je nachdem mit Essen, Getränken oder Ersatzteilen zu versorgen.

Unser Sportdirektor, oder *directeur sportif*, war Johan Bruyneel, ein ehemaliger Radrennfahrer aus Belgien, dem seinerzeit der Ruf eines Favoritenkillers vorausgeeilt war; Bruyneel hatte Induraín einmal bei einer berühmten Touretappe den Tagessieg weggeschnappt. Er hatte ruhige, graue Augen mit einem festen Blick, eine Kinnspalte und war jemand, den nichts so leicht aus der Ruhe brachte. Als unser Sportdirektor besaß er schier unerschöpfliche Geduld, ein Talent für das Aufstellen von Rennplänen, und er widmete akribisch jedem Detail seine Aufmerksamkeit. Er war es, der auf diesen Trainingscamps bestand und dafür sorgte, dass wir uns mit der Strecke vertraut machten.

Stunde um Stunde, Tag um Tag fuhren wir auf unseren Rädern durch den europäischen Frühling. Anfang Mai schwankte das Wetter in den zerklüfteten Pyrenäen zwischen eisiger Kälte und drückender Hitze, und auf der Abfahrt von einem dieser verlassen Gipfel hätte ich die Tour beinahe schon verloren, bevor sie überhaupt begonnen hatte.

Wir hatten gerade den Col du Solour erklommen und wollten eine extrem schnelle und möglicherweise sehr wichtige Abfahrt üben. Beim Aufstieg wurden wir von der

Sonne regelrecht verbrannt. Ich nahm meinen Helm ab und hängte ihn an den Lenker. Oben angekommen pausierte ich kurz. Nachdem einer der Mechaniker ein paar Anpassungen an meinem Lenker vorgenommen hatte, stieg ich wieder aufs Rad, duckte mich hinter den Lenker und jagte den Berg hinunter. Mein Helm hing immer noch am Lenker, ein unverzeihlicher Fehler.

Die Straße war eng und wand sich steil in ein Tal zu meiner Rechten hinunter. Auf der Bergseite wurde sie durch eine Steinmauer begrenzt. Ich konzentrierte mich voll auf die Kurven, und ohne Geschwindigkeit zu verlieren, nahm ich Kurve um Kurve, genoss den Rhythmus ... und fuhr mit dem Vorderrad über einen Stein.

Der Reifen platzte.

Urplötzlich wackelte mein Lenker wie verrückt, als wollte ihn mir jemand mit aller Gewalt aus den Händen reißen. Wenn dir bei Tempo 70 ein Vorderreifen platzt, kannst du nicht mehr lenken. Was Sekunden vorher noch ein 2,5 Zentimeter dicker Hochleistungs-Gummireifen gewesen war, der eine stabile Zentrifugalkraft erzeugt hatte, war nun zerfetztes Gummi auf einer flachen Karbonfelge. Das Rad schlingerte wie wild, und mein Vorderrad hielt unaufhaltsam auf die Steinmauer zu. *Wenn ich es gerade halten kann*, dachte ich, *kann ich vielleicht ausreichend abbremsen, um ...*

Die Mauer raste viel zu schnell auf mich zu. Unmittelbar vor ihr war ein Graben. Mein Vorderrad kippte nach unten weg, ich wurde vom Rad katapultiert – und knallte mit dem Kopf frontal gegen die Mauer. Es war, als würde die Sonne mit einem Schlag explodieren und der Himmel entzwei brechen.

Benommen und blutend lag ich im Graben. Als Johan,

der im Begleitwagen hinter mir fuhr, um die Kurve kam, sah er mich in einer Blutlache neben der Straße liegen. Ich hatte eine tiefe Platzwunde am Kinn, mein Kopf war angeschwollen, und ich selbst kaum bei Bewusstsein. Ich hatte den gesamten Aufprall mit dem Kopf aufgenommen. Seltsamerweise hatte ich nirgendwo sonst auch nur den kleinsten Kratzer. Noch nicht einmal meine Radhose hatte ein Loch.

Ich hörte, wie Leute angerannt kamen. Dann hörte ich ein paar Stimmen – Johan und zwei Leute, die ich nicht kannte. Wie der Zufall es wollte, hatten zwei frankokanadische Ärzte gerade im Gras vor der Steinmauer gepicknickt und völlig entgeistert mit angesehen, wie ich in den Graben gerast und mit dem Kopf gegen die Wand geknallt war.

Ich wollte mich aufrichten. »Non, non«, rief einer der Ärzte und drückte mich wieder zu Boden. Der andere sprang auf und rannte zu ihrem Auto, um Eis zu holen, das sie mir dann auf den Kopf legten. Ich war bei Bewusstsein und hatte die Augen geöffnet, konnte aber nicht über den Graben hinaussehen. Ich erinnere mich noch, dass ich Johan mit den beiden Ärzten sprechen hörte.

»Wissen Sie«, sagte einer der Ärzte, »als wir ihn sahen und den Aufprall hörten, waren wir überzeugt, dass wir herüberkommen und einen toten Mann finden würden.«

Irgendwann muss ich bewusstlos geworden sein. Ich weiß noch, dass ein Krankenwagen kam und mich aus den Bergen hinunter in das Krankenhaus in Lourdes brachte. Es war das erste Mal seit meiner Krebserkrankung, dass ich als Patient wieder in ein Krankenhaus eingeliefert wurde, und als die Hecktür aufgerissen wurde und ich den Geruch von Medizin und Desinfektionsmitteln einatmete, überfiel mich dieses furchtbare und rasende Gefühl in meiner Brust, das ich so gut kannte.

Mit ein paar Stichen wurden die Wunden an meinem Kopf und am Kinn genäht. In dieser Nacht, die ich zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben musste, machte ich kein Auge zu. Die ganze Zeit über spürte ich den Matratzenbezug aus Plastik unter den Bettlaken, die bald schon völlig von meinem Schweiß durchnässt waren.

Am nächsten Morgen flog ich zurück nach Nizza, wo Kik mich am Flughafen abholte. Mein Kopf fühlte sich mindestens dreimal so groß an wie normalerweise, meine Augen waren blauschwarz unterlaufen und dick angeschwollen und mein Gesicht voller Kratzer und Schnitte. Kik schnappte nach Luft, als sie mich sah.

»Du siehst aus wie der Elefantenmensch«, meinte sie.

Wochenlang saß ich zu Hause auf dem Sofa. Unfähig, auch nur für das Training aufs Rad zu steigen, wartete ich darauf, dass mein Kopf so langsam wieder Normalgröße annahm. Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken und gelangte zu der Überzeugung, dass ich mir keine idiotischen Fehler mehr leisten oder unnötige Risiken eingehen durfte. Ich liebte es, Berge hinunterzujagen, und ich liebte es, mich in die Kurven zu legen. Aber nun beschloss ich für mich, dass es in Ordnung sei, bei einer Abfahrt 30 Sekunden zu verlieren. 30 Sekunden konnte man wieder aufholen.

Schließlich fing ich ganz vorsichtig wieder mit dem Training an. Der Sturz hatte mich davon abgehalten, den vielleicht wichtigsten Tourabschnitt in den Pyrenäen zu erkunden, einen Anstieg namens Hautacam. Hautacam ist ein bekannter Skiort auf einem nebelverhangenen Berg in der Nähe von Lourdes und war die erste und wohl auch eine der schwierigsten Bergetappen der diesjährigen Tour de France.

Also kehrte ich zurück. Es war sehr windig und bedeckt, und ich fuhr dieselbe Strecke ab, die wir später im Rennen

fahren würden, nur dass es dieses Mal keine Zuschauer gab und ich mit Ausnahme von Johan im Begleitfahrzeug alleine unterwegs war. Ich erreichte den Fuß des Berges. Ich stellte mich in die Pedale und nahm den steilen Anstieg in Angriff. Die ganze Zeit über analysierte ich die Straße, versuchte die Stellen auszumachen, an denen ich später attackieren konnte, und solche, wo ich besser daran tat, meine Kräfte zu schonen. Durch heftigen Schneeregen kämpfte ich mich nach oben, mein Atem eine weiße Dunstwolke in der kalten Bergluft.

Nach ungefähr einer Stunde erreichte ich die Passhöhe. Johan fuhr neben mich und streckte den Kopf aus dem Fenster. »Okay, gut«, sagte er. »Steig ins Auto und trink einen heißen Tee.« Ich zögerte. Ich war mit meinem Aufstieg ganz und gar nicht zufrieden.

»Ich hab's nicht«, meinte ich.

»Was meinst du, du hast's nicht?«

»Ich hab's nicht. Ich verstehe den Aufstieg nicht.«

Eine Bergetappe kann eine komplizierte Angelegenheit sein. Ich hatte das Gefühl, den Anstieg nicht durchschaut zu haben. Ich war den Berg hinaufgefahren, aber ich wusste immer noch nicht, wie ich mir den Anstieg einteilen musste. Bei solchen Erkundungsfahrten kam es mir darauf an, das Gefühl zu haben, den Berg so gut zu kennen, dass er mir später vielleicht helfen würde.

»Ich habe nicht das Gefühl, ihn zu kennen«, sagte ich.
»Er ist nicht mein Freund.«

»Wo liegt das Problem?« Johan sah mich an. »Du bist oben, lass uns gehen.«

»Wir müssen zurück und noch mal hoch.«

Für den ersten Aufstieg hatte ich eine Stunde gebraucht, hinunter ins Tal dauerte es eine halbe Stunde, und dann

eine weitere Stunde ohne Pause für den zweiten Aufstieg. Dieses Mal, am Ende des Tages, als ich im strömenden Regen oben ankam, hatte ich das Gefühl, den Aufstieg gemeistert zu haben. Auf dem Gipfel kam Johan mit einer Regenjacke auf mich zu. »Ich glaub's nicht, ich glaub's einfach nicht«, sagte er. »Aber jetzt reicht es. Wir fahren nach Hause.«

An diesem Abend schickte ich die physiologischen Daten von den beiden Aufstiegen an meinen Trainer Chris Carmichael. Jeden Tag nach dem Training nahm ich mir die Ausdrücke von dem kleinen, auf meinem Rad montierten Computer vor, der meine Wattzahl, meinen Energieaufwand, meine Tretfrequenz und meine Herzfrequenz aufzeichnete. Diese Zahlen sagten mir, wo die Strecke mich am meisten und wo sie mich am wenigsten gefordert hatte. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, die Werte per E-Mail an Chris zu schicken, der sie dann analysierte und mit Kommentaren versehen an mich zurückschickte.

An diesem Abend öffnete Chris die Datei und nahm meine Werte unter die Lupe. Am anderen Morgen rief er mich an. »Sieht nach einem harten Tag aus, sieben Stunden in dem Wetter. Aber deine Kraft war immer noch beeindruckend«, sagte er. »Nur eine Sache. Ich glaube, die Datei ist beschädigt worden. Die Zahlen sehen irgendwie komisch aus.«

»Wieso komisch?«, wollte ich wissen.

»Ich habe zwei Zahlenreihen«, gab er zurück.

»Das ist richtig.«

»Du bist den Berg zweimal hoch?«

»Yeah.«

Einen Moment lang herrschte Stille.

Dann sagte er: »Du kranker Arsch.«

Bei der Tour 2000 ging ich mit einer auf meinen Rücken gepinselten Zielscheibe an den Start. Zumindest hatte ich das Gefühl, dass es so war.

Das Fahrerfeld war so stark besetzt wie schon seit Jahren nicht mehr, und alle hatten es auf mich abgesehen. Mein Sieg bei der Tour 99 sei, hieß es, ein Glücksfall gewesen, weil damals zwei der allerbesten Fahrer gefehlt hätten. Dieses Mal aber standen der Deutsche Jan Ullrich und der Italiener Marco Pantani, die Toursieger von 1997 beziehungsweise 1998, die im Vorjahr gefehlt hatten, wieder mit an der Startlinie. Das Feld war, wie es aussah, voller Champions.

Ullrich war von der körperlichen Anlage her der wohl beste Radrennfahrer der Welt, ein großer, extrem muskulöser Kerl, der große Gänge kurbelte. Er hatte die 99er-Tour aufgrund von Verletzungen absagen müssen und hart daran gearbeitet, wieder in Form zu kommen, aber nun war er wieder da und hungrig, und hungrige Männer sind gefährlich. Pantani, ein drahtiger Mann mit scharfen Gesichtszügen und einem rasierten Schädel, um den er gern ein Piratentuch band, war auf eine andere Art hungrig. Nach einem Dopingskandal hatte er die letzte Tour aussetzen müssen und kämpfte nun darum, seinen Ruf in der Radrenngemeinde wiederherzustellen.

Dann gab es noch einen dritten Gegner, den Kurs. Drei Kraft zehrende Gebirgsstrecken, drückende Hitze, Staub, Schlamm, strömender Regen, von den winzigen Hotelzimmern in abgelegenen Dörfern ganz zu schweigen.

Das Rennen wurde mit einem Prolog eingeläutet, einem 16,5 Kilometer langen Sprint durch das Futuroscope, ein mittelalterliches Themenpark-Dorf. Der Prolog, der im

Grunde genommen dazu dient, das Feld der 200 Fahrer auszusortieren und festzustellen, wer an der Spitze mitfahren wird, endete mit einer Überraschung: Ich wurde Zweiter hinter dem Briten David Millar. Millar war ein guter Freund von mir und ein abenteuerlustiger Rennfahrer, der jedes Jahr Silvester in einem anderen Land verbrachte. Am Ende lag er mit einer Zeit von 19:03 zwei Sekunden vor mir. Als die Ergebnisse über Lautsprecher durchgegeben wurden, brach David in Tränen aus. So enttäuscht ich von mir selbst war, so sehr freute ich mich für ihn. In dieser Nacht schlief David im Gelben Trikot.

Auf den Prolog folgte eine Reihe von flachen, ereignislosen Etappen, die ebenso schnell wie nass waren. Von Tours über Limoges bis Dax fuhren wir praktisch jeden Tag durch pausenlos strömenden Regen. Meine Aufgabe beschränkte sich für den Moment darauf, mich aus Schwierigkeiten herauszuhalten und bis zum Beginn der Berge im Rennen zu bleiben.

Die Berge markieren für einige Fahrer den Beginn des eigentlichen Rennens – und für viele sein Ende. Im Vergleich dazu war alles andere ein Gerangel um einen kleinen Vorteil hier, eine Sekunde da. Die Berge sind, sagen die Franzosen, »die Essenz des Radfahrens und die Essenz des Dramas«. Hier kommen die wirklichen, die wahren Unterschiede ans Tageslicht. Wenn es noch einen letzten Gipfel zu bezwingen gibt, dann erweist sich als der Stärkste, wer schneller als alle anderen den Anstieg erklimmt. Ich liebe die Berge.

Die erste Bergetappe dieser Tour führte in das Bergdorf Hautacam hinauf.

Der Morgen der Etappe begrüßte uns mit einem eiskalten Regen. Ich sprang aus dem Bett, zog die Vorhänge zurück und brach in lautes Lachen aus.

»Perfekt«, sagte ich. Das war ein Wetter zum Leiden, ein Wetter, das einen Haufen Leute schon besiegt hat, wenn sie am Morgen aufstehen und aus dem Fenster schauen. Der Anstieg nach Hautacam würde stürmisch und neblig werden, genauso wie an dem Tag, als ich den Berg zweimal hintereinander hinaufgefahren war. Es war die perfekte Generalprobe gewesen.

An der Startlinie konnte ich die Fahrer im Peloton ausmachen, die den Tag schon jetzt verfluchten. Sie fürchteten die Schmerzen, und man konnte förmlich spüren, wie diese Angst einige von ihnen schon besiegt hatte, bevor sie auch nur im Sattel saßen. Sie fluchten vor sich hin, ließen die Köpfe im Regen hängen und warfen dem Himmel böse Blicke zu. Ich fühlte mich bereit. »Das wird ein Tag am Strand«, versprach ich meinen Teamkollegen. »Lasst uns in die Gänge kommen.«

Was nicht heißen soll, dass es ein Spaziergang wurde. Der peitschende Regen ließ einfach nicht nach, und nach gerade einmal 50 Kilometern überraschte ein zäher spanischer Fahrer namens Javier Otxoa das Feld mit einem erfolgreichen Ausbruch. Otxoa fuhr einen gewaltigen Vorsprung heraus, den er den ganzen Tag über auch halten sollte. Keiner von uns setzte ihm nach, alle schonten ihre Kräfte für die Anstiege.

Der lange Tag ging uns in die Knochen, und einer nach dem anderen fielen meine Teamkameraden zurück, die mir bis zu diesem Punkt sozusagen als Startstufen gedient und mich nach vorne gezogen hatten. Irgendwann war ich mit einer Hand voll anderer Fahrer allein.

Als wir uns dem Anstieg nach Hautacam näherten, saßen wir bereits vier Stunden im Sattel und hatten 190 Kilometer und zwei Bergpässe hinter uns. Vor uns lag ein monströser letzter und steiler, 13 Kilometer langer Anstieg mit einer durchschnittlichen Steigung von 7,9 Prozent –

umgerechnet also 7,9 Höhenmeter pro 100 Streckenmeter.

Ich fuhr in einer Gruppe mit Ullrich, Pantani und dem Schweizer Alex Zülle, der im letzten Jahr Zweiter geworden war und mich, wie einige meinten, geschlagen hätte, wäre er nicht bereits früh im Rennen unglücklich gestürzt. Unmittelbar vor uns lagen der von seinen Landsleuten mit Begeisterung gefeierte Franzose Richard Virenque und der Spanier Fernando Escartín. Und wir alle machten Jagd auf Otxoa.

Unsere Gruppe hatte kaum den Fuß des Berges erreicht, da richtete sich Pantani auf und griff an. Er zog nach innen und beschleunigte. Zülle reagierte sofort und setzte ihm nach ... und ich ebenfalls. Einen Moment lang musste ich kämpfen, um nicht zurückzufallen, und dachte, *Oh nein, ich bin geliefert*. Dann fiel Zülle ab, und ich setzte mich vor ihn. Ich schlug ein Tempo ab, das schnell genug war, um jedem weh zu tun, der mithalten wollte.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Zülle war verschwunden. Nun gab es nur noch Pantani und mich. Ich musste aufpassen und meine Kraft einteilen. Am Berg konnte man sich, wie Zülle gerade erst bewiesen hatte, mit unbedachten Eskapaden leicht selbst ein Bein stellen.

Wir erreichten eine Steigung, die ich vom Frühjahr her noch gut im Kopf hatte. Pantani war unmittelbar vor mir. *Okay, Baby, jetzt werd ich dir mal Feuer unterm Arsch machen*, dachte ich, richtete mich im Sattel auf und stieg in die Pedale. Mein Rad machte praktisch einen Satz nach vorn, und ich lag vor Pantani. Johan meldete sich per Funk und sagte: »Er leidet. Er fällt von deinem Hinterrad ab.« Ich warf einen raschen Blick über die Schulter und sah ihn langsam zurückfallen. Beim nächsten Blick zurück hatte er den direkten Kontakt zu mir schon verloren.

Ich flog den Berg förmlich hinauf. Ich hatte nicht nur

meine Beine für den Aufstieg nach Hautacam trainiert, ich hatte auch meine Mimik und meine Haltung trainiert. Ich wollte, dass die anderen Fahrer in meiner Haltung auf dem Rad Stärke sahen. Es hat etwas Niederschmetterndes an sich, wenn man einen anderen Fahrer scheinbar mühelos an sich vorbeiziehen sieht, während man selbst leidet. Das Einzige, woran man erkennen konnte, wie hart ich mich schinden musste, war das Beben meiner Nasenflügel.

Als ich die Ziellinie überquerte, hatte ich die Führung im Gesamtklassement übernommen. Ich hatte den Tag als 16. begonnen, über sechs Minuten hinter dem Träger des Gelben Trikots, und nun lag ich in Führung.

Ullrich, Pantani, Virenque, Zülle und Escartín lagen mindestens sieben Minuten hinter mir. Pantani, 10:34 Minuten hinter mir, ging ohne ein Wort zu seinem Wohnwagen und knallte die Tür zu. Virenque schüttelte den Kopf und meinte bloß: »Armstrong zog davon wie ein Flugzeug.«

Ein Fahrer allerdings war an diesem Tag besser als ich: Otxoa. Er hielt durch bis zum Finish und holte sich mit 42 Sekunden Vorsprung den Tagessieg. Ich hatte über zehn Minuten gegen ihn gutgemacht, für die letzte, die entscheidende Minute jedoch hatte meine Kraft nicht mehr gereicht. Dennoch war ich alles andere als enttäuscht; Otxoa hatte ein großes, mutiges Rennen gefahren, ein Rennen, das meinen Beifall verdient hatte. Und außerdem, ich hatte, was ich wollte: die Führung im Gesamtklassement und das Gelbe Trikot.

Es war ein guter Tag, ein großer Tag, und vielleicht ein Tag, der die anderen Fahrer demoralisierte. Manche meinten sogar, ich hätte das Rennen gesprengt. Selbst Ullrichs Teammanager Walter Godefroot orakelte: »Wenn Armstrong keinen schwachen Tag hat, wird er in Paris gewinnen. In der Form kann niemand ihn besiegen.«

Aber das Rennen war noch nicht vorüber. Jede einzelne der großen Bergetappen konnte mir das Genick brechen, und die anderen Fahrer würden nicht aufgeben, bis wir in Paris waren. Ich hatte gelernt, nichts als gegeben zu nehmen, und als Johan an diesem Abend beim Essen fragte, ob jemand Champagner wollte, mahnte ich zur Zurückhaltung: »Champagner gibt es erst, wenn wir in Paris gewinnen. Und bis Paris ist es noch weit.«

Die Wahrheit war, ich wusste nicht, ob ich eine zweite Solofahrt dieser Art noch parat hatte. Solche Anstrengungen brennen einen von innen her aus, und man kann sie einfach nicht beliebig oft wiederholen. Das wussten auch die anderen Fahrer, und ich wusste, dass sie versuchen würden, mich zu isolieren und zu erschöpfen.

Die 12. Etappe sollte, wie es aussah, eine entscheidende Etappe werden: 149 Kilometer mit einem Schlussanstieg hinauf auf den Mont Ventoux, einen trostlosen Gipfel, der ungefähr eine Stunde vor Marseille über der Provence thront. Der Ventoux war der härteste Anstieg dieser Tour, überhaupt jeder Tour, bei der er gefahren wird. 22 Kilometer vor der Ziellinie rollt man noch auf knapp 275 Metern über dem Meeresspiegel dahin, am Ende dann steht man auf einem 1912 Meter hohen Berggipfel. Der Ventoux sieht noch nicht einmal aus wie ein Berg, eher wie eine Mondlandschaft. Und vor allem: Der Ventoux ist ein im wahrsten Sinne des Wortes mörderischer Berg.

Einige der berühmtesten Bergetappen in der Geschichte der Tour führten auf den Ventoux hinauf, und er war auch Schauplatz einer der großen Tragödien der Rundfahrt. Bei der Tour 1967 war der britische Radrennfahrer Tommy Simpson unter einer glühenden Sonne vor Erschöpfung von seinem Rad gefallen. Zuschauer bedrängten ihn aufzugeben, aber Simpson sagte, sie sollten ihm zurück

auf sein Rad helfen. Er schwang sich wieder in den Sattel und nahm den Gipfel erneut in Angriff. Doch kurz vor der Zielankunft brach er ein zweites Mal zusammen und starb. Später wurden Aufputschmittel in seinem Blut gefunden. Der Ventoux ist ein gefährlicher, schwieriger und Furcht einflößender Gegner.

Zu Beginn der Etappe mussten wir gegen den *mistral* anfahren, ein stürmischer Nordwind, der das Tal der Rhône herunterfegt. Der Wind traf uns von vorn und piffte über unsere Schultern. Nach drei langen Stunden endlich erreichten wir den Ventoux, wo die Temperatur mit einem Mal auf unter vier Grad Celsius fiel.

Der Anstieg selbst war ungefähr 21 Kilometer lang – durch Windböen mit bis zu 65 km/h hinauf auf einen windumtosten Berggipfel. Die ersten paar Kilometer sondierte Pantani das Feld, suchte beharrlich nach einer Möglichkeit, einen Vorsprung herauszufahren. Er spurtete los, ließ sich wieder zurückfallen, trat wieder an, fiel wieder zurück.

Ungefähr fünf Kilometer vor dem Ziel, wir näherten uns gerade dem Gedenkstein für Tom Simpson, stieg ich in die Pedale und zog an Pantani vorbei. Während ich das tat, wandte ich mich um.

»*Vince!*«, sagte ich mit meinem bisschen Italienisch, was so viel bedeuten sollte wie: »Komm! Zieh mit!«

Mein Absicht war es, ihn zu motivieren, ihn einzuladen, mit mir zu fahren. Ich wollte ihm zur Ziellinie helfen, ihm den Etappensieg überlassen. Warum? Weil ich damals der Meinung war, dass Pantani den Sieg verdient hatte. Er hatte ein langes und hartes Jahr hinter sich, in dem er darum gekämpft hatte, sein durch einen Dopingskandal ramponiertes Selbstwertgefühl wiederherzustellen. In meinen Augen gehörte er zu den interessantesten Figuren

im Radsport, ein Paradiesvogel, ein Abenteurer in einem grellpinken Radanzug, einem Kopftuch und einem Ohrring. An diesem Tag war er immer wieder zurückgefallen und hatte sich ein ums andere Mal wieder nach vorne gekämpft. Ich respektierte seinen Einsatz, und mir schien es nur gerecht, wenn ein großartiger Kletterer wie er den Ventoux gewann, zumal ich nach fast zwei Wochen auf der Straße einen Vorsprung von zehn Minuten hatte und es mir leisten konnte, als Zweiter durchs Ziel zu gehen.

Andere Sportarten kennen eine solche Einstellung nicht, aber bei der Tour ist das nichts Ungewöhnliches, im Gegenteil, es steckt sogar eine besondere Art von Ehrbegriff dahinter. Als Träger des Gelben Trikots Etappen zu gewinnen, die man nicht gewinnen muss, gilt als Affront gegenüber den anderen Fahrern, die für ihre Karriere und ihr Einkommen auch auf Siege angewiesen sind. Alle Fahrer haben Leistungsklauseln in ihren Verträgen stehen, und darüber hinaus ist ein Etappensieg für sich alleine eine prestigeträchtige Sache. Manchmal ist es die Rolle des Führers im Gesamtklassement, den Grand Seigneur zu geben, sprich, großzügig zu sein. Das war etwas, was ich von Induráin gelernt hatte, der von 1991 bis 1995 fünfmal in Folge die Tour gewonnen hatte. Man macht sich keine Freunde, wenn man jeden Tag gewinnt. Im Peloton fahren 200 Fahrer, die ohne Ausnahme hart arbeiten. Jeder von ihnen verdient Anerkennung für seine Leistung, und am Ende eines Tages, an dem man sich die zehn Prozent Steigung den Mont Ventoux hinauf bis aufs Dach der Provence gequält hat, einen Anstieg hinauf, der einmal einen Fahrer das Leben gekostet hat, gibt es keine Verlierer.

Aber Pantani verstand mich falsch. Er dachte, ich hätte »*Vitesse*« gesagt, also »Schneller«. Es war

Auslegungssache: »*Vitesse*« wäre eine Beleidigung gewesen, so als würde ich ihm sagen, er sei zu langsam, er solle mir aus dem Weg gehen. Pantani dachte, ich wollte ihn provozieren.

Seite an Seite kämpften wir uns gegen den stürmischen Wind auf die Ziellinie zu. Ich musste mich entscheiden: Sollte ich sprinten und versuchen, als Erster ins Ziel zu kommen, oder sollte ich, die Gesamtführung sicher in der Tasche, ihm den Etappensieg überlassen? Ich beschloss, nicht zu kämpfen. Eine Pedalumdrehung vor der Ziellinie ließ ich ihm den Vortritt.

Für mich zählte nur, dass ich den Vorsprung gegenüber meinem schärfsten Verfolger Jan Ullrich um 31 Sekunden ausgebaut hatte.

Aber als ich Pantani die Etappe überließ, hatte ich etwas getan, was gegen meine Natur war. Induraín konnte den Sieg jemand anderem überlassen, und die Leute konnten es auch annehmen. Aber als ich am Ventoux Pantani den Vortritt ließ, war Pantani außer sich vor Wut. Er hatte das Gefühl, von mir gönnerhaft behandelt worden zu sein.

»Als Armstrong mir sagte, ich solle schneller fahren, wollte er mich wohl provozieren«, meinte er hinterher. »Wenn er glaubt, dass wir miteinander fertig wären, hat er sich gewaltig geirrt.«

Das wiederum brachte mich auf die Palme. »Leider hat er uns jetzt sein wahres Gesicht gezeigt«, schnappte ich vor der Presse zurück. Dazu nannte ich ihn noch in aller Öffentlichkeit »Elefantino«, ein Spitzname, den er seinen groß geratenen Ohren verdankte, die unter seinem Kopftuch herausragen. Er hasst diesen Spitznamen von ganzem Herzen.

Das war der Beginn einer Fehde, die bis zu Pantanis Ausscheiden aus der Tour anhalten sollte. Als er ein paar

Tage später auf einer Bergetappe davonzog und sich den Tagessieg ohne meine Hilfe holte, machte er hinterher unmissverständlich klar, dass er meinen Sinn für Großzügigkeit nicht respektierte. »Es ist weitaus befriedigender, allein durchs Ziel zu fahren«, giftete er. »Der Sieg schmeckt anders, wenn man alle anderen hinter sich lässt. Er schmeckt nach Triumph.«

Spätestens jetzt bereute ich meine Großzügigkeit am Mont Ventoux, jetzt fing sie an, an mir zu nagen. Auch mein Freund Eddy Merckx, der legendäre fünfmalige Toursieger aus Belgien, schalt mich einen Idioten. »Das war ein großer Fehler«, sagte er.

»Der stärkste Fahrer muss den Ventoux gewinnen. Den Ventoux schenkt man *niemals* her. Wer weiß, ob du jemals wieder die Chance erhältst, ihn nochmals zu gewinnen!« Ich war überzeugt, der stärkste Fahrer gewesen zu sein, aber meine Gefühle hatten mich verwirrt. Sollte ich jemals wieder in die Lage kommen, Pantani ein Geschenk machen zu können, dachte ich, *dann wird er es nicht bekommen*.

Die nächsten fünf Tage war ich wütend und unkonzentriert. Aber Wut ist ein Gefühl, das nur kurz motiviert; auf Dauer kann sie einen nicht im Sattel halten, und oft geht sie, wie in meinem Fall, auf Kosten des Urteilsvermögens. Zuerst gab ich mich dem Gefühl voll hin, und dann ließ ich mich auch noch von einem Streit ablenken. Weder das eine noch das andere bekam mir sonderlich gut.

Vor uns lag die letzte Bergetappe, der letzte gefährliche Teil der Tour. Es war eine vergleichsweise kurze, aber anspruchsvolle Strecke, die über 196,5 Kilometer von Courchevel nach Morzine über einen Berg namens Joux-Plane führte. Die Etappe gehörte zu der Sorte, die einen einlullen konnte; da sie nicht besonders lang war, war man

versucht zu glauben, das Rennen würde schon nicht so anspruchsvoll werden. Falsch. Kurze Etappen sind schneller, daher manchmal auch härter.

Pantani griff praktisch sofort an. Sein Ziel war es, mich zu ködern – und er schaffte es auch, mich zu einem der schlimmsten Fehler meiner Karriere als Radrennfahrer zu verlocken. »Ich wollte die Tour ohne Rücksicht auf Verluste zum Platzen bringen«, gestand er später ein.

Pantanis Angriff setzte unser Team unter Druck, und Johan und ich hielten über Funk ständig Kontakt und diskutierten über die beste Strategie. Wie weit sollten wir Pantani davonziehen lassen? Ich hatte eine Mordswut im Bauch und wollte an diesem Tag vor allem eins: Pantani schlagen. Es entspann sich eine gnadenlose Jagd. Auf 80 Kilometern fuhr Pantani voraus und ich hinterher.

Aber wir fuhren großartig, und ich fühlte mich gut auf dem Rad. So gut, dass ich meine letzte Chance, etwas zu essen, verpasste und, ohne mir groß Gedanken zu machen, an einer Verpflegungsstelle vorbeijagte. Ein Leichtsinnsfehler, ein für einen Profi unverzeihlicher Fehler, aber ich beging ihn. Wir waren so sehr mit Pantani und Taktik beschäftigt, dass ich das Allereinfachste vergaß. Nicht eine Sekunde dachte ich daran, welche Folgen es haben konnte, wenn ich nicht genug aß.

Noch vor dem Anstieg auf den Joux-Plane hinauf schlossen wir zu Pantani auf. Bald darauf fiel er mit Magenschmerzen immer weiter zurück und kam am Ende mit einem Rückstand von 13 Minuten ins Ziel. Aber er hatte erreicht, was er sich vorgenommen hatte: meinen Tag zu ruinieren.

Schließlich erreichten wir den Fuß des Berges. Gezogen von Kevin Livingston, ging ich den Anstieg scharf an. Nach und nach fielen die anderen Fahrer zurück, unfähig,

unser Tempo zu halten.

Dann waren es nur noch Kevin und ich, und schließlich fiel auch Kevin, völlig ausgepowert, zurück.

Plötzlich war ich allein. Und plötzlich fühlte ich mich auch gar nicht mehr so gut. Zuerst war da diese bezeichnende Müdigkeit in den Beinen, gefolgt von einem Leeregefühl im Magen. Ich hatte kein Wasser, kein Essen, keine Proteinriegel, nichts – und keine Möglichkeit, mir etwas bringen zu lassen.

Ich konnte regelrecht spüren, wie mir die Energie aus dem Körper strömte.

Virenque und Ullrich schlossen auf ... und zogen einfach an mir vorbei.

Anfangs versuchte ich noch, mich an sie ranzuhängen und mich durch den Schmerz hindurchzuzwingen, aber unweigerlich wurde ich langsamer ... und noch langsamer.

Nicht lange, und ich hatte das Gefühl, als würde ich rückwärts den Berg hinunterrollen.

Ullrich und Virenque drehten sich überrascht um. Ich konnte sehen, was sie dachten. »*Was macht er da? Will er uns bluffen?*« Vor kurzem erst hatte ich mich scheinbar mühelos von ihnen abgesetzt, und jetzt? Ich hatte Probleme, und um das zu sehen, reichte ein Blick in mein Gesicht.

Noch zehn Kilometer bis zum Ziel, aber mir kamen sie vor wie 100 Kilometer. Johan meldete sich per Funk – ich verlor Tempo, und er wusste ganz genau, was los war. Als ehemaliger Radrennfahrer wusste er, was passieren konnte, wenn ein Fahrer einbrach. Dass ich die Führung verlieren könnte, war noch nicht einmal seine größte Angst. Er hatte Angst, dass ich schlicht kollabieren, das Handtuch werfen, die ganze Tour hier und jetzt verlieren würde.

Obwohl er den Druck gefühlt haben muss, blieb er ganz ruhig, wenn er per Funk mit mir sprach. Nicht genug damit, dass ich schwächelte, bei ihm im Auto saß an diesem Tag ein VIP-Gast, der belgische Premierminister. »Mach dir keine Sorgen, du hast einen guten Vorsprung«, redete er beruhigend auf mich ein. »Du kannst es dir leisten, ein bisschen davon abzugeben.«

Das Beste, riet er mir, wäre es, Tempo rauszunehmen, mich langsam den Berg hinaufzuarbeiten und den Verlust zu begrenzen. Auf keinen Fall dürfte ich jetzt versuchen, nochmals zuzulegen und dabei riskieren, alle meine Reserven aufzubreuchen und ganz auf null abzufallen. Das ist nämlich der Moment, wenn die Leute körperlich schlapp machen, wenn sie seitwärts vom Rad fallen.

Jede Umdrehung der Pedale schwächte mich mehr und brachte mich weiter in den roten Bereich. Es war eine Frage des Brennstoffs, der Kalorien, oder richtiger gesagt des Mangels an Kalorien.

Diese Art der Auszehrung kann seltsame Dinge bewirken. Mit dem Körper macht auch der Geist schlapp.

Du fängst an zu schielen, der Schnee wird schwarz. Du halluzinierst. Du versuchst, durch die Ohren zu sprechen. Oder du steigst einfach vom Rad. Du rollst an den Straßenrand und hältst an, weil du die Pedale einfach nicht mehr bewegen kannst.

Und wenn du vom Fahrrad steigst, dann bist du am Ende, dann bist du draußen aus dem Rennen – ein Punkt, von dem ich an diesem Tag gar nicht weit entfernt war.

Ich habe Fahrer erlebt, die in solchen Situationen – keine Kraft mehr in den Beinen und einen langen, harten Anstieg vor sich – zehn oder sogar 15 Minuten verloren haben. Ich habe Fahrer sabbern sehen. Ich habe Fahrer zusammenbrechen sehen, Fahrer, die danach nie mehr

dieselben waren. Nun war die Reihe an mir. Tritt um Tritt baute ich ab. Es war mein schlimmster Tag in einem Rennen.

Ich wusste nicht mehr so recht, wo ich war oder was ich hier verloren hatte. Einer meiner wenigen vernünftigen Gedanken war: *Ein Vorsprung von siebeneinhalb Minuten ist viel, verlier ihn nicht ganz.*

Johan redete in einem fort auf mich ein, sagte immer und immer wieder das Gleiche. »Entspann dich einfach, fahr dein Tempo, dräng dich nicht. Du kannst eine Minute verlieren, zwei Minuten, drei Minuten, vier Minuten, und alles ist in Ordnung. *Alles, nur nicht anhalten.*«

Oben im Ziel saßen Bill Stapleton und ein paar Freunde, die herübergekommen waren, um mich Radfahren zu sehen, in einem VIP-Luxuswohnwagen. Sie nippten Wein und aßen Snacks und verfolgten das Rennen im Fernsehen. Anfangs sah keiner von ihnen, dass ich langsamer wurde. Doch dann fiel ich zuerst von der Spitze und dann immer weiter zurück. Ullrich und die anderen fingen an, richtig Zeit gegen mich gutzumachen. Plötzlich machte sich anstelle des fröhlichen Geplauders im Wohnwagen Verwirrung breit. Jemand sagte, »Oh mein Gott, was ist denn jetzt los?«, und dann herrschte Schweigen, entsetztes Schweigen.

Ich konnte inzwischen nicht mehr klar denken. Ich war so dehydriert, dass meine Körpertemperatur verrückt spielte. Ich fröstelte. Meine Glieder fühlten sich hohl an, leer. Leer, leer, leer. Ein Sonntagsfahrer auf einem Dreigangrad hätte mich überholen können.

In der Menge, die vom Straßenrand aus mitverfolgte, wie ich mich den Berg hinaufquälte, stand Bart Knaggs. Inzwischen gab es nicht mehr viel im Leben, was Bart und ich, gemeinsam mit unserem besten Freund College, nicht

zusammen durchgemacht hätten. Wie ich bereits sagte, man definiert sich zum Teil in Bezug zu anderen Menschen, und Bart und College waren bei einer Reihe der Ereignisse, die mich als Mensch definierten, an meiner Seite. Sie waren bei mir, als mir ein Arzt mein wahrscheinliches Todesurteil mit den Worten in die Hand drückte, dass ich, selbst wenn ich überleben sollte, aus dem Krankenhaus kriechen würde. Sie saßen nach meiner Gehirnoperation neben mir am Krankenbett. Bart und seine Frau, Eltern von Zwillingstöchtern, standen uns als enge Vertraute zur Seite, als Kik und ich die künstliche Befruchtung machen ließen, aus der Luke hervorging.

Bart, College und ich waren auf unseren Rädern zahllose Meilen durch das texanische Hügelland gefahren, hatten gelacht, Unsinn gemacht oder einfach über Gott und die Welt geredet. Ich liebte es, sie beim Radfahren aufzuziehen, eine Weile neben ihnen herzufahren und dann plötzlich davonzuschießen. Aber wenn wir nicht gerade irgendwelchen Unsinn trieben, halfen wir einander, wo immer wir konnten. Eines Tages fuhren wir eine außergewöhnlich lange Tour nach Wimbley und zurück, Meile um Meile über den Highway, hinauf und wieder hinunter. Bart hatte irgendwann genug und nahm eine Abkürzung nach Hause, aber College versuchte, an mir dranzubleiben. Er hielt sich ziemlich gut, bis er in Dripping Springs auf den Hungerast geriet. Sein Körper übersäuerte, und er erlitt einen Schwächeanfall. Ich gab ihm eine Cola, und das half ihm ein wenig, aber nicht lange. Als Nächstes schrie ich ihn an, er solle sich gefälligst an mein Hinterrad hängen, und das half ebenfalls eine Weile. Aber dann, nicht einmal zehn Kilometer von Zuhause, konnte er kaum mehr die Pedale drehen. »Ich kann nicht mehr«, schrie er zurück. »Natürlich kannst du«, brüllte ich nach hinten. Dann fing

ich an zu lachen und rief: »Mann, wenn du dich jetzt sehen könntest!« Blass und weiß im Gesicht hing er zusammengesunken über dem Lenker. Als wir auf dem Rückweg nach Austin die letzten großen Hügel nahmen, legte ich meine Hand auf seinen Rücken und schob ihn den Anstieg hinauf.

Nicht lange danach bekam ich Krebs. Dennoch versuchte ich, weiter meine Touren auf dem Rad zu machen, und Bart und College begleiteten mich dabei. Schwach, wie ich war, waren nun sie es, die mich im Staub stehen lassen konnten. An einem Nachmittag nach meiner dritten Chemo wollte ich (damals war ich kahl und dünn) eine Runde Rad fahren. Eigentlich hätte ich im Bett bleiben müssen, aber ich kann ein ziemlicher Dickkopf sein, und schließlich ließen Bart und College sich überreden. Wir hatten gerade einmal fünf, sechs Kilometer hinter uns, als wir an einen Hügel kamen. Ich wollte, aber ich hatte keine Kraft mehr. »Ich schaff es nicht, Leute«, sagte ich. »Ich muss umdrehen.«

College kam zu mir her, legte eine Hand auf meinen Rücken und schob mich den Hügel hinauf. Ich musste fast heulen, so sehr fühlte ich mich erniedrigt. Gleichzeitig aber war ich froh über die Hilfe. So halfen wir drei uns, so waren wir füreinander da. Was du gibst, das bekommst du auch. Manchmal brauchen wir alle jemanden, der uns unter die Arme greift. Auch wenn du der bist, der immer die anderen den Hügel hinaufschiebt, irgendwann wird der Tag kommen, an dem du eine Hand brauchst, die dich anschiebt. Vielleicht ist man, wenn man jemandem hilft, einfach ein bisschen mehr, wer man sein könnte.

Das hier war ein weiterer prägender Moment in meinem Leben. Am Joux-Plane startete Bart, der mich besser kannte als irgendjemand sonst, in mein aschfahles Gesicht und meine rot geränderten, stark blutunterlaufenen Augen. Er

sah, wie das Rad unter mir ungleichmäßig hin- und herschwankte, und er wusste genau, was los war.

Aber dieses Mal konnte er mich nicht den Berg hinaufschieben. Also tat er das Nächstliegende: Er rannte neben mir her und schrie mich an. »Geh, geh, geh, geh, geh!«, brüllte er. »Du schaffst das! Nur nicht anhalten!«

Von mir kam kein Zeichen, dass ich ihn hörte oder sah. Ich starrte einfach stur geradeaus. Bart rannte trotzdem weiter, den Berg hoch, und schrie: »Komm! Los, weiter! Nur noch diesen Berg hinauf!« Schließlich wurde die Steigung zu viel für ihn, und er konnte nicht mehr mithalten.

Mir war in diesen Minuten nicht richtig bewusst, dass er da war. Ich erinnere mich nicht einmal daran, dass ich ihn gesehen habe. Alles, woran ich mich vage erinnern kann, ist seine Stimme. Irgendwie schien sie im Hintergrundrauschen unterzugehen, aber sie war da. Ich glaubte, Bart über den Funk zu hören.

Plötzlich knackte es, und ich hatte Johans Stimme im Ohr. Offenbar hatte ich ihm mehrere Minuten lang nicht geantwortet. Ich weiß nicht, ob in den Bergen der Funkkontakt unterbrochen gewesen war oder ob ich einfach auf dem Rad geistesabwesend gewesen war.

»Lance, sprich mit mir«, drängte Johan durch das Knistern des Funkgeräts. »Wo bist du? Warum antwortest du nicht?«

»Alles in Ordnung«, sagte ich.

»Du musst mit mir reden«, sagte Johan.

»Alles in Ordnung, alles in Ordnung«, brabbelte ich.
»Ich hab mit Bart gesprochen.«

»Was?«

»Ich hab mit Bart gesprochen«, wiederholte ich benebelt.

Ich war im Delirium.

Ich weiß bis heute nicht, was genau mich in diesem Zustand auf dem Rad gehalten hat. Was bringt jemanden dazu, in die Pedale zu treten, bis er das Bewusstsein verliert? Vielleicht schlicht der Umstand, dass es möglich ist? Auf einer gewissen Ebene spielte der Krebs immer noch eine Rolle: Die Krankheit hätte mich fast umgebracht, und als ich ins Renngeschäft zurückkehrte, wusste ich, dass meine Leidenszeit schwerer zu ertragen war als jedes Rennen. Auf dieses Wissen konnte ich immer zurückgreifen, und das gab mir Kraft. Ich war niemals *ganz* leer. Hatte ich all das durchgemacht, um dann aufzugeben? Nein! Niemals!

Aber es war auch Bart, der mich auf dem Rad hielt. Falls sich mein Kopf jemals die Frage nach dem Aufhören gestellt haben sollte, Barts Stimme gab ihm die Antwort: Niemals! Alleine hätte ich es nicht geschafft – und habe es auch nicht. Was immer ich als Radfahrer erreicht habe, ist das Resultat von unzähligen Partnerschaften und Beziehungen, und jeder Radrennfahrer, der wirklich glaubt, alles ganz allein erreicht zu haben, ist dazu verurteilt, einsam zu sein und zu verlieren. Tatsache ist, das Leben hält für jeden von uns mehr als genug einsame Zeiten bereit.

Falls ich in der Hinsicht irgendwelche Zweifel gehabt haben sollte, wurden sie von dem ausgelöscht, was als Nächstes passierte. Ungefähr auf halbem Weg zum Gipfel erhielt ich völlig unerwartete Hilfe von zwei Fahrern, die zu mir aufgeschlossen hatten. Roberto Conti und Guido Trentin, zwei gute, starke und angesehene Fahrer, mit denen ich auf einigermaßen gutem Fuß stand, erfassten sofort, in welchem Zustand ich mich befand. Was dann passierte, ist ein klassisches Beispiel für die Kameradschaft unter Radrennfahrern, ein Beispiel, das ich

nie vergessen werde: Conti und Trentin blieben bei mir und halfen mir auf den Gipfel hinauf. Ohne dass ich sie gefragt hätte, setzten sie sich vor mich, ließen mich in ihrem Windschatten fahren, zogen mich mit und ersparten mir ungezählte Mühen und Schmerzen. Es war eine für die Tour typische Geste; wir waren Konkurrenten, aber wir teilten eine gemeinsame Leidenschaft für extremes körperliches Leiden. Ohne Conti und Trentin – wer weiß, wie viel Zeit ich bis hinauf ins Ziel verloren hätte?

Zu meinem großen Glück ging es auf den letzten paar Kilometern der Etappe bergab. Nachdem Bart und meine anderen Retter mich den Joux-Plane hinaufgezogen hatten, hängte ich mich über den Lenker und ließ mich bis zur Ziellinie rollen. Am Ende hatte ich gerade einmal 90 Sekunden verloren. Aber ich hätte ebenso gut alles verlieren können, und das wusste ich auch.

»Heute hätte ich die gesamte Tour verlieren können«, gestand ich später der Presse gegenüber ein, und als ich Jeff Garvey, einen Freund aus Austin, erblickte, meinte ich: »Und, hat dir die Amateurstunde bei der Tour de France gefallen?«

Ansonsten erinnere ich mich kaum, was ich von dem Moment an, als das Leiden anfang, bis zu dem Moment, als ich die Ziellinie überquerte, gesagt oder getan habe. Nur ein Beispiel: Nach dem Rennen kam Chris Carmichael in mein Hotel, um mich abzuholen.

»Wo zum Teufel bist du gewesen«, fuhr ich ihn an, kaum dass er im Zimmer stand.

»Wie, was meinst du damit?«, fragte er. »Ich war da, genau in dem Moment, als du die Linie passiert hast.«

»Ehrlich?«

Beim Dinner an diesem Abend bat ich das gesamte Postal-Team um Entschuldigung. Um ein Haar hätte ich

die Anstrengungen aller Beteiligten zunichte gemacht. »Ich werde so etwas nie, nie mehr tun«, gelobte ich. Im Rückblick war es eine großartige Lektion: Die Berge sind so gnadenlos, dass du in einer schlechten Stunde, in einer schlechten Minute alles verlieren kannst.

Die nächste Frage war, ob ich mich von dieser Strapaze wieder erholen würde? Wie viel hatte es mich gekostet, diesen Berg hinaufzukommen? Das ist nicht viel anders, als wenn man ein Auto ohne Motoröl fährt; die Überlastung kann sozusagen zu einem Schaden am Getriebe führen und die körperliche Leistungsfähigkeit ruinieren, die ich in langen Monaten aufgebaut hatte. Manche Fahrer litten unter furchtbaren Magenproblemen – wie Pantani, der Magenkrämpfe hatte, die so schlimm waren, dass er am nächsten Morgen nicht mehr auf das Rad steigen konnte und das Rennen abbrechen musste. Falls es mir nicht gelang, mich zu regenerieren, drohte mir ein neuerliches Desaster. Zu meiner großen Erleichterung jedoch fühlte ich mich an diesem Abend sehr gut und sehnte mich nur nach Schlaf, viel Schlaf.

Auch für Kik, die zu Hause vor dem Fernseher saß und genau wusste, was los war und wie sehr ich litt, war die ganze Sache eine Tortur.

Ich rief zu Hause an. »Das war der schlimmste Tag, den ich je auf einem Rad hatte«, sagte ich. »Um ein Haar hätte ich die Tour de France verloren.«

»Aber du hast es nicht«, gab sie zurück.

Das war der letzte Tag des Zweifels. Nun blieben nur noch die letzten, ereignislosen Etappen bis Paris, und als wir uns der französischen Hauptstadt näherten, erlaubte ich mir endlich zu akzeptieren, dass ich die Tour de France ein zweites Mal gewonnen hatte. Aber ich war noch nicht

ganz zufrieden. Ich wollte den verschenkten Etappensieg gutmachen. Die Sache mit Pantani nagte immer noch an mir. Am 22. Juli tat ich das, was ich bislang noch nicht getan hatte, und holte mir den Etappensieg bei dem 57 Kilometer langen Einzelzeitfahren von Freiburg in Deutschland nach Mulhouse im Elsass. Ich fuhr voll auf Sieg – so, wie es der Führende im traditionellen Gelben Trikot tun sollte. Ich wollte dem Trikot die Ehre erweisen und mich endlich wie ein wirklicher Sieger fühlen. Völlig ausgepumpt überquerte ich die Ziellinie. Meine Augen waren glasig, und Speichel hing mir aus dem Mund. Jemand stellte mir eine Frage, aber ich schaffte es nicht, ihm zusammenhängend zu antworten. Ich ging einfach in die Richtung, die man mir bedeutet hatte. Mir war kaum bewusst, was ich gerade getan hatte: Ich hatte das Zeitrennen mit der zweitschnellsten Zeit in der 87-jährigen Geschichte der Tour gewonnen, in 1:05:01 Stunden.

Über dem Hôtel de Crillon in Paris wehte eine riesige texanische Flagge. Auf der letzten Etappe schließlich erlaubte ich mir ein Glas Champagner, während wir auf den Rädern Richtung Paris rollten. Dann endlich, nach 3652,5 Kilometern und 92 Stunden, 33 Minuten und acht Sekunden im Sattel fuhr ich in Paris über die Ziellinie. Auf dem Podium drückte mir Kik unseren neun Monate alten Sohn in die Arme, und mit Tränen in den Augen hielt ich ihn in die Höhe.

Ullrich war ein guter zweiter Sieger. »Armstrong hat es verdient«, sagte er. »Er hat jeden unserer Angriffe abgewehrt.« Nach dem ganzen Gerede anderer Radrennfahrer, dass ich meinen Erfolg nicht wiederholen könnte, bedeuteten mir Ullrichs Worte umso mehr. Aus den Leuten, die dachten, sie könnten die Tour gewinnen und mich schlagen, hätte man ein ganzes Team zusammenstellen können. *Nun, sie alle sind jetzt hier,*

dachte ich. Aber ich war nicht mehr auf Rache aus. Meine Rachegelüste hatte ich am Joux-Plane zurückgelassen. In jedem Rennen kommt der Moment, in dem man auf seinen wirklichen Gegner stößt – und erkennt, dass man selbst dieser Gegner ist.

Anlässlich des Tour-Siegs wurde an diesem Abend in einem prächtigen, mit Deckenfresken geschmückten Ballsaal des Musée d'Orsay ein riesiges Diner ausgerichtet. Hunderte von Gästen waren anwesend, darunter auch 80, die eigens aus Austin eingeflogen waren. Irgendwann an dem Abend erhob ich mich und brachte einen Toast auf meine Teamkameraden aus. Wir feierten hier, sagte ich, weil wir härter als irgendwer sonst gearbeitet hatten. Wir waren jetzt nicht mehr die Außenseiter – wir waren die Champions. »Ich denke, wir wissen jetzt, wie das hier läuft«, sagte ich. »Wir haben es begriffen, und jetzt können wir es immer wieder tun.«

Vorbei die Zeit, in der ich meine Karriere als Radrennfahrer als ein einmaliges Comeback gesehen hatte. Jetzt sah ich es als eine Bestätigung, als eine Fortsetzung dessen, was ich getan hatte, als ich den Krebs überlebt hatte. Doch als sich der Erfolg nun wiederholte, machte ich eine erfreuliche Erfahrung: Auch wenn man etwas ein zweites Mal erlebt, so ist es doch jedes Mal anders, ist jedes Erlebnis so einmalig wie ein Fingerabdruck.

Was war dieses Jahr anders als im vorangegangenen? Der zweite Sieg bei der Tour de France hatte mir mehr Leiden bereitet, mich häufiger körperlich bis an die Grenzen gefordert. Das erkannte ich allein schon daran, wie dünn ich geworden war, wie scharf sich meine Rippen und Schulterblätter unter dem Hemd abzeichneten. Auf der anderen Seite steigerte das Leiden auch die Freude an dem Sieg.

Zu einem guten Leben, fing ich an zu erkennen, gehört auch Leid, ebenso zwingend, wie Glückseligkeit dazugehört. Leid wirkt wie ein Verstärker. Es mag eine Minute andauern oder einen Monat, aber irgendwann lässt es nach, und wenn das passiert, dann tritt etwas anderes an seine Stelle, und vielleicht verleiht dieses »andere« mehr Raum. Für das Glück. Ich bin überzeugt, jedes Mal, wenn ich leiden musste, wuchs ich daran, ich lernte meine Fähigkeiten besser kennen – und nicht nur meine körperlichen, sondern auch meine inneren Fähigkeiten, meine Fähigkeit, Zufriedenheit zu empfinden, Freundschaft oder jedes andere menschliche Gefühl.

Der wirkliche Lohn des Schmerzes besteht in der Selbsterkenntnis. Hätte ich aufgegeben, der Schmerz hätte ewig angehalten, diese Niederlage, ja der kleinste Akt des Aufgebens hätte mich kleiner werden lassen, hätte für immer auf mir gelastet. Wann immer man aufgeben will, sollte man sich fragen, womit man lieber leben möchte: mit dem Schmerz oder mit der Resignation.

Nachdem alles vorbei war, gab jemand Bart ein Foto, das mich beim Anstieg zum Joux-Plane zeigt, leichenblass und im Delirium. Im Hintergrund ist Bart zu sehen, der neben mir herrennt und mich anfeuert. Hinter Bart kann man einen als Teufel verkleideten Typen sehen, eine dieser kostümierten Figuren, die immer wieder entlang der Tour auftauchen und dem ganzen Spektakel eine zirkushafte Atmosphäre verleihen. Es war, als repräsentierten sie die zwei Alternativen: dranbleiben oder aufgeben.

Für mich ist es ein klassisches Foto von Bart. Genau diese Art Freund ist Bart, ein Freund, der am schlimmsten Tag deines Lebens da ist und dir Mut macht. An deinem schlimmsten, nicht deinem ruhmreichsten Tag. An diesem Tag, meinem schlimmsten Tag, war einer meiner besten

Freunde direkt hinter mir, rannte hinter mir her und brüllte mich an durchzuhalten. Vielleicht besteht darin der wahre Sieg, dass ich an meinen schlimmsten Tagen immer dieselben Leute um mich hatte, egal, ob ich an dem Tag in einem Krankenhausbett lag oder auf dem Rad saß und um ein Haar die Tour de France verloren hätte.

Bart schrieb etwas auf das Foto und gab es dann mir. »Lance, wir waren schon an vielen Orten ... aber hierher kehren wir nicht mehr zurück, okay?«, las ich.

Ich habe das Bild rahmen lassen und bei mir zu Hause aufgehängt.

Kapitel 3

Gestern war der einzige gute Tag

Auch wenn es mir nicht leicht fällt, das zuzugeben: Manche Dinge kann man einfach nicht gewinnen. Ich bin es nicht gewohnt zu verlieren, egal, ob es um ein Rennen oder ein Streitgespräch geht. Und dennoch hätte ich um ein Haar einige sehr wichtige Dinge verloren: mein Leben, meinen Hals und meinen guten Namen. Aber dafür habe ich auch etwas gewonnen: Die Erkenntnis, dass ein Leben ununterbrochener Erfolge nicht nur unmöglich, sondern wahrscheinlich noch nicht einmal gut für einen ist.

Manche Verluste kann man leichter hinnehmen als andere, manche Dinge sind unersetzbar, und wie schwer ein Verlust wiegt, kann sich in Krisenzeiten schlagartig verändern. Es ist überraschend, worauf alles man, je nach den Umständen, verzichten kann. Wann immer ich daran erinnert werden muss, denke ich an Sally Reeds Haar.

Als sich Sally im Sommer 1999 einer Krebsbehandlung unterzog, sah sie mir bei der Tour de France zu. Sie lag im Bett, krank und erschöpft nach einer ganzen Woche Chemotherapie. Aber jeden Tag schaltete sie den Fernseher ein und verfolgte Etappe um Etappe, wie ich durch die Berge fuhr und mich schließlich an die Spitze setzte. Sie ging ins Badezimmer, übergab sich und legte sich dann wieder ins Bett, um mich den nächsten Berg hinauffahren zu sehen. Dann stand sie wieder auf, ging wieder ins Bad und übergab sich wieder. »Ich übergab mich und kehrte dann immer wieder zum Fernseher zurück, um neue Hoffnung zu schöpfen«, sagte sie.

Ich gewann die Tour an ihrem 50. Geburtstag. An dem Tag, als ich in Paris die Ziellinie überquerte, wurde sie 50

und verlor ihr ganzes Haar. Das Haar fiel ihr in Büscheln aus. Aber weil ich die Tour gewonnen hatte, kümmerte sie das nicht mehr. Sie fühlte sich so erfüllt von ... *etwas* ... , dass es ihr nichts ausmachte. Stattdessen gingen sie und ihre Tochter hinaus auf die Terrasse. Der Wind wehte ihr die losen Strähnen ihres dünner werdenden Haars ins Gesicht, und Sally stand einfach da und riss sich behutsam den Rest ihrer Haare aus. Dann drehte sie sich um, warf die Strähnen in den Wind und sagte: »Sollen die Vögel ein Nest daraus bauen.«

Jede Versuchung, die ich haben könnte, über einen Verlust zu brüten, wird durch das Wissen gemildert, dass ich es mir leisten kann, mit Ausnahme meines und der Leben der Menschen, die mir wichtig sind, nahezu alles zu verlieren. Die alles andere als herausragende Saison 2000/2001 sollte mir zwar einige Niederlagen bescheren, sowohl im Sattel als auch sonst im Leben, aber ohne meine Vorgeschichte hätten mich diese Verluste unendlich härter getroffen. Wie Sally immer sagt: Mein Haus ist abgebrannt, aber ich kann den Himmel sehen.

In diesem Jahr nahm ein langer und harter Kampf um meinen Ruf seinen Anfang. Ich bin bestimmt der am häufigsten auf Doping getestete Mensch auf diesem Planeten. Ich muss pro Jahr zwischen 30 und 40 Dopingkontrollen über mich ergehen lassen, sowohl bei als auch außerhalb von Wettkämpfen, und ich finde das gut, weil das, ganz ehrlich gesagt, der einzige Beweis für meine Unschuld ist, den ich liefern kann.

Wie soll man die Nichtexistenz von etwas beweisen? Ich habe keine andere Wahl, als mich dieser endlosen Prozedur von Nadeln und Probebehältern zu unterwerfen, und zwar ohne Rücksicht auf die Uhrzeit oder darauf, wie unpassend der Moment ist. Meine Unschuld ist etwas, was ich nahezu täglich verkünden und beweisen muss, und das

auch nicht immer mit Erfolg. »Doper«, schreien mir die Franzosen hinterher. Das ist in Ordnung. Ich bin nicht nachtragend.

Ich bin noch nie bei einem Dopingtest durchgefallen. Nicht ein einziges Mal. Und das soll auch so bleiben, auf alle Zeiten. Und wissen Sie, warum? Weil das Einzige, was Sie jemals in meinem Blut finden werden, die Spuren harter Arbeit sind, und dafür gibt es keinen Test.

Gleichgültig, wie viele Tests ich schon gemacht habe, es gibt immer wieder Menschen, die mich trotzdem für schuldig halten, für eine Art Doping-Superhirn, das die Sportwissenschaftler der ganzen Welt an der Nase herumführt. In der Saison 2000/2001 wuchs dieses Misstrauen stark an.

Eine Zeit lang unterstellten manche Leute sogar, man hätte mir während meiner Chemotherapie ein Wundermittel verabreicht. Journalisten riefen meinen Onkologen Dr. Craig Nichols an und wollten bis ins kleinste Detail wissen, wie und womit er mich behandelt hatte: Welche Medikamente genau hatte ich bekommen, und was genau bewirkten diese Mittel?

Als Nichols wieder einmal von einem Reporter dazu befragt wurde, auf welche Methoden er als mein Frankenstein schwören könnte, platzte ihm der Kragen.

»Ich habe ihm während der OP einen dritten Lungenflügel eingesetzt«, sagte er.

Er wartete auf Gelächter. Vergebens.

Die Skepsis, die mir entgegenschlug, schlussfolgerte Nichols, beruhte auf der Unfähigkeit zu glauben, dass man den Krebs nicht nur überleben, sondern danach auch wieder Leistungssport auf höchstem Niveau betreiben kann. Wenn man Krebs hat, denken die meisten Menschen, dann stirbt man, und wenn man die

Behandlung überlebt, dann nur als Krüppel. Dadurch, dass ich vom Krebs zu einem erfüllten, produktiven Leben zurückgekehrt war, stellte ich diese Annahme infrage. Ich hatte mich verhalten, sagte Dr. Nichols, »als ob der Tod eine Option wäre«.

*»Die Behandlung ist sehr belastend«, sagte Dr. Nichols.
»Und es gibt einige Risiken.«*

»Wie zum Beispiel?«

»Nun, etwas so Simples wie eine Infektion könnte lebensbedrohlich werden.«

»Sie können mich nicht umbringen«, gab ich zurück.

»Ich versichere Ihnen, ich kann es.«

Auf gewisse Weise waren der Kampf gegen den Krebs und der Kampf um den Sieg bei einem Radrennen viel einfachere und viel konkretere Konfrontationen als die, die ich in den folgenden Monaten durchstehen musste. Wie kämpft man gegen einen unsichtbaren Gegner? Gegen Misstrauen? Man kann es nicht. Aber diese Art Einsicht fällt uns allen nicht leicht, und manchmal fällt es einem schwerer als alles andere auf der Welt, einfach nichts zu tun.

Wie kann man lernen, mit Zweifeln an der eigenen Integrität umzugehen und, wichtiger noch, mit Selbstzweifel? Und wie lernt man zu verlieren?

Das Problem ist, dass man mehr verlieren als gewinnen wird, egal, wer man ist. Wenn wir etwas verlieren – oder gewinnen –, reagieren die meisten von uns überzogen. Ich bin da keine Ausnahme. Mich verbindet eine Art Hassliebe mit dem Verlieren. Ich ver falle ins Brüten und werde streitsüchtig. Tatsache ist aber auch, ein Zusammenbruch ist in sich eine unvermeidliche Lektion und kann, wenn man es genau betrachtet, eine überaus wertvolle Erfahrung sein.

Wenn man sich seinen Lebensunterhalt mit dem Radfahren verdient, macht man viele Erfahrungen, und nach einer Weile erkennt man, dass ein Radrennen eigentlich kein Radrennen ist, sondern ein Ausdruck menschlichen Verhaltens, eines Verhaltens, das mutig sein kann oder hinterlistig, spaßig, forschend, stimulierend oder schlicht parasitär. Manches von dem, was man sieht, mag man, anderes weniger, und alles ist sehr aufregend und bemerkenswert. Aber es ist nicht der Krieg und nicht der Tod und genauso wenig das Leben, und wenn man verliert, dann rückt das die Dinge wieder einmal in die richtige Perspektive.

Eben daran wurde ich im August 2000 einmal mehr erinnert. In Italien haben die Katzen nicht wie bei uns neun, sondern zwölf oder dreizehn Leben. Ich muss wohl eine italienische Katze sein, denn in diesem August hatte ich den zweiten lebensgefährlichen Unfall in diesem Jahr.

Ich trainierte an diesem Tag mit meinen Postal-Team-Kameraden Frankie Andreu und Tyler Hamilton oben in den Bergen über Nizza, nur eine Ausfahrt, um unsere Beine nach der Tour wieder ein bisschen zu bewegen und mit den Vorbereitungen auf die Olympischen Spiele in Sydney zu beginnen.

Hinter Nizza schlängelt sich eine einspurige Straße die Berge hinauf. Wir folgten dieser Straße, bis sie irgendwann so schmal wurde, dass es keine Mittellinie mehr gab. Die Straße führte durch eine verlassene Gegend, und ebendeshalb hatten wir sie ausgewählt. Man konnte stundenlang auf ihr fahren, ohne einem Auto zu begegnen. Dass ich an diesem Tag frontal mit einem zusammenstieß, war pures Pech.

Wir fuhren in eine nicht einsehbare Linkskurve, ich vorneweg. Zum gleichen Zeitpunkt fuhr von der anderen Seite her ein französisches Pärchen mit seinem Auto in die

Kurve – und in der Mitte der Kurve rasten wir frontal ineinander. Tyler hinter mir wich in den Graben aus, Frankie gelang es, an dem Auto vorbeizufahren.

Ein ohrenbetäubender Schlag, Metall auf Metall, und mein Fahrrad löste sich in seine Bestandteile auf, während ich über die Motorhaube des Autos in hohem Bogen durch die Luft segelte.

Frankie sah fassungslos zu, wie das, was einmal mein Rad gewesen war, über den Asphalt schlitterte, ein Haufen zerbrochener und verdrehter Metallrohre, zwei davon mit Trek-Aufklebern.

Ich lag auf dem Boden, völlig benommen. Vorsichtig setzte ich mich auf und starrte die Trümmer meines Fahrrads an. Der Rahmen war in drei Teile zerbrochen, die Gabel in zwei. Das Hinterrad war aus dem Hinterbau gerissen und die Kette in zwei Teile getrennt worden.

Ich fragte mich, ob meine Arme und Beine genauso aussahen, und ging im Geist meine Körperteile durch. Am schlimmsten waren die Schmerzen im Nacken und im Schulterbereich. Auf dem Boden neben mir sah ich meinen Helm liegen. Er war, wie eine Walnuss, in zwei Teile zersprungen.

Ich bewegte mich ein bisschen, und sofort stach mir ein brutaler Schmerz in den Rücken. Es fühlte sich an, als wäre ein Knochen gerade dabei, die Haut zu durchstoßen.

»Frankie, schau dir mal meinen Rücken an«, sagte ich.
»Steht da irgendetwas heraus?«

»Nein, da steht nichts heraus.«

»Da muss etwas herausstehen. Ich fühle es genau.«

Plötzlich musste ich mich wieder hinlegen. Stöhnend sank ich zurück auf den Asphalt.

Inzwischen war das französische Pärchen ausgestiegen

und der Mann dabei, uns nach Kräften anzubrüllen. Frankie und Tyler baten ihn um Hilfe, kapierten aber rasch, dass er nicht die Absicht hatte, etwas anderes zu tun, als zu schreien. Sie versuchten mit ihren Mobiltelefonen Hilfe zu rufen, aber in den Bergen war der Empfang schlecht, und sie bekamen keine Verbindung. Sie beäugten den Franzosen, der ihnen aber klar machte, dass er mit seinem Handy niemanden anrufen würde.

Frankie und Tyler setzten sich neben mich auf die Straße, und wir besprachen, was wir tun könnten. Wir beschlossen, dass Tyler den Berg hinunterfahren sollte, bis er entweder Hilfe fand oder Empfang hatte und Kik anrufen und bitten konnte, uns zu holen.

Tyler machte sich auf den Weg. Ich wollte mich gerade wieder hinlegen, als mir etwas einfiel.

»Frankie«, sagte ich, »kannst du mich von der Straße ziehen? Ich habe keine Lust, noch mal mit einem Auto zu kollidieren.«

Frankie und mir blieb nichts zu tun, außer dazusitzen und zu warten. Zwei Stunden lang saßen wir da, ohne dass ein Auto vorbeigekommen wäre, und als dann endlich eines kam, war es Kik – nur damit Sie einen Eindruck davon bekommen, wie wenig befahren die Straße war und wie viel Pech wir gehabt hatten.

Bis dahin hatte Kik ihr eigenes Drama durchlebt. Als Tyler sie schließlich erreichte und erklärte, was los war, war die Verbindung so schlecht, dass sie den Namen des nächstgelegenen Dorfes nicht verstehen konnte. »Wir sind in [Rauschen], das Dorf heißt [Rauschen]«, hörte sie gerade noch, dann brach die Verbindung wieder ab.

Kik schlug eine Landkarte auf und ging die in winzigen Buchstaben gedruckten Dorfnamen auf der Suche nach einem Dorf durch, das ungefähr so klang wie das, was sie

Tyler hatte sagen hören. Endlich entdeckte sie es und markierte es mit einem Stift.

Sie schnappte ihre Autoschlüssel und raste zu einem Taxistand, fand einen Taxifahrer, den wir ein wenig näher kannten, und bat ihn, ihr den Weg zu zeigen. Der Fahrer sprang in seinen Wagen, und zusammen machten sie sich auf den kurvenreichen Weg durch die Berge. Eineinhalb Stunden später schließlich fanden sie uns.

Wir saßen immer noch am Straßenrand, als Kik neben uns anhielt. Sie wirkte völlig ruhig und gefasst, als sie den Unfallort inspizierte und dann mich und die Überreste meines Fahrrads ins Auto lud.

Auf der Fahrt den Berg hinunter fragte sie mich, wo ich Schmerzen hätte. »Genau da, wo Hals und Rücken zusammenkommen«, sagte ich.

Kik brachte mich direkt ins nächste Krankenhaus. Der Arzt ließ eine Röntgenaufnahme machen, auf der jedoch nichts Ungewöhnliches zu erkennen war. »Es wird nur gezerzt sein«, meinte er. »Das kann nicht sein«, sagte ich zu Kik, aber wir fuhren trotzdem nach Hause. Ich nahm ein paar Aspirin und wartete darauf, dass die Schmerzen nachließen. Stattdessen wurden sie immer schlimmer.

Vielleicht hatte sich ein Wirbel verschoben, dachte ich und ging zu einem Chiropraktiker. Als er meinen Nacken auch nur berührte, meinte ich, meine Wirbelsäule würde entzwei brechen. Ich lag auf dem Behandlungstisch und fing an zu heulen. Ich wusste schon gar nicht mehr, wann ich das letzte Mal vor Schmerzen geheult hatte – ich muss noch ein Junge gewesen sein. Das reichte. Wir fuhren wieder ins Krankenhaus, dieses Mal aber in eine moderne Klinik in Monaco, wo ich in einen Kernspintomographen gesteckt wurde.

»Sie haben hier ein ziemliches Problem«, sagte der Arzt,

als die Untersuchung zu Ende vor. Auf dem Monitor war ein deutlicher Riss zu sehen. Ich hatte mir, erklärte er, den C-7-Halswirbel gebrochen, die Verbindungen zwischen Hals und Rücken.

»Was bedeutet das?«, fragte ich.

»Dass Sie sich das Genick gebrochen haben.«

Nach all den Schmerzen hatte ich keine Probleme, ihm zu glauben. Was das für das Radfahren bedeutete, wollte ich wissen. Ich erklärte ihm, dass ich an den Olympischen Spielen 2000 teilnehmen wollte und gerade jetzt meine wichtigste Trainingsphase beginnen müsste. Wie lange durfte ich nicht trainieren? Konnte ich in Sydney an den Start gehen?

»Darüber würde ich an Ihrer Stelle zweimal nachdenken«, sagte der Arzt und sah mich skeptisch an. »Ich rate Ihnen ab. Sie haben gerade die Tour gewonnen, wozu brauchen Sie die Olympischen Spiele? Falls Sie mit dieser Verletzung nochmals stürzen, könnte das verheerende Folgen haben.«

Er erklärte mir die Risiken. Es könnte Wochen dauern, bis mein Hals wieder voll beweglich war und ich den Kopf ganz drehen konnte, und mit einem eingeschränkten Sichtfeld wäre ich auf der Straße einem deutlich höheren Unfallrisiko ausgesetzt. Ob ich gesund genug wäre zum Trainieren, hinge dann ganz von meiner jeweiligen Tagesform ab, aber er würde mir davon abraten. Ich versprach ihm, mir seinen Rat durch den Kopf gehen zu lassen. Dann kehrte ich nach Hause zurück und legte mich ins Bett.

Ich musste eine Entscheidung treffen. Was mich betraf, war die Sache klar: Wenn ich fahren konnte, würde ich nach Sydney gehen. Stürze sind beim Radfahren ebenso unvermeidlich wie Pech, und wer Angst davor hat, vom

Rad zu fallen, ist gut beraten, sich erst gar nicht auf den Sattel zu setzen. Olympia durfte ich mir nicht durch die Lappen gehen lassen; die Olympischen Spiele waren einfach zu wichtig, eines der wenigen Radrennereignisse weltweit, für die sich das amerikanische Publikum interessierte. Ich könnte die Tour sechsmal gewinnen, aber wenn ich kein olympisches Gold holte, würden die Leute in den USA sagen:

»Was stimmt nicht mit diesem Typen? Ich dachte, er wäre ein guter Radrennfahrer?«

Darüber hinaus waren die Spiele für mich selbst wichtig. Bislang hatten die Olympischen Spiele mir nichts außer Niederlagen und Verlusten beschert, und das wollte ich unbedingt ändern. Die beiden Male, wo ich dabei gewesen war, hatte ich nicht gerade gegläntzt.

1992 in Barcelona hatte ich als unerfahrener Heißsporn ein miserables Rennen abgeliefert und war als Letzter ins Ziel gekommen. Bei den Spielen von Atlanta 1996 ging ich als amerikanischer Favorit an den Start, aber auch dieses Mal fuhr ich enttäuschend und landete außerhalb der Medaillenränge, auf dem 6. Platz beim Einzelzeitfahren und auf dem 12. beim Straßenrennen. In Atlanta hatte ich mich gefühlt, als würde ich einen Schachtdeckel hinter mir herziehen, und hatte das damals auf falsches Training und meine Nervosität zurückgeführt. Doch kurz darauf wurde Krebs diagnostiziert. Ich war, wie sich zeigte, mit einem Dutzend Tumoren in der Lunge in die Rennen gegangen. Der Krebs hatte mir die Chance geraubt, auf heimischem Boden olympisches Edelmetall zu gewinnen.

Und es gab noch einen Grund, warum ich in Sydney dabei sein wollte. Die Olympischen Spiele endeten am 2. Oktober, auf den Tag genau vier Jahre nach meiner Krebsdiagnose. An diesem Tag bei den Spielen zu sein

wäre ein weiterer Triumph über die Krankheit. Zudem war der Coach des amerikanischen Teams mein guter Freund Jim Ochowicz, der bei jedem meiner Krankenhausaufenthalte und bei den Chemotherapie-Zyklen bei mir am Bett gegessen hatte. Jim war es gewesen, der zu Beginn meiner Karriere einen Radchampion aus mir gemacht hatte, und Jim war der Pate von Luke. Ich wollte wieder für ihn fahren, und ich wollte den vierten Jahrestag meiner Krebsdiagnose bei den Olympischen Spielen mit einer Goldmedaille als krönendem Abschluss feiern.

Nach ein paar Wochen – mein Hals war zwar immer noch steif, fühlte sich aber schon deutlich besser an – fing ich wieder mit dem Training an. Unterdessen hatten mehrere prominente Straßenprofis ihre Teilnahme an den Spielen abgesagt, und in der Presse wurde spekuliert, dass sie das aus Angst vor den Dopingkontrollen in Sydney getan hatten. Sportreporter riefen mich an und wollten wissen, ob ich nach Sydney kommen würde, wobei der Hintersinn der Frage auf der Hand lag: Sollte ich nicht kommen, würde das darauf hindeuten, dass ich etwas zu verbergen hatte. Was sie nicht wussten, war, wie sehr ich darum kämpfte, mich fit für Sydney zu machen.

Ich war noch nie in Australien gewesen und entsprechend aufgeregt, als ich in Sydney ankam. Meine Form war ganz passabel, und ich war fest entschlossen, hier zu gewinnen; schließlich war das der einzige wirkliche Grund, warum ich gekommen war. Zweimal hatte ich an den Olympischen Spielen teilgenommen, und zweimal war ich ohne Medaille heimgefahren – ich war nicht des Urlaubs wegen in Sydney, so sehr mir Australien auch gefiel.

Der erste – und schwierigere – der beiden Wettbewerbe war ein Straßenrennen über 238 Kilometer. Der lange,

flache Kurs war nicht gerade günstig für das US-Team. Da es keine großen Steigungen gab, die das Feld auseinander reißen würden, war ein Massensprint absehbar. Der Gewinner würde sich seinen Weg durch ein dichtes Fahrerfeld hindurchkämpfen müssen, und zwar durch ein Feld, zu dem auch Jan Ullrich und sein deutsches Team gehörten.

Wir hatten von Anfang an mit Problemen zu kämpfen. Unsere Funkgeräte machten Schwierigkeiten, und gerade als wir uns abstimmen wollten, fielen sie aus und vereitelten unsere ganze Taktik. Eine ganze Weile hatte ich keine Ahnung, wo sich Ullrich befand. Da ich dachte, er wäre hinter mir, ließ ich es relativ langsam angehen. Gegen Ende des Rennens schloss ich nach vorne zu meinem Freund und Teamkollegen George Hincapie auf, um mit einem letzten großen Vorstoß vielleicht doch einen Sieg herauszufahren.

»George, hat sich jemand abgesetzt?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er.

Ich wollte gerade zu einem Ausbruch ansetzen, als wir an einem der großen Jumbotron-Monitore vorbeikamen, die entlang des Kurses aufgestellt worden waren. Auf dem Monitor war Ullrich zu sehen, wie er auf die Ziellinie zuraste. Wie sich herausstellte, lag er vor mir – weit vor mir. Er hatte sich von mir abgesetzt, ohne dass ich das mitbekommen hatte.

»Und wer ist das, George?«, fragte ich.

Ullrich flog über die Ziellinie und holte sich Gold. Ich selbst kam als Dreizehnter ins Ziel. Aber ich war nicht allzu sehr enttäuscht; was die Medaillen anging, waren wir von Anfang an Außenseiter gewesen, und so musste ich über das Missgeschick vor allem lachen. Meine beste und realistischste Chance auf Gold hatte ich beim zweiten

Wettbewerb, dem Einzelzeitfahren.

Der 47 Kilometer lange Dreirundenkurs führte vom alten Kricketplatz durch die Straßen von Sydney zur Küste und wieder zurück. Das Zeitfahren war meine Stärke; um ein Zeitfahren zu gewinnen, muss man als Fahrer ebenso präzise und technisch perfekt wie schnell sein. Bei der Tour de France hatte ich in den letzten zwei Jahren vier Einzelzeitfahren gewonnen.

Aber auch dieses Mal klappte es nicht. Ich hatte keinen echten Einbruch, nur kleine Formschwächen, die mich Zeit kosteten.

Nach der ersten Runde lag ich eine Sekunde hinter dem führenden Fahrer zurück, und der Abstand vergrößerte sich. Nach der zweiten Runde lag ich schon sechs Sekunden zurück und wusste, dass ich die Goldmedaille vergessen konnte.

Ich kam über eine halbe Minute hinter dem Sieger Wjatscheslaw Ekimow ins Ziel.

Das immerhin war ein gewisser Trost: Eki war mein Teamkamerad bei U.S. Postal und jemand, den ich über die Maßen mochte und für den ich großen Respekt hegte. Ullrich gewann Silber, ich Bronze.

Sosehr ich über meinen dritten Platz enttäuscht war, so sehr freute ich mich für Eki. Ich hatte mich sehr dafür eingesetzt, ihn ins Postal-Team zu holen, und er hatte es mir bei der Tour hundertfach vergolten, hatte sich für mich abgerackert und mir den Ruhm überlassen. Unsere Freundschaft und unser Respekt füreinander beruhten auf Gegenseitigkeit. »Heute habe ich Gold und Lance Bronze«, sagte Eki. »Er versteht mich. Nächstes Jahr sind wir wieder zusammen.«

Eki hatte mich geschlagen. Ich war so schnell gefahren, wie ich nur konnte; meine Herzfrequenz lag bei 190, was

bedeutete, dass ich alles gegeben hatte. Wenn man sich auf ein Rennen vorbereitet und sein Bestes gibt und trotzdem nicht gewinnt, dann muss man sich eben eingestehen, dass man den Sieg nicht verdient hat, das ein anderer besser war.

»Ich habe mich gut gefühlt«, sagte ich vor der Presse. »Ich kann nicht behaupten, dass ich irgendein größeres Problem gehabt hätte. Keine Probleme mit dem Rad, keine Schwierigkeiten mit dem Kurs, keine Probleme mit dem Hals. Meine Vorbereitung war gut. Ich habe keine Ausreden. Ich habe alles gegeben und bin auf den dritten Platz gekommen. Die beiden Fahrer vor mir waren besser und schneller und stärker.«

Nach der Siegerehrung ging ich an meinem Fahrrad vorbei und küsste meine Angehörigen. Kik versicherte mir, sie sei noch nie in ihrem Leben so stolz auf mich gewesen wie an diesem Tag.

Meine Mutter fasste ihre Gefühle einem Reporter gegenüber so zusammen: »Vor allem anderen ist er einfach glücklich, dass er hier sein kann. Diese Tatsache allein ist das Allerwichtigste.«

Ich selbst konnte das noch nicht so sehen, dazu war ich von mir selbst viel zu enttäuscht. An diesem Abend machten wir mit ein paar guten Freunden eine Rundfahrt durch den Hafen von Sydney. Wir saßen an Deck und nippten an unserem Wein, da überkam mich plötzlich das Gefühl, alle enttäuscht zu haben, die an mich geglaubt hatten. Ich hatte viel verlangt von USA Cycling: spezielle Rennräder, eigene Mechaniker und bessere Unterkünfte. Ich hatte es bekommen – aber gewonnen hatte ich nicht. Ich erhob mich zu einem Toast und einer Entschuldigung.

»Ich will, dass ihr alle wisst, wie Leid es mir tut«, fing ich an.

»Ich weiß, wie viel Zeit und Kraft ihr alle investiert habt, um mir zu ermöglichen, hierher zu kommen und hier zu sein. Ich weiß zu schätzen, was jeder von euch dafür getan hat, und ich will, dass ihr das wisst. Ich konnte einfach nicht noch härter, noch schneller fahren. Es tut mir Leid, dass ich nicht gewonnen habe.«

Der nächste Tag war der 2. Oktober, und Kik und ich hatten für diesen Tag einen Ausflug ins australische Weinland geplant. Doch die Enttäuschung darüber, olympisches Gold verpasst zu haben, saß tiefer, als ich gedacht hatte. Sosehr ich auch versuchte, den Tag zu genießen, die Weinproben und das Essen auf einer wunderschönen Terrasse mit einem herrlichen Blick über das Land, ich tat mich schwer, mich mit Kik zu unterhalten, und gegen Abend war ich abwesend und einsilbig.

Am nächsten Morgen flog ich zu einer Veranstaltung nach San Francisco, für die ich seit längerem als Redner gebucht war. Bei der Landung war ich immer noch sauer auf mich, was auch Kik nicht entging, als ich sie anrief, um ihr zu sagen, dass ich gut gelandet war. Plötzlich war sie auch sauer.

»Weißt du, ich war noch nie so stolz auf dich wie vorgestern, als du verloren hast«, sagte sie. »Aber du kapiert es einfach nicht. Du kapiert es kein bisschen. Du bist schlecht gelaunt und lässt das alle Welt deutlich spüren. Du hast keine Ahnung, wie gut es uns geht. Wir hatten einen wundervollen Tag, einen Tag, an dem wir allen Grund hatten, dankbar zu sein, und du hast ihn uns einfach verdorben.«

Sie hatte Recht, und ich wusste es. Ich entschuldigte mich. Kiks Ausbruch brachte mich dazu, über das Gewinnen und Verlieren nachzudenken und darüber, wie ich mit dem einen und dem anderen umging. Wenn man

gewinnt, gratuliert man sich selbst und denkt ansonsten nicht allzu viel darüber nach. Man kann sehr leicht zu der trügerischen Annahme gelangen, es hätte etwas damit zu tun, dass man ein so außergewöhnlicher und herausragender Mensch ist. Aber ein Sieg im Sport ist nur ein Maß dafür, wie hart man gearbeitet und welche körperlichen Voraussetzungen man hat; davon abgesehen sagt das Gewinnen wenig darüber aus, wie und wer man ist.

Das Verlieren dagegen sagt viel mehr darüber aus, wer und wie man ist: Schiebt man die Schuld auf andere, oder übernimmt man selbst die Verantwortung? Analysiert man seinen Misserfolg, oder beklagt man sich nur über sein Pech?

Wer bereit ist, Niederlagen zu analysieren und dabei nicht nur seine äußere, körperliche Leistung, sondern auch sein Inneres unter die Lupe zu nehmen, der kann aus Niederlagen wertvolle Erkenntnisse ziehen. Wie wir uns in solchen Momenten verhalten, definiert uns wahrscheinlich mehr, als es Siege jemals könnten. Manchmal erkennen wir erst in der Niederlage, wer wir wirklich sind.

Am darauf folgenden Tag flog ich nach Hause, fest entschlossen, bis zum nächsten Frühjahr an meiner inneren Einstellung zu arbeiten. Luke machte seine ersten Schritte, und wir feierten seinen ersten Geburtstag im Chuys, einem mexikanischen Restaurant in Austin. »Luke hat mir gesagt, dass er hier essen will«, sagte ich zu Kik. Luke kritzelte die Speisekarte voll, verstreute Tortillachips auf dem Boden und aß Quesadillas, während Kik und ich uns einen lange entbehrten Margarita-Swirl gönnten.

Kik überraschte mich, als sie die Bronzemedaille bei uns zu Hause an einem Ehrenplatz aufhängte. Sie beharrte darauf, dass der Tag, an dem ich Bronze gewonnen hatte, einer ihrer schönsten Tage gewesen sei. Ich sah sie an, als

habe sie den Verstand verloren.

»Mein Ziel war die Goldmedaille«, sagte ich.

»Ebendeshalb«, gab sie zurück.

Vielleicht besteht der Unterschied zwischen einem Jungen und einem erwachsenen Mann, zwischen trotzig hochgezogenen Schultern und einem entspannten Schulterzucken, in der Art und Weise, wie man mit sich selbst umgeht, wenn man nicht bekommt, was man haben möchte. »Ich war niemals stolzer auf dich«, sagte Kik, »keine einzige Sekunde. Nicht einmal auf den Champs-Élysées im Sommer 1999 und 2000. Dein dritter Platz gehört mit zum Schönsten, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Weil du diese Goldmedaille unbedingt haben wolltest und weil du das niemandem jemals wirklich gesagt hast. Aber du wolltest sie.«

Damit hatte sie Recht. »Yeah, und ich hab sie auch nicht bekommen«, sagte ich. »Ich habe versagt.«

»Weißt du was?«, fragte sie. »Der Tag wird kommen, an dem Luke sich ein Ziel setzen und es nicht erreichen wird. Das wird ihm das Herz brechen, und er wird glauben, dass sein Dad, der große Champion, ihn nie verstehen wird. Aber da gibt es dieses Videoband von dem Tag in Sydney, an den er sich nicht mehr erinnern wird, weil er zu jung war, ein Tag, an dem ein Mann gezeigt hat, wie man mit Anstand verliert. Und ich werde es ihm zeigen und sagen, dass ich dich niemals mehr geliebt habe.«

Am Thanksgiving Day 2000, knapp zwei Monate nach meiner Rückkehr aus Sydney, gaben die französischen Behörden bekannt, dass sie gegen mich wegen des Verdachts auf Doping ermittelten.

Ich war fassungslos. Ich wurde nicht einfach als Betrüger bezeichnet, sondern als Verbrecher, gegen den

von Amts wegen ermittelt wird.

Ich griff zum Telefon und rief Bill Stapleton an, der Urlaub hatte und gerade mit seiner Frau und seinen Kindern im Park spazieren ging. »Was zum Teufel ist da los?«, fragte ich. Bill versprach, sich in der Sache kundig zu machen und dann zurückzurufen. Nach einer Weile war er wieder am Telefon. »Es ist lachhaft«, sagte er, »aber wir müssen Geduld haben.«

Folgendes war passiert: Während der Tour hatte jemand unseren Teamarzt und unseren Chiropraktiker heimlich dabei gefilmt, als sie ein paar Tüten mit Abfall wegwarfen, und das Band ohne Absender einem französischen Staatsanwalt sowie dem Fernsehsender France 3 zugespielt. Der Sender hatte das Band ausgestrahlt und unser »verdächtiges Verhalten« bei der Beseitigung von »medizinischem Abfall« zu einer Sensationsstory aufgebauscht – Grund genug für die französischen Behörden, eine strafrechtliche Ermittlung gegen uns einzuleiten.

Ich hängte mich ans Telefon, um herauszufinden, wie wir in diesen Schlamassel geraten waren. Unser Teamarzt und unser Chiropraktiker bestätigten mir, dass sie nach der Etappe nach Morzine den bei unserer medizinischen Behandlung anfallenden Abfall wie immer in Plastiksäcke gepackt hätten. Da es unter den französischen Journalisten leider auch einige gab, die vor allem darauf aus waren, mich des Dopings zu überführen, und es sich deshalb zur Angewohnheit gemacht hatten, unseren Abfall nach Hinweisen auf Doping zu durchstöbern, wollten sie die Tüten nicht im Hotel zurücklassen. Also beschlossen sie, der Presse eins auszuwischen, die Tüten aus dem Hotel mitzunehmen und irgendwo an der Straße in eine Mülltonne zu werfen. Das war ihr »verdächtiges Verhalten«.

Der »medizinische Abfall« bestand aus ein paar Zellophanhüllen, einigen Wattebäuschen und ein paar leeren Schachteln, das war alles. Wie in den Vereinigten Staaten unterliegt auch in Frankreich die Entsorgung von gefährlichen medizinischen Abfällen wie Spritzen und Nadeln strengen Vorschriften. Diese hatten wir wie vorgeschrieben entsorgt und in gelbe Biogefahrstoffbehälter gepackt und ordnungsgemäß von einem darauf spezialisierten französischen Entsorgungsunternehmen abholen lassen.

Durch den Sprecher des Postal-Teams, Dan Osipow, ließ ich umgehend eine scharfe Gegendarstellung veröffentlichen. Unser Team, gab Osipow bekannt, habe »null Toleranz« für welche Form des Dopings auch immer. Das klang zwar wie die in solchen Fällen üblichen, klischeehaften Verlautbarungen, aber wir meinten jedes Wort ernst. Wir waren absolut unschuldig.

Doch die Frage nach der Unschuld spielte, wie sich schnell zeigen sollte, erst einmal keine große Rolle. Das französische Rechtssystem kam mir wie eine Umkehrung des amerikanischen Rechtssystems vor; es schien keine Unschuldsvermutung zu kennen, und nach dem Wenigen zu urteilen, was ich wusste, genügten den französischen Strafverfolgungsbehörden weitaus weniger Verdachtsmomente als den amerikanischen, um aktiv werden. Meine Hauptsorge war, dass man mich, sollte ich in mein Haus in Frankreich zurückkehren, vor laufenden Kameras festnehmen und in Handschellen abtransportieren würde.

Als Erstes besorgten wir uns einen französischen Anwalt, einen Gentleman namens George Kiejman, der einmal auch Robert de Niro vertreten hatte, und ließen uns von ihm das französische Rechtssystem erklären. Kiejman erklärte uns, dass es einen *juge d'instruction* gibt, einen

Untersuchungsrichter, der die vorliegenden Indizien bewertet und eine ähnliche Funktion erfüllt wie eine Grand Jury in den Vereinigten Staaten. Dieser Richter – in unserem Fall eine Richterin namens Sophie-Hélène Château – besitzt überaus umfangreiche Ermittlungs- und Vernehmungskompetenzen.

Frau Château forderte denn auch umgehend alle während der Tour 2000 von mir und den anderen Postal-Fahrern abgegebenen Urinproben an und übertrug die laufenden Ermittlungen dem Staatsanwalt François Franchi. Die Vorwürfe gegen uns lauteten auf den Verdacht auf Verwendung von Dopingmitteln, auf die Anstiftung zur Verwendung von Dopingmitteln sowie auf die Verwendung von giftigen Substanzen.

Zunächst versuchte ich, die ganze Sache nicht persönlich zu nehmen und die Motive hinter der Untersuchung zu verstehen. Ein Athlet, der dopt, betrügt seine Konkurrenten, die Zuschauer und die Medien. Die internationale Radsportgemeinde war gerade erst von einem Dopingskandal erschüttert worden, und die Franzosen waren sehr darauf erpicht, das ramponierte Ansehen der Tour wiederherzustellen. Die Tour ist für sie weitaus mehr als ein Radrennen, sie ist ein nationales Symbol, ein Heiligtum, das sie nicht mit Nadeln und Ampullen beschmutzt sehen wollen. Das Einzige, was mir gegen den Strich ging, war, dass man mich ohne jeden stichhaltigen Beweis des Dopings verdächtigte.

Teil des Problems war, wie ich jetzt verstand, dass die Öffentlichkeit (und die Ermittlungsbehörden) keine Vorstellung haben, wie brutal die Tour ist. Medizinische Betreuung ist ein absolutes MUSS. Die Tour de France ist kein normales Sportereignis. Drei Wochen lang und bei zum Teil extremen und häufig wechselnden Wetterbedingungen legen wir Tag für Tag über 160

Kilometer auf dem Rad zurück. Es gibt Fahrzeuge, die bei einer solchen Belastung versagen würden, von menschlichen Körpern ganz zu schweigen. Wir benötigen Hilfe, Hilfe in Form von intravenös injizierten Vitamin-, Mineralstoff- und Phosphatpräparaten.

Infusionen und Injektionsspritzen gehören zum Einmaleins der medizinischen Betreuung. Darüber hinaus zieht sich jeder Tourfahrer Schürfwunden und Prellungen bei Stürzen zu, ganz zu schweigen von Wolf und Ausschlag und Beschwerden wie Verstauchungen, Sehnenentzündungen und dergleichen mehr. Wir verlangen unseren Körpern Übermenschliches ab und können deshalb auf medizinische Hilfe einfach nicht verzichten.

Im Sport wird mit zweierlei Maß gemessen: Wenn beim Football ein Spieler einen Krampf bekommt, sich in der Umkleidekabine eine Spritze geben lässt und wieder aufs Spielfeld zurückkehrt, wird er als Held gefeiert. Einem Radrennfahrer aber unterstellt man sofort, er würde dopen, wenn er mit einer Nadel und einer Ampulle gesehen wird.

Misstrauen ist die Grundhaltung im Radrennsport, und das nicht ohne Grund. Unglücklicherweise kann der Radrennsport auf eine lange Geschichte des Dopings zurückblicken. Zu allen Zeiten und immer wieder haben Sportler gelogen, betrogen und gestohlen. Die Tour von 1998, die ich als Rekonvaleszent verpasst hatte, wurde von einem Dopingskandal überschattet, der in mehreren Verhaftungen und Disqualifikationen gipfelte, nachdem im Begleitwagen eines Teams erhebliche Mengen des Blutdopingmittels Erythropoietin (Epo) gefunden worden waren. Seitdem arbeiteten die Veranstalter der Tour gemeinsam mit dem Internationalen Radsportverband UCI an der Entwicklung neuer Dopingtests und der Wiederherstellung des guten Rufs der Tour.

Am Tag des Tourbeginns kommen die Dopingkontrolleure frühmorgens in jedes Teamhotel und nehmen allen Fahrern Blut ab. Während des Rennens muss man ständig mit unangekündigten Dopingkontrollen rechnen – man weiß nie, wann jemand an die Hoteltür klopft und eine Blutprobe fordert. Dazu kommen die täglichen Urintests, die nach jeder Etappe in einem mobilen Labor vorgenommen werden. (Da sich vor dem Labor manchmal lange Schlangen bilden, habe ich mir schon mehr als einmal auf den letzten Stunden einer Etappe das Pinkeln verkniffen, damit ich etwas abzugeben habe. Sobald ich die Ziellinie überquert habe, springe ich praktisch vom Rad und spurte zum Laboranhänger.)

Dazu kommen außerhalb der Saison die Dopingkontrollen der United States Anti-Doping Agency (USADA). Der Ablauf ist immer mehr oder weniger der gleiche: Wir sitzen in Austin frühmorgens in der Küche, trinken Kaffee und unterhalten uns leise, um die Kinder nicht zu wecken, und plötzlich zerreißt das Klingeln der Türglocke den morgendlichen Frieden. Ich öffne, und auf der Schwelle meiner Wohnung steht ein Vertreter der USADA, der mir in der Manier eines John Wayne ein Stück Papier unter die Nase hält, als handle es sich dabei um einen Durchsuchungsbefehl, und verkündet, dass ich mich einer Dopingkontrolle unterziehen muss, wenn ich nicht riskieren will, von meinem Sportverband ausgeschlossen zu werden.

Die Dopingkontrolleure in Austin sind jedes Mal dieselben Leute, ein Ehepaar, deren Namen ich nicht weiß und die ich auch nicht gerade sonderlich freundlich behandle, weil sie mich niemals freundlich behandelt haben. Sie klingeln an der Tür, ich öffne, sie sagen »Dopingkontrolle«, drücken mir ein Stück Papier in die Hand und klären mich über meine Rechte auf.

Beziehungsweise über meinen Mangel an Rechten: Sollte ich die Untersuchung nicht vornehmen lassen, würde das automatisch als ein positiver Befund gewertet und ich vom Radsportverband ausgeschlossen.

Mehr noch, ich muss die USADA zu jeder Zeit darüber informieren, wo ich mich aufhalte. Gleichgültig, wohin ich gehe. Wann immer ich meinen Aufenthaltsort wechsle, muss ich sie per Fax oder E-Mail darüber unterrichten. Kein Wunder, wenn ich mir vorkomme, als würde ich unter ständiger Überwachung stehen.

Gleichgültig jedoch, wie viele Tests ohne Befund blieben, das Misstrauen mir gegenüber hielt sich hartnäckig, zumal in Frankreich. Seit meinem ersten Tour-Sieg 1999 waren die europäischen Medien hinter mir her. Während der Tour von 1999 wurde in der französischen Radsportgemeinde und Presse immer wieder gemunkelt, mein Comeback sei allzu wundersam, und ich müsse irgendein Mittel zu mir nehmen. Als sie glaubten, endlich etwas gefunden zu haben, gingen sie gleich zum Angriff über: Zur Behandlung einer vom Sattel wund gescheuerten Stelle benutzte ich eine Creme, die Corticosteroid enthielt, also meldete die Presse, ich wäre positiv auf ein verbotenes Steroid getestet worden. Aber das stimmte nicht. Was die kortisonhaltige Creme anging, hatte ich mir bereits vor dem Rennen unter Angabe sämtlicher Inhaltsstoffe von der Tour-Leitung die Erlaubnis zu ihrer Verwendung geholt. Alle meine Dopingtests waren negativ, und auf meine Bitte hin veröffentlichte die Tour-Leitung alle meine Testergebnisse.

Die Skepsis blieb auch während der Tour 2000 bestehen. Da hatte die französische Sportzeitung *L'Équipe* bereits mein Bild unter der Überschrift *Les Deux Vitesses* – Die zwei Geschwindigkeiten – abgedruckt. Worauf sie damit anspielte, war klar: dass ich mit einer anderen,

unnatürlichen Geschwindigkeit fuhr.

Der Hautacam, ein klassischer Anstieg der Großen Schleife, war in diesem Jahr für viele ein weiteres Indiz dafür, dass ich eine mysteriöse, leistungssteigernde Substanz zu mir nahm. Nichts anderes zumindest unterstellte mir Daniel Baal, der Präsident des französischen Radsportverbands (und designierte nächste Direktor der Tour de France), gegenüber der Presse, nachdem er mich an diesem Nachmittag auf dem Rad erlebt hatte.

»Ich würde zu gerne wissen, was heute hier passiert ist«, tönte er. »Ich weiß nicht so recht, ob wir von einer neuen Methode sprechen müssen oder von einer neuen Substanz. Ich habe viele Fahrer gesehen, die Probleme bei den Anstiegen hatten, und das ist auch in Ordnung. Aber ... muss ich begeistert darüber sein, wie das Rennen gewonnen wird?«

Sosehr ich mich bemühte, die Untersuchung nicht persönlich zu nehmen, ich brachte es nicht über mich, die Sache distanziert zu betrachten. Französische Journalisten hatten es sich zur unangenehmen Gewohnheit gemacht, das ganze Jahr über vor meinem Haus in Nizza herumzulungern, selbst wenn nur Kik dort war. Ständig standen sie vor dem Haus, rauchten, starrten auf die Fenster oder widmeten sich ihrer Lieblingsbeschäftigung: vor aller Augen unverfroren unseren Müll durchstöbern.

Meiner Meinung nach bestand, muss ich leider sagen, kein Zweifel daran, dass die Untersuchung zum Teil auf eine antiamerikanische Stimmung zurückging. Die Tour ist so französisch wie Sonnenblumen und Wein, und ich bin kein Franzose. Schlimmer noch, ich bin Texaner und seit der ersten Tour im Jahre 1903 der zweite amerikanische Tour-Sieger. Während ich zweimal in Folge die Tour gewonnen hatte, hatten die französischen

Fahrer schlecht abgeschnitten. Es fiel mir schwer zu glauben, dass man mich nicht vor allem deshalb aufs Korn genommen hatte, weil ich erfolgreich und Amerikaner war. Ich fuhr auf einem in den USA hergestellten Rennrad, einem Trek, für einen amerikanischen Rennstall. Und ich trug ein Postal-Trikot in den Farben rot, weiß und blau, auf dem überall die amerikanische Flagge prangte.

»Warum?«, frage ich meinen französischen Teamkameraden Cedric Vasseur. »Warum tun sie das?«

»Hier in Frankreich mögen sie den Sieger nicht«, antwortete er.

»Sie mögen den Zweiten.«

Glaubten die Franzosen etwa, dass ich, der Sieger, bis zur Nasenspitze gedopt war und die Typen, die Zweiter oder Dritter wurden, nichts nahmen? Das ergab keinen Sinn. Aber genau so wirkte diese Kampagne in den Medien.

Zu Hause in Amerika hieb der einzige andere Amerikaner, der jemals die Tour gewonnen hatte, Greg LeMond, in dieselbe Kerbe und gab Kommentare ab, die meine Unschuld in Zweifel zogen. Ich könnte, deutete er an, einer der größten »Betrüger« in der Geschichte des Radsports sein. Die Untersuchung sei nur ein Versuch der Franzosen, die Tour zu schützen, die, wie er sagte, weit mehr als nur ein Rennen sei. Vielmehr sei sie ein hoch geschätztes französisches Ritual, das auf »einer tiefen Liebe zum Sport« basiert.

»Die Liebe der Franzosen zum Radsport ist nicht größer als meine«, giftete ich zurück.

Die Feindseligkeit, die mir entgegenschlug, verwirrte und enttäuschte mich. Ich liebte Frankreich, und ich gehöre nicht zu den Menschen, die sagen, sie würden etwas lieben, wenn sie das nicht tun. Mich hatte die

Schönheit des Landes in ihren Bann geschlagen, und deshalb hatte 1997 in Frankreich, an der Côte d'Azur, meinen zweiten Wohnsitz erworben. Kik und ich hatten als Jungvermählte dort gelebt und Luke einen guten Teil seines ersten Lebensjahres dort verbracht. Ich hatte mich in Frankreich niedergelassen, und ich hatte das gerne getan. Ich verbrachte weitaus mehr Zeit in Frankreich als in den Vereinigten Staaten. Zur Vorbereitung auf die Tour nahm ich an Radrennen in Frankreich teil, ich ehrte ihre gegenwärtigen und ihre alten Champions, und ich bemühte mich, Französisch zu lernen und in der Öffentlichkeit zu sprechen, auch wenn ich mich dabei ein wenig kurios angehört haben sollte.

Vergeblich, nichts half. Michael Specter von der Zeitschrift *New Yorker* sollte später schreiben, dass die Franzosen mich aus zwei Gründen nicht mochten: Erstens, es stank ihnen, dass alle meine Dopingtests negativ waren, nachdem mehrere französische Radrennfahrer positiv getestet worden waren, und zweitens, ich wirkte auf dem Rad zu sehr wie ein Roboter. Die Franzosen lieben es, am Berg den Schmerz in den Gesichtern der Fahrer zu sehen, ja, sie haben eine regelrechte Heldendichtung über die Schmerzen der Tour. Bestimmte Geschichten werden immer und immer wieder erzählt, beispielsweise die über den Fahrer, der bei der Tour von 1910 seinen Rahmen zusammenschweißen musste. Solche Dinge vergessen sie nie. Ich lieferte ihnen einfach nicht genügend solcher Geschichten. Abgesehen davon, dass ich nicht gerade extrovertiert bin, sah ich häufig einfach keinen Grund, irgendwelche Kommentare abzugeben, und ich bemühte mich, auf dem Rad möglichst ungerührt zu wirken.

Mein Job war nicht, die französischen Massen zu begeistern, zu dramatisieren, auf dem ersten Kilometer anzugreifen und vielleicht das ganze Rennen zu verlieren,

nur damit die Franzosen sich etwas zu erzählen hatten. Ich liebte Frankreich. Was ich nicht liebte, waren die französische Presse, die französischen Fanatiker und, seit kurzem, die französische Bürokratie.

Im Dezember kam neue Bewegung in die Dopinguntersuchung und in die Berichterstattung darüber. Im Zentrum der Presseberichte stand eine mysteriöse Substanz namens Actovegin, von der eine leere Packung in dem von unserem Team weggeworfenen Medikamentenmüll gefunden worden war. Praktisch alle Berichte waren ebenso sensationslüstern wie unzutreffend: Actovegin wurde wahlweise als ein experimentelles norwegisches Medikament und als Kälberblut bezeichnet, und laut einem besonders abstrusen Bericht der Londoner *Times* war es noch nie zuvor am Menschen getestet worden.

Ich hatte noch nie davon gehört.

Ich hatte es nicht genommen, und ich habe es bis heute nicht genommen. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass auch keiner meiner Teamkameraden jemals davon gehört hatte. Das hinderte die Medien nicht daran, die Sache weiter auszuwalzen: Actovegin stimuliere die Bildung von roten Blutkörperchen (tut es nicht), die Substanz sei verboten (war sie nicht), und sie habe eine ähnliche Wirkung wie das verbotene Erythropoietin (hat sie nicht).

Woher ich das weiß? Nun, ich war gezwungen, alles darüber in Erfahrung zu bringen. Actovegin, das seit den 1960er Jahren eingesetzt wird, ist in der Tat ein Kälberblutextrakt, und in der Medizin wurde seinerzeit viel darüber diskutiert, wozu es, wenn denn überhaupt, gut sei. Angewendet wurde es hauptsächlich in Europa, und zwar zur Behandlung von Diabetes, aber offensichtlich sollte es auch bei tiefen Schürf- und Schnittwunden, Ausschlägen, Akne, Geschwüren, Verbrennungen,

entzündeten Sehnen, offenen Wunden, Augenproblemen, Kreislaufstörungen und Senilität helfen. Nirgendwo fand sich der geringste Hinweis auf eine leistungssteigernde Wirkung, und kein Sportverband der Welt hatte es auf die Liste der verbotenen Substanzen gesetzt. Ich muss es wiederholen: Actovegin war legal. Actovegin war nicht verboten.

Linser Teamarzt hatte Actovegin in seine Medikamentenkiste aufgenommen. Er hatte es stets griffbereit, weil einer unserer Teamassistenten Diabetiker war und man immer mit einer traumatischen Hautverletzung rechnen musste – die Art Verletzung, die man sich zuzieht, wenn man bei Tempo 70 mit dem Fahrrad stürzt.

Dann gab die französische Sportministerin Marie-George Büffet bekannt, dass sämtliche Urinproben des U.S. Postal-Teams von der Tour 2000 sowie der Medizinmüll, den wir während der Tour weggeworfen hatten, den französischen Ermittlungsbehörden zur gerichtsmedizinischen Untersuchung übergeben werden würden.

Genau genommen war das eine gute Nachricht. Weil ich wusste, dass wir nichts zu verbergen hatten, *wollte* ich, dass alle Proben nochmals untersucht wurden. Wie sonst hätte ich mich rehabilitieren können? »Ich weiß, dass ich clean bin«, sagte ich. »Und deshalb ist das die beste Nachricht seit langem.«

Eine noch bessere Nachricht war die Ankündigung des Internationalen Radsportverbands, eigene Untersuchungen durchzuführen. Ohne Wissen der Athleten hatte der UCI insgeheim 91 während der Tour 2000 genommene Urinproben aufbewahrt, um diese später einem damals noch in der Entwicklung befindlichen Epo-Test zu unterziehen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es noch keine Möglichkeit gegeben, den Gebrauch von Epo zweifelsfrei nachzuweisen. Epo ist ein künstliches Hormon, das ursprünglich für die Dialysepatienten entwickelt worden war. Dann jedoch entdeckten siegessüchtige Sportler die leistungssteigernde Wirkung des Mittels insbesondere im Rad-, Schwimm-, Ruder- und Laufsport. Für Radrennsportler ist Epo das wirksamste Dopingmittel, da es den Hämoglobinanteil im Blut erhöht und damit die Sauerstoffversorgung der Muskeln verbessert. Epo war auch beim Dopingkandal der Tour 1998 im Spiel.

Das neue Verfahren schließt aus der Blutviskosität auf die Zahl der roten Blutkörperchen. Dadurch kann festgestellt werden, ob ein Sportler innerhalb der letzten 72 Stunden Epo genommen hat. Mit dem Anteil der roten Blutkörperchen steigen die Dickflüssigkeit des Blutes und der Hämoglobinanteil. Mit dem Test sollte die Blutviskosität eines Athleten mit der eines Normalbürgers verglichen werden; überschritt das Resultat bestimmte Parameter, so lag der Anschein von Epo-Einnahme vor.

Die blutverdickende Nebenwirkung von Epo gilt langfristig als extrem gefährlich und wird von manchen Experten als mögliche Ursache für Schlaganfälle angesehen. Laut *New York Times* sollen bereits bis zu zwei Dutzend Radrennfahrer an den Nebenwirkungen von Epo gestorben sein. Wer glaubt, dass ich vier Zyklen Chemotherapie ertragen habe, nur um dann mein Leben durch die Einnahme von Epo aufs Spiel zu setzen, muss verrückt sein. Zu versuchen, seine Leistung zu maximieren oder eine pharmakologische Grauzone auszuloten, ist eine Sache, eine ganz andere ist es, mit dem Tod zu kokettieren.

Ich praktiziere eine andere, natürliche Methode, mein Blut zu oxygenieren, und das ist das Leben und Trainieren

in Höhenregionen. Ich konzentriere mich auf das Höhenttraining. Das Höhenttraining macht einen großen Bestandteil meines Trainings aus und ist keine Gefahr für die Gesundheit. Spaß macht es nicht. Es schmerzt in den Lungen, man bekommt Schwindelanfälle, und es ist überaus mühselig. Aber es ist legal und funktioniert.

Je weniger Sauerstoff in der Umgebungsluft vorhanden ist, umso effizienter nutzt der Körper den vorhandenen Sauerstoff, und umso mehr rote Blutzellen produziert er. Ich trainierte jedes Jahr einen Monat in St. Moritz, und wenn ich nicht in den Bergen war, schlief ich viele Nächte in einem Höhenzelt.

Ein Höhenzelt ist, wie Sie sich vorstellen können, nicht gerade das luxuriöseste Gemach für eine junge Ehe. Es handelt sich dabei um ein normales Zelt, an das ein Gerät angeschlossen ist, das im Prinzip wie ein Filter wirkt und der Luft einen Teil des Sauerstoffs entzieht, um so die Bedingungen in großen Höhen zu simulieren. Ich verwendete es in Europa häufig, und auch zu Hause in Austin nächtigte ich gelegentlich in einem Höhenzelt, obwohl das bedeutete, ohne Kik und dafür mit einem ununterbrochenen Brummgeräusch im Ohr zu schlafen. Manchmal spielte Luke in dem Zelt, und wenn ich dann zum Schlafen hineinkrabbelte, war es voller Spielzeug und Kekskrümel.

Eines Nachts versuchten Kik und ich gemeinsam in dem Zelt zu schlafen. Anfangs war Kik begeistert: »Das ist so romantisch, wir sollten mal campen gehen.«

Nach ungefähr drei Stunden ging der Alarm los – der Sauerstoffgehalt im Zelt war bedrohlich abgesunken. Nach Luft schnappend und mit rasenden Kopfschmerzen schreckten wir aus dem Schlaf hoch.

»Sorry«, sagte ich. »Ich wusste nicht, dass es nur für

eine Person angelegt ist.«

»Wie wär's, wenn du dir ein Doppelzelt zulegst?«, meinte sie.

Die Art und Weise, so distanziert und ungreifbar, wie die Untersuchung in Frankreich geführt wurde, frustrierte mich zwar immer noch, aber nun, da konkrete Tests vorlagen, fühlte ich mich deutlich besser. Sollte ich tatsächlich ein Betrüger sein, nun, dann würden die Proben, die ich vor der Einführung des Epo-Tests bei der Tour 2000 abgegeben hatte und die ohne mein Wissen aufbewahrt und eingefroren worden waren, die Wahrheit ans Tageslicht bringen.

Drei französische Gerichtsmediziner wurden beauftragt, die Proben zu untersuchen. Jeder Tropfen meines Urins, jede meiner Blutproben und die meiner Teamkameraden würden einer ebenso umfassenden wie erschöpfenden Analyse unterzogen. Bisher hatten wir keine Möglichkeit, unsere Unschuld zu beweisen, aber das würde sich ändern, nachdem die Untersuchungen abgeschlossen waren. Nach Angaben der französischen Behörden sollte es Ende Januar so weit sein, und das bedeutete, dass ich bald von allen Anschuldigungen freigesprochen werden würde. Ich freute mich schon auf den großen Tag, auf die komplette und vollständige Entlastung von allen Vorwürfen.

Doch dieser Tag sollte nie kommen. Der Januar kam und ging, ohne dass irgendwelche Testergebnisse bekannt gegeben wurden. Mehr noch, die Untersuchungsbeamten weigerten sich, mich zu entlasten oder auch nur zu sagen, warum sie die Ergebnisse nicht veröffentlichten.

Der Winter zog sich in die Länge. Ich fühlte mich ungewohnt trübselig und taufte ihn »den Winter des Missvergnügens«. Ein Rückschlag schien auf den anderen

zu folgen. So langsam fühlte ich mich regelrecht schikaniert: Unser Müll war durchsucht, mein Blut und mein Urin unter dem Mikroskop analysiert worden, und nun forderten die französischen Behörden auch noch eine Steuernachzahlung.

Im Frühling wurde Johan Bruyneel zu einer Vernehmung nach Paris beordert. Als er dort eintraf, war das Polizeirevier, in dem die Vernehmung stattfinden sollte, von der Presse umlagert. Sämtliche Journalisten der Stadt, so schien es, hatten mit einem Mikrofon oder einer Kamera in der Hand Stellung vor dem Gebäude bezogen. Drinnen wurde Johan drei Stunden lang vernommen.

»Ich kam mir vor wie ein Verbrecher«, meinte er hinterher.

Nach der Vernehmung fragte Johan einen Ermittlungsbeamten, warum sich die Untersuchung so lange hinzog. »Alle Tests sind durchgeführt worden«, beschwerte er sich. »Alles ist gemacht worden, und nichts, nichts, nichts ist gefunden worden.«

Der Polizist hatte Mitleid und schien sich fast entschuldigen zu wollen. »Der wissenschaftliche Experte, der die Tests durchführt, ist der Meinung, dass er etwas übersehen haben muss«, sagte er zu Johan. »Er sagt, es sei nicht möglich, dass da nichts ist.«

»Wie bitte?« Johan war fassungslos.

»Er sagt, eine Leistung auf einem so hohen Niveau ist nicht normal. Dieser Typ will etwas finden.«

Das also war unser Problem. Wir waren unschuldig, aber das konnte der französische Wissenschaftler nicht akzeptieren, weil er ganz offensichtlich nur eins wollte: uns schuldig sehen. Wir konnten nur versuchen, die ganze Sache zu vergessen und uns um unsere eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Dennoch, ich hatte das

Gefühl, als hätten sie es darauf angelegt, mir das Leben schwer zu machen, wo es nur ging, und schließlich hatte ich genug davon. Ich beschloss, Frankreich zu verlassen, und fing an, mich in Spanien nach einem neuen Zuhause umzusehen.

Das Leben in Frankreich war in gewisser Hinsicht geruhsam gewesen, die mediterrane Gelassenheit, die immer gleiche Routine des Trainings. Ich würde das Baguette vermissen, die Blumen, die Freunde, die ich hier gefunden hatte, und das Panorama der Berge vor dem Hintergrund des Meeres. Ich würde es vermissen, auf unserer Terrasse zu sitzen und den Sonnenuntergang über den Lichtern der Stadt zu sehen. Was ich nicht vermissen würde, waren die Müllhyänen und die Staatsanwälte.

Unterdessen drohte die Untersuchung meiner Reputation ernsthaft Schaden zuzufügen. Bill Stapleton stieß bei Vertragsverhandlungen zusehends auf Probleme. Bei Coca-Cola war man wenig erfreut über die negative Publicity, und dasselbe galt auch für andere Sponsoren.

Das ging so weit, dass Bill schließlich zu ihnen hinging und sagte: »Ich versichere Ihnen, der Junge nimmt keine Dopingmittel, klar? Dafür stehe ich mit meiner gesamten Karriere ein.«

Wir nahmen Antidoping-Klauseln in unsere Verträge auf: Sollte ich positiv getestet werden, würden die Sponsoren ihr Geld zurückbekommen.

Zur gleichen Zeit war Bill dabei, einen neuen Vierjahresvertrag mit dem U.S. Postal Service auszuhandeln, der Vertrag, aus dem ich den Löwenanteil meines Einkommens bezog. Aber die Verantwortlichen bei Postal waren sich unsicher, ob sie das gesamte Team erneut unter Vertrag nehmen sollten, und spielten sogar kurz mit dem Gedanken, ganz als Teamsponsor

auszusteigen. Und das alles, weil die Franzosen meinten, meine Unredlichkeit beweisen zu müssen. Es war schwer, das nicht persönlich zu nehmen.

Mitten in diese Sache hinein platzte die Nachricht von einem anderen Verlust, einer, der mich persönlich weitaus härter traf: Kevin Livingston, mein bester Freund und Kollege im Team, verließ U.S. Postal. Kevin wollte mehr Geld und mehr Unabhängigkeit, und er hatte genug davon, nur für mich in die Pedale zu treten. Also kehrte er uns den Rücken und unterschrieb für mehr Geld zunächst bei einem von dem Nahrungsmittelhersteller Linda McCartney gesponserten Team. Doch das Team geriet in finanzielle Schwierigkeiten und stand bald schon wieder vor dem Aus. Daraufhin nahm er ein Angebot vom Team Deutsche Telekom an – als Helfer für meinen Erzrivalen Jan Ullrich!

Ich konnte es nicht fassen. Kevin und ich hatten nahezu ein Jahrzehnt zusammen im Sattel verbracht. Ich war an seiner Seite gefahren, hatte mit ihm trainiert, hatte mich mit ihm zahllose Berge hinaufgequält. Ich hatte das Gefühl, ihm als Radsportler viel geholfen zu haben, und als Freund war ich bereit gewesen, für ihn durchs Feuer zu gehen. Ich war davon ausgegangen, dass wir bis zum Ende unserer Laufbahn als Sportler zusammen fahren würden. Damals fühlte ich mich vollkommen verraten: Wenn man ein Jahrzehnt lang sehr eng befreundet war, dann, so sah ich das, tat man nicht, was er getan hatte. »Das ist«, sagte ich, »als hätte Colin Powell bei der chinesischen Volksarmee unterschrieben.«

Kevin und ich sprachen nicht einmal mehr miteinander, eine Sprachlosigkeit, die eine ganze Weile anhielt. Irgendwann fingen wir wieder an, ein bisschen miteinander zu schwatzen, wenn wir auf dem Rad saßen oder uns irgendwo zufällig trafen. Schließlich

organisierten gemeinsame Freunde eine Aussprache. Kevin und ich setzten uns zusammen und schafften es endlich, uns auszusprechen. Ein paar Bierchen sorgten als Schmierstoff dafür, dass zwei alte Freunde wieder zusammenfanden. Im Nachhinein betrachtet, war das Problem wohl, dass meine Erwartungen für Kevin eben nicht seine eigenen waren. Ich hatte kein Recht zu bestimmen, was das Beste für ihn und seine Karriere war.

Aber wir sind seitdem nie mehr als Teamkollegen gefahren, und ich bin bis heute der Ansicht, dass Kevin nicht hätte gehen sollen. Einige Zeit später verlor er die Begeisterung für den Radrennsport und beendete seine Karriere. (Ein Gutes hatte sein Rücktritt: Einmal wenigstens bekamen es die Drogenkontrolleure heimgezahlt. Eines frühen Morgens im Herbst 2002 tauchten sie bei ihm auf und klopfen mit ihrem Wisch in der Hand an die Tür. Kevin kam ihrer Aufforderung nach – indem er in eine Tasse pinkelte und sie ihnen mit den Worten »Hier. Ich hoffe wirklich, dass Sie etwas darin finden. Ich bin nämlich zurückgetreten« überreichte.)

Aber der absolute Tiefpunkt des Winters war immer noch nicht erreicht. Der kam, als unser Versuch, ein zweites Kind zu bekommen, fehlschlug. Im Februar unterzog sich Kik einer In-vitro-Fertilisation, die aber leider erfolglos blieb.

Wie mühselig und anstrengend diese Prozedur ist, kann jemand, der das nicht kennt, nur schwer nachvollziehen, die vielen Pillen, die Kik schlucken musste, die Spritzen, die sie sich ungeachtet ihres Horrors vor Nadeln selbst setzen musste, die Untersuchungen – und nur, um hinterher zu erfahren, dass alles umsonst war. Wir hatten geglaubt, es würde so einfach werden wie damals, als wir Luke bekommen hatten. Aber nein, nichts passierte.

Ich nahm den Anruf an. Kik beobachtete mich, als ich

die Nachricht hörte. An meinem Gesicht und meiner Stimme erriet sie sofort die schlechte Nachricht. Mit einer bemüht gefassten Stimme dankte ich dem Arzt am Apparat und legte auf.

»Es ist nicht die Antwort, die wir uns erhofft hatten«, sagte ich zu Kik.

Sie brach in Tränen aus. »Alles wird gut werden«, sagte ich, obwohl ich genauso am Boden zerstört war wie sie. »Weißt du«, fuhr ich fort, »wir probieren es einfach noch einmal.«

Wir beide wussten, was das für sie bedeuten würde: tagaus, tagein Spritzen, Pillen, Injektionen, Sonogramme. Während ich auf Reisen war, würde sie wegen der vielen Arzttermine zu Hause bleiben müssen. Wir würden noch länger getrennt werden, und wofür? Für eine weitere Enttäuschung?

Mehrere Tage spielten wir mit dem Gedanken, nochmals ein Jahr zu warten. Doch das Warten würde uns erst recht deprimieren, und so beschlossen wir, es gleich noch einmal zu probieren.

Das Timing war nicht gerade glücklich: Im Rahmen der Vorbereitungen auf die Tour 2001 standen die alljährlichen Postal-Trainingscamps an, und in Kombination mit Kiks In-vitro-Fertilisation würde das bedeuten, dass ich mehr Zeit am Stück als jemals zuvor ohne meine Familie leben musste. Luke wuchs und veränderte sich so schnell, dass ich auch so schon jede Menge verpasste. Immerzu plapperte er von »Da DEE dies« und »Da Dee das«, zeigte auf Fahrräder und sagte: »Da Dee?« Und schließlich, traurig: »Da Dee bye-bye.«

Ich flog zum Trainingslager nach Spanien. An den Tagen, die ich frei hatte, suchte ich nach einem neuen Zuhause. Schließlich stieß ich in Girona, einer Stadt, in

der der Radsport sehr populär ist, auf ein uraltes Haus, in dem eine Etage freistand. Einer von Kiks besten Freunden, José Alvarez-Villar, wohnte nur eine Dreiviertelstunde entfernt und half mir mit allem, angefangen von der Suche nach einem Immobilienmakler bis hin zum Vertragsabschluss, bei dem neben den Anwälten auch ein Übersetzer zugegen war.

Ich hatte Spanien schon immer geliebt, und nun stürzte ich mich voller Feuereifer in die Renovierung der Wohnung, in der sich eine alte Kapelle befand und die deshalb der sorgfältigen Restauration bedurfte. Ich machte mich auf die Suche nach Handwerkern, die in der Lage waren, ein solches Objekt stilgerecht zu restaurieren – und hatte damit eine Aufgabe, mit der ich mich von der Dopinguntersuchung ablenken konnte.

Kik und ich fühlten uns in die Zange genommen; die lange Zeit der Trennung, die Dopingsache, der Wechsel meines besten Freundes zum Rennstall eines Rivalen, die Entscheidung für den Umzug, die Probleme, ein neues Zuhause zu finden, und nicht zu vergessen die fehlgeschlagene künstliche Befruchtung. Doch so schlimm diese Monate auch waren, Kik und ich versuchten, uns nicht zu sehr entmutigen zu lassen. Dabei half uns, dass wir die ganze Sache immer auch vor dem Hintergrund meiner Krankheit sehen konnten: Dinge wie ein Karriereknick oder die Erniedrigung, die die Dopingermittlung bedeutete, konnten uns nicht schrecken.

Falls wir daran erinnert werden mussten, wie unbedeutend die kleinen Probleme, mit denen wir uns herumschlugen, im Vergleich zu wirklich schrecklichen Schicksalsschlägen waren, dann gab es da immer noch die Krebsnachuntersuchungen.

Ich musste nach wie vor zweimal jährlich zu meinem Onkologen Dr. Nichols in Portland, Oregon, um mir Blut

abnehmen und andere Untersuchungen über mich ergehen zu lassen, und es war jedes Mal ein unangenehmes Erlebnis. Offiziell galt man nach einer Krebserkrankung erst nach fünf Jahren als »geheilt«. In diesem Jahr waren Kik und ich zusammen zu meiner Vierjahresuntersuchung nach Oregon geflogen.

Seltsamerweise glaubte jeder, ich hätte die Sache mit dem Krebs ein für alle Mal hinter mich gebracht. Die Leute dachten, ich hätte ihn geschlagen, verjagt, niedergedrückt. Aber den Krebs überleben ist eher ein Prozess als eine auf eine bestimmte Zeitspanne oder einen Ort begrenzte Erfahrung.

An manchen Tagen kam es mir vor, als läge die Krankheit Ewigkeiten zurück, an anderen schien es, als sei es erst gestern gewesen. Ich hatte das seltsame Gefühl, immer noch Gifte aus meinem Körper auszuscheiden, ich fürchtete, dass die Toxine immer noch in mir waren. Mein Körper war nicht nur mit den chemischen Hämmern der Chemotherapie verseucht worden, sondern auch mit den Anästhetika von zwei Operationen. Narkosemittel können in den Zellen zurückbleiben. Auf gewisse Weise ist eine Vollnarkose eine Nahtoderfahrung; man wird mit Chemikalien überschwemmt und künstlich in eine Bewusstlosigkeit versetzt, die so tief ist, dass man nur einen Millimeter vom Tod entfernt ist. Und dann wird man mit noch mehr Chemikalien genau an diesem Punkt gehalten.

Mein Kopf war rasiert und mit kleinen bunten Punkten bedeckt. Der Chirurg erklärte die Prozedur, als handle es sich dabei um ein Stück Holz.

»Wir sägen einfach einen kleinen Kreis aus, nehmen den Deckel ab, entfernen die Tumore, packen den Deckel wieder darauf und verschließen das Ganze wieder.«

So sprach er von meinem Schädel.

Ich machte mir immer noch Sorgen um meine Gesundheit. Schon kleine Dinge, die andere Leute einfach so abtaten, eine Beule zum Beispiel oder ein leichter Kopfschmerz, weckten in mir die Angst, dass der Krebs zurückgekehrt sei. Bei uns zu Hause wurde noch die kleinste Erkältung ernst genommen und löste akribische Ursachenforschung, erschöpfende Diskussionen und ganz allgemein Angstgefühle aus.

Ein leichtes Ermüdungsgefühl, und schon rief ich verängstigt bei meinen Ärzten und Trainern an. Ich trug immer Socken, selbst im Haus lief ich niemals barfuß herum, und immer hatte ich ein Tuch um den Hals. Ein Schnießer war Grund genug für eine lange Diskussion, einen Mittagsschlaf und einen Teller heiße Suppe. Wenn ich mich nicht ganz wohl fühlte oder nach einem Tag auf dem Rad ungewöhnlich erschöpft war, zog ich mich in das Schneckenhaus der Angst zurück, und jeder, der in meine Nähe kam, konnte meine starke Anspannung spüren.

In Portland begaben Kik und ich uns in die Klinik der Oregon Health Sciences University, wo ich eine ganze Serie von Krebstests über mich ergehen lassen musste. Wir versuchten stets, die Visiten bei Dr. Nichols wie eine Routineuntersuchung zu behandeln, aber das waren sie nicht. Die Testergebnisse würden entweder perfekt oder verheerend ausfallen. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Krebs oder kein Krebs. Sollte der Krebs zurückgekehrt sein, blieb mir nur noch eine einzige – und nicht sonderlich große – Chance: eine noch intensivere Chemotherapie.

Ich war müde, wenn ich aufwachte, müde, wenn ich aß, müde, wenn ich eine Dusche nahm. Ich schlief 20 Stunden pro Tag; es war, als ob ich das stärkste dem Menschen bekannte Schlafmittel nehmen würde. Eines Morgens war

ich zu müde, um es alleine ins Badezimmer zu schaffen. »Ich glaube, ich muss mich übergeben«, sagte ich zu meiner Mutter. Sie half mir aus dem Krankenhausbett. Auf sie gestützt, humpelte ich durch das Zimmer, zusammengekrümmt und mit offenem Nachthemd.

Insgeheim verfluchte ich die Krankenschwestern, die mich mit ihren Nadeln stachen, mir Blut abnahmen und meinen Blutdruck maßen. Ich lag im Bett, eingeschlossen von den farblosen Wänden meines Krankenzimmers, ein gut drei mal fünf Meter messendes Rechteck mit einem Fenster mit Blick auf ein benachbartes Ziegelgebäude; auf dem Boden grünes Linoleum, die Wände beige, die Bettdecken hellbraun. Aber ich war zu müde, um aufzustehen und etwas zu unternehmen. Stapleton, Och und ich spielten Karten, bis mir vor lauter Müdigkeit die Augen zufielen. Wir spielten so viel Karten, dass wir unsere eigene Kartensprache erfanden. Buben waren Diebe, Könige Cowboys. In einer Ecke des Zimmers war ein Fernseher montiert. Wenn nichts kam außer Baseball, warf ich dem Apparat böse Blicke zu, nörgelte, dass ich Baseball hasse – und schaute es mir trotzdem an.

Vor den jährlichen Check-ups waren Kik und ich immer angespannt, aber damals war es wegen der vielen anderen Probleme, die uns das Leben vermiesten, besonders schlimm. Da die Ärzte und Krankenschwestern, was meine Krankheit anging, weitaus optimistischer waren als ich, kann es sein, dass sie nicht merkten, wie nervös wir waren.

Zufällig drehte an diesem Tag ein Kamerateam einen Unterrichtsfilm über Krebs, und sie fragten, ob sie filmen dürften, während ich die verschiedenen Tests über mich ergehen ließ. Ich erklärte mich einverstanden, bereute es aber spätestens in dem Moment, als meine Lunge geröntgt

wurde und ich dachte: *Leute, wir haben keine Ahnung, was dabei herauskommt. Schafft eure Kamera hier raus!*

Ein Test folgte auf den anderen, und alle schienen etwas von mir zu wollen, Krankenschwestern, die zahllose Formulare unterschrieben haben wollten, oder Techniker, die Lust auf einen kleinen Plausch hatten. Keiner schien zu verstehen, dass mich nur ein Blick auf einen CT-Scan von einer potenziellen Katastrophe trennte. Sie standen herum, aßen Doughnuts, baten um Autogramme oder wollten Bilder machen. Dass ich gesund war, stand für sie von vornherein fest.

Mit einem Mal wollte ich nur noch alleine sein, ich fühlte mich völlig ausgeliefert. Vom Kopf her wusste ich, dass die Gefahr eines Rückfalls gering war. Dennoch hatte ich Angst vor den Testergebnissen. Ich würde alles für die Gemeinschaft der Krebskranken tun, an jeden Ort reisen, alles signieren, mit jedem reden, aber nicht in diesem Moment, weil ich jedes Mal eine Höllenangst durchlitt.

Ich wollte einfach nur ein ganz normaler Patient sein, ein bisschen Intimsphäre haben und ein wenig Raum für was auch immer da kommen mochte. Gleichgültig, ob es ein Anlass zur Freude oder etwas Furchtbares sein würde, ich wollte nicht, dass dieser Moment gefilmt wurde. In diesem Moment wollte ich einfach nur alleine sein.

Die Tests ergaben keinen Befund.

»Alles in Ordnung«, sagte Dr. Nichols. Kik schlang ihre Arme um mich, und ich lächelte vor Erleichterung.

Ich habe mich nie an die damit einhergehende Empfindung gewöhnt, ein Gefühl der absoluten Reinheit. Ich war sauber. Die Röntgenaufnahmen und Scans waren Belege dafür, dass ich geheilt war, dass ich, im wahrsten Sinne des Wortes, heil war. So ließ ich mich gerne fotografieren. Diese Aufnahmen zeigten einen Mann: fünf

Sinne, ein gesunder Appetit, ein zugegebenermaßen selektiver Intellekt, eine bewusste Seele mit einem Nervensystem, vier Gliedmaßen und einer Wirbelsäule mit in unterschiedlichem Maße, aber nicht allzu schlimm abgenutzten Wirbeln, eine kleine, runde Narbe auf dem Brustkorb, eine hufeisenförmige Operationsnarbe auf dem Schädel, ein Schnitt in der Leistenengegend. Ein Körper, der an manchen Stellen ein bisschen vernarbt ist und dem möglicherweise ein oder zwei Dinge fehlen. Aber nicht allzu viel.

Die Ermittlungsakte der Franzosen im Fall Lance Armstrong wurde immer dicker. Auf der Umschlagseite prangte ein Bild von mir, ein Siegerfoto von der Tour de France, auf dem ich mit einer amerikanischen Flagge in der Hand über die Champs-Élysées fahre.

Darüber hatte jemand ein Bild von einer Spritze montiert. So viel zur Unschuldsvermutung und Unparteilichkeit der französischen Ermittler.

Die Monate vergingen, ohne dass die Testergebnisse vorgelegt wurden. Ich war mir hundertprozentig sicher, dass die Proben absolut sauber waren – und zweifelsohne wussten sie das nach dieser langen Zeit auch. Gleichgültig, wie viele Tests sie durchgeführt haben mochten, es fiel mir schwer zu glauben, dass sie so viel Zeit dafür benötigt hatten. Die Strafverfolger weigerten sich, irgendetwas zu bestätigen oder zu dementieren; stattdessen beharrten sie darauf, weitere Tests durchführen und den Fall so lange offen halten zu müssen.

Unterdessen galt jeder, der mit mir arbeitete, automatisch als mitschuldig. So wurde zum Beispiel mein Trainer Chris Carmichael von der Presse aufs Korn genommen. Wenn ich Dopingmittel nahm, dann, so

unterstellten ihm einige Journalisten, musste er sie mir gegeben haben.

»Kannst du dir das vorstellen?«, empörte sich Chris. »Da reißt du dir den Arsch auf, und dann sagen die Leute, dass du geschummelt hast.«

»Vergiss es«, sagte ich. »Sonst bist du drauf und dran, ihnen in die Falle zu gehen.«

Chris arbeitete mit einem Eishockeyspieler namens Saku Koivu, seines Zeichens Kapitän der Montreal Canadiens, bei dem Non-Hodgkin-Lymphom diagnostiziert worden war und der zu der Zeit ein bemerkenswertes Comeback hinlegte. Koivu war just zu dem Zeitpunkt für karzinomfrei erklärt worden, als die Canadiens um einen Platz in den Playoffs kämpften. Der Eigentümer der Canadiens, George Gillet, hatte Kontakt zu Chris aufgenommen und ihn beauftragt, Koivu in der Phase seiner Genesung zu unterstützen. Einen Monat nachdem Koivu seine Chemotherapie abgeschlossen hatte, fing Chris mit einem langsamen körperlichen Aufbautraining an, eine halbe Stunde auf einem Radtrainer und leichtes Gewichtheben. Nicht lange, und Koivu trainierte fünf Stunden täglich an sechs Tagen pro Woche.

Er kehrte vor Ende der regulären Saison zurück, erzielte zehn Tore in zwölf Spielen und führte die Canadiens anschließend zum Sieg in den Playoffs. Eine unglaubliche Story.

»Soll ich Koivu etwa auch gedopt haben?«, fragte ein verbitterter Chris.

Das Frühjahr rückte näher, und die Untersuchung, die eigentlich bereits im Januar hätte abgeschlossen sein sollen, lief immer noch. Mir kam es vor, als seien die Franzosen entschlossen, so lange Tests durchzuführen, bis sie etwas fanden. Es gab nichts, was ich hätte tun können.

Ich war es gewohnt, über mein Schicksal selbst zu bestimmen, sei es auf dem Fahrrad, im Geschäftsleben oder in einem Krankenhausbett. Jetzt aber war ich absolut machtlos.

Alles, und sei es jedes noch so kleine juristische Detail, schien eine Ewigkeit zu dauern. Weil ich immer wieder eine ganze Weile nichts von der Untersuchung hörte, hatte ich manchmal keine Ahnung vom Stand der Ermittlungen, und das wiederum machte mich völlig wahnsinnig. Ich konnte mich nicht verteidigen, durfte nicht mit der Richterin oder den Staatsanwälten sprechen, konnte nichts über Untersuchungsmethoden in Erfahrung bringen, konnte niemanden anbrüllen (außer Bill) und konnte nichts tun, um den Gang der Dinge zu beschleunigen. Ich hasste es, zur Untätigkeit verurteilt zu sein, und damit wiederum trieb ich Bill an den Rand des Wahnsinns.

»Was unternehmen wir heute in dieser Sache?«

»Warum ist die Richterin ständig im Urlaub?«

»Wir müssen etwas unternehmen. Warum machen wir nicht irgendetwas?«

In einem Brief nach dem anderen ersuchte mein Anwalt in Paris die französischen Behörden, die Untersuchung doch bitte zu beschleunigen. Ich wandte mich mit einem Brief direkt an die Richterin und bot ihr meine volle Zusammenarbeit an. Als sich die UCI in einem juristischen Kleinkrieg weigern wollte, den französischen Staatsanwälten meine Blut- und Urinproben auszuhändigen, bat ich den Verband, der Aufforderung zur Übersendung der Proben nachzukommen.

Nichts davon konnte die Franzosen beeindrucken. Dass wir absolut nichts tun konnten, um die Sache zu beschleunigen, machte mir schwer zu schaffen. Bill gelangte sogar zu der Überzeugung, dass sie, umso mehr

wir drängten, die Sache umso mehr schleifen ließen. Sophie-Hélène Château hielt alle Macht in Händen und konnte die Untersuchung so lange hinauszögern, wie es ihr beliebte.

Nachts lag ich im Bett, starrte an die Decke und malte mir die schlimmsten Szenarien aus: Was, wenn die Testresultate wegen mangelhafter Untersuchungsmethoden positiv ausfielen? Was, wenn jemand so erpicht darauf war, ein Dopingmittel zu finden, dass er die Ergebnisse manipulierte? Sollte die Untersuchung – wie auch immer – ein positives Testergebnis ergeben, würde die Welt sich an mich nur noch als einen Dopingsünder erinnern. Nur eine Schlussfolgerung waren sie offenbar nicht zu ziehen bereit: dass ihre Verdächtigungen völlig gegenstandslos waren.

»Es wird so ablaufen«, versuchte Bill mich zu trösten. »Eines Tages werden wir aufwachen, und plötzlich ist die Sache vorbei, abgehakt mit einer kurzen Erklärung, dass die Untersuchung eingestellt worden ist.«

»Ich weiß nicht.«

»Wart's ab«, sagte er. »Sie werden die ganze Affäre heimlich, still und leise begraben.«

Der April kam und mit ihm endlich, wie es schien, gute Nachrichten. Über einen Reporter der Nachrichtenagentur Reuters erfuhren wir, dass alle unsere Proben clean waren – so, wie wir es die ganze Zeit über versichert hatten. Mein Anwalt in Paris rief die Richterin an, und sie bestätigte die Meldung.

Da ich zu der Zeit gerade anlässlich eines Radrennens in Frankreich war, reiste ich nach Paris und beraumte im Hotel George V. eine Pressekonferenz an, auf der ich die Untersuchungsergebnisse bekannt gab: Die Proben aller

Postal-Fahrer, nicht nur meine, waren negativ. Ebenso wenig hatten sie irgendetwas in unserem Abfall gefunden. Schachteln und Wattebäusche, sonst nichts.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, ein paar Seitenhiebe zum Tempo der Untersuchung auszuteilen und darauf hinzuweisen, dass just in dem Moment, während ich hier der Presse Rede und Antwort stand, die zuständige Richterin irgendwo im Urlaub weilte. »Wegen dieser Sache liege ich nächtelang wach, warte darauf, dass mein Name endlich reingewaschen wird, und sie legt sich drei Wochen an den Strand«, klagte ich. Ich hoffte, fügte ich hinzu, dass die Untersuchung nun, da eindeutige Beweise dafür vorlagen, dass ich und unser gesamtes Team clean waren, zügig abgeschlossen würde.

Ich hatte kaum ausgesprochen, da fing Richterin Château schon wieder an zurückzurudern. Als Journalisten sie anriefen und um einen Kommentar baten, bestätigte sie zwar meine Aussage, dass unsere Proben negativ waren, bezeichnete meine Pressekonferenz aber als »voreilig« und deutete an, dass noch nicht alle Beweismittel ausgewertet seien.

Ein Journalist bemerkte, ich trüge mich mit der Hoffnung, dass die Untersuchung nun vor ihrem Abschluss stehe.

»*Il rêve*«, gab sie knapp zurück.

»Er träumt.«

Jemand fragte mich, was meiner Meinung nach erforderlich sei, um die Skeptiker von meiner Unschuld zu überzeugen. »Ich weiß es nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. So langsam fing ich an zu befürchten, für den Rest meines Lebens als mutmaßlicher Dopingsünder zu gelten.

Alles, wofür ich so hart gearbeitet hatte, meine Karriere,

mein Ruf, mein Erfolg als Sportler, alles, was ich hatte, konnte mir genommen werden, alles das, was man verliert, wenn die Leute anfangen zu glauben, man sei ein Betrüger, ein Krimineller.

Was, wenn ich das alles verlor? Ich hatte andere Dinge verloren und es überlebt. Ich dachte an die Dinge, die ich aufgrund des Dopingvorwurfs verlieren könnte, und fragte mich, ob ich ohne sie auskommen würde. Mein Name wurde angegriffen, und ein Name lässt sich nur schwer ersetzen. Es ist mein Name, ganz allein mein Name, und er steht für meine Überzeugungen, für meine Existenz und für meine Familie. Ich konnte auf das Geld verzichten oder auf einen Deal mit Coca-Cola, was aber, wenn ich meinen guten Namen und meinen Ruf verlieren sollte? Die wiederherzustellen könnte sich als unmöglich erweisen.

»Für mich ist das extrem wichtig«, sagte ich zu Kik. »Lukes Nachname ist Armstrong. Die Leute kennen diesen Namen. Wenn er zur Schule geht, will ich nicht, dass die Leute zu ihm sagen: Ja klar, dein Dad ist doch dieser miese Betrüger, dieser Doper.« Das würde ich nicht überleben.«

Aber etwas gibt es, das sie einem nicht wegnehmen können, und das ist die Persönlichkeit. Ich wusste, dass ich unschuldig bin, und daran konnte niemand etwas ändern.

Ich hatte Rennen verloren, meine Gesundheit und mein altes Selbstgefühl, und jeder dieser Verluste hat seinen eigenen Platz in meinem Leben. Andere Verluste würden, wenn sie kämen, ebenfalls ihren Platz finden. Gewisse Dinge sind unausweichlich. Man wird älter. Man wird zu Kompromissen gezwungen, die man sich früher nicht einmal vorstellen konnte. Man muss sich mit Problemen auseinander setzen, obwohl man glaubte, vor ihnen gefeit zu sein. Man findet einen Job, und vielleicht verliert man ihn wieder. Man streitet sich mit seinem Partner, schultert

lästige Aufgaben und muss sich mit unfairen Gegnern herumschlagen. Man kann sich von all dem demoralisieren lassen. Man kann sich aber auch davon formen lassen und darauf vertrauen, dass die Form, die eigene Persönlichkeit, ebendadurch vielfältiger und interessanter sein wird.

»Erheb dich darüber«, sagte Kik.

Genau das versuchten wir. Und dann passierte etwas, das alles leichter machte. Im April stellten wir fest, dass Kik wieder schwanger war, oder eigentlich mehr als schwanger, nämlich *extrem* schwanger. »Ich fühle mich so seltsam«, sagte sie immer wieder, und zwar, wie wir bald schon erfahren sollten, aus gutem Grund.

Ich war gerade in Spanien, als sie sich untersuchen ließ. »Ich fürchte, dass ich Drillinge austrage«, sagte sie zu ihrem Frauenarzt Marco Uribe.

»Und, wollen Sie es nicht genau wissen?«, fragte er.

Die erste Ultraschalluntersuchung war zwar erst auf zehn Tage später angesetzt, aber der Arzt erklärte ihr, dass man, sollte es sich in der Tat um eine Mehrfachschwangerschaft handeln, möglicherweise jetzt schon charakteristische Merkmale ausmachen könne.

Kik war allein. In Austin war es 18.00 Uhr abends, und ich war eine halbe Weltreise entfernt in Europa, wo es mitten in der Nacht war. Sie zögerte. Dann gab sie sich einen Ruck und sagte: »Ja, ich will es wissen. Natürlich will ich es wissen.«

Er machte die Ultraschalluntersuchung. Und dann, dort auf dem Bildschirm, sah sie es, einen pulsierenden doppelten Lichtimpuls. Eigentlich wollte sie mich erst am nächsten Morgen anrufen, aber sie war so aufgedreht, dass sie ihr Mobiltelefon nahm, meine Nummer in Europa wählte und mit einer Stimme, die irgendwo zwischen Heulen und Euphorie und tiefster Bewegtheit lag, eine

Nachricht auf meine Mobilbox sprach, während ich schlief.

»Es sind Zwillinge«, sagte sie.

Kapitel 4

Glaube und Zweifel

Immer wieder machen Leute mir Geschenke; Dinge, von denen sie möchten, dass ich sie habe, und Dinge, von denen sie annehmen, dass ich sie brauche: Bibeln, in die sie meinen Namen geschrieben haben, und Gebetbücher mit hervorgehobenen Passagen. Offensichtlich meinen sie, dass ich vor allem Glauben brauche. Ich glaube, wenn auch nicht notwendigerweise auf dieselbe Weise wie sie. Ich bin eine spirituelle Persönlichkeit, der das dazu notwendige Vokabular fehlt – eine Kombination von Eigenschaften, die geradezu nach Missverständnissen schreit.

Auf einem Flughafen kam einmal ein Typ auf mich zu. »Lance, ich möchte mit Ihnen über Ihre Beziehung zu Gott reden«, sagte er.

»Das wird kein allzu langes Gespräch werden«, gab ich zurück.

Wer sein Leben erzählt, versucht früher oder später unweigerlich, nach umfassenden Erklärungen zu suchen: Warum lebe ich? Ich für meinen Teil lehne die einfache Antwort ab. Gott ist nicht der Grund dafür. Ich will hier niemanden beleidigen, und mir ist bewusst, dass ich, wenn ich das sage, gegen weit verbreitete Erwartungen verstoße, aber ich glaube einfach nicht an eine bequeme religiöse Gleichung. Ich habe nicht viel für das Beten übrig, gehöre keiner Religion an, die in eigens dafür errichteten Gebäuden praktiziert wird, und Proselytenmacher können mir gestohlen bleiben. Und dennoch trage ich ein Kreuz. Wie erklärt man so etwas einem Fremden zwischen zwei Flügen auf einem Flughafen?

Woran ich glaube? Ich glaube an das Mysteriöse, Unerklärliche. Ich glaube, dass der Glaube der Welt viel Gutes beschert. Ich glaube, wenn man die Augen zusammenkneift und versucht, die Muster hinter den Dingen zu erkennen, dann kann man sie auch richtig einordnen: Steuern, Skandale, Gerüchte, Kopfschmerzen, Verkehrsstaus. Ich glaube an Zurückhaltung auf dem Gebiet der Religion, und ich glaube, dass jeder verantwortungsvolle Mensch die organisierten Religionsgemeinschaften ernsthaft infrage stellen sollte, weil es nur gerecht ist, die Amtsträger einer Kirche zu kritisieren, die Kinderschänder schützen, oder die Legitimität eines Glaubens anzuzweifeln, der Unterdrückung und Terror gutheißt. Wer anders handelt, hat nicht gelernt, seinen Verstand und seine Moral richtig zu gebrauchen.

Meiner Meinung nach missbrauchen zu viele Menschen Religion als eine Entschuldigung, eine Krücke, einen Notausgang. Ich sehe es so: Was man hat, hat man, hier und jetzt. Selbst als ich dem Tod direkt ins Angesicht geschaut habe, dachte ich nicht einem Moment daran, dass es auf der anderen Seite etwas gäbe. J. Craig Venter, den ich sehr bewundere, hat einmal etwas gesagt, was ich selbst so nie hätte ausdrücken können, mit dem er aber alles, wie ich über Krebs und Religion und die Dinge im Allgemeinen empfinde, auf einen Punkt brachte:

»Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass das Leben mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet und dass die meisten Menschen auf dieser Erde, wenn sie dies nur wirklich verstünden, ihr Leben ganz anders leben würden. Wir nehmen religiöse oder mysteriöse Kräfte und vertuschen mit ihnen unsere Unzulänglichkeiten, aber Himmel und Hölle sind beide hier auf der Erde, jeden Tag, und wir führen unser Leben in ihrer Gegenwart.«

Ich betrachtete meinen Krebs von der wissenschaftlichen Warte aus. Ich kämpfte gegen bösartige Zellen, die in meinen Körper eingedrungen waren, und ich wollte sie mit *wissenschaftlichen* Methoden bekämpfen, mit Dingen, die ich fassen konnte: Ärzte, Daten, Medikamente und Informationen. Ich wollte so viel wie nur möglich über die Krankheit in Erfahrung bringen. Warum? Weil die Statistiken eindeutig belegen, dass die Überlebenschancen umso höher sind, je mehr ein Krebspatient über seine Krankheit weiß. Es gibt auch Untersuchungen, die belegen, dass gläubige Menschen Erfahrungen tiefer und intensiver erleben. Ich will das gar nicht bestreiten. Ich möchte hier nur zum Ausdruck bringen, dass ich zu viele Menschen erlebt habe, die sich ihrer persönlichen Verantwortung verweigerten und nicht bereit waren, ihren Teil zu ihrer Heilung beizutragen. Ich zuckte jedes Mal zusammen, wenn ich jemanden »Es liegt alles in Gottes Händen« oder »Gott wird sich schon darum kümmern« sagen höre.

Ich schlief so viel, dass ich mich fragte, ob der Schlaf nicht fast dasselbe sei wie der Tod. Vielleicht lag ich ja gerade im Sterben. Bin ich das?, fragte ich mich. Du glaubst, du lebst, aber du weißt es nicht.

Mein Freund Scott MacEachern von Nike kam mich besuchen. Er klopfte an die Haustür, und ich öffnete ihm. Ich stand ganz allein in der Halle meines großen Hauses, ohne Haare auf dem Kopf, ohne Augenbrauen, mein Gesicht von der Krankheit gezeichnet. Es war das erste Mal, dass Scott mich sah, seit ich krank geworden war. Noch in der Halle verbeugte ich mich und zeigte ihm die große hufeisenförmige Narbe von der Gehirnoperation auf meinem Kopf, dann zog ich mein Hemd hoch und zeigte ihm die ganzen anderen Stellen, an denen sie mich aufgeschnitten hatten.

An diesem Abend saßen Scott und ich beisammen und sprachen über die Krankheit und über das Leben nach dem Tod. Ich erinnere mich [an den Tiefpunkt des Gesprächs] und dass ich Angst hatte, aber mutig sein wollte und ihm sagte, dass ich versuche, mich nicht unterkriegen zu lassen und alles über Krebs zu lernen, und dass ich so müde sei, aber auch fest entschlossen.

Am nächsten Morgen stand Scott früh auf und ging joggen. Als er zurückkam, hörte er laute Musik aus der Garage dröhnen, also ging er um das Haus und warf einen Blick in die Garage. Ich war in der Garage auf einem Radtrainer, die Radschuhe an die Pedale geclippt, Shorts, der Kopf kahl wie eine Billardkugel und voller Narben.

Ich hatte mich vom Sattel erhoben. Ich fuhr einen Angriff auf dem Radtrainer. »An diesem Punkt«, sagte Scott mir später, »wusste ich, dass da ein Kampf ausfochten wurde, gleichgültig, ob du leben oder sterben würdest.«

Diese Einstellungen passen nicht zur gängigen Auffassung von Spiritualität. Manche Leute – »Da ist jemand, der Hilfe braucht« – betrachten mich sogar als Aufgabe.

Aber ich kann mit diesem Konflikt leben, wenn Sie es denn als »Konflikt« bezeichnen möchten. Ich trage diesen Konflikt aus einem guten Grund in mir: Als Junge gewann ich ein alles andere als positives Bild von der organisierten Religion. Mein Stiefvater Terry Armstrong war Diakon einer Kirche – was ihn aber nicht davon abhielt, meine Mutter zu misshandeln oder mich mit einem Paddel zu verhauen. Ich lernte Religion also als etwas kennen, dem man misstrauen musste, als ein Instrument der Angst wie auch des Guten, und nur weil jemand jeden Sonntag in die Kirche ging, hieß das keineswegs, dass er moralisch integer war.

Meine Kinder werden als Katholiken erzogen, und ihre Mutter ist eine praktizierende Katholikin, Mein Zuhause ist in dieser Hinsicht offen. Ich habe mich nie mit Kik darüber gestritten, was die Kinder lernen oder wie sie aufgezogen werden sollten; ich habe nichts dagegen, dass sie mit ihrer Mutter in die Kirche gehen. Ich bin überzeugt, dass sie mit der Zeit intelligent und, wie ich hoffe, unabhängig genug sein werden, ihre eigene Entscheidung zu treffen. Und wenn sie sich für den Glauben entscheiden sollten, umso besser.

Während ich skeptisch geblieben bin, nimmt Kik ihren Glauben allmählich immer ernster. Wir wurden in einer katholischen Kirche getraut, aber über die Jahre hinweg entwickelte sich das bis zu einem Punkt, an dem unsere Meinungen auseinander klaffen, und manchmal kam es darüber zu kleinen Sticheleien. Hin und wieder kam es vor, dass ein Fremder uns darauf ansprach, warum ich nicht betete, worauf Kik dann etwas in der Art von »Wenn es Sie beruhigt, ich bete für ihn« antwortete.

Zudem hatte ich eine Neigung zur Besserwisserei, die Kik mitunter auf die Nerven ging. Wenn Sie zur Messe ging, reagierte ich darauf häufig mit einer kleinen Spitze.

»Warum gehst du da hin?«

»Weil ich gerne zur Messe gehe.«

»Aber es ist Samstag. Lass uns lieber Essen gehen.«

»Ich gehe gerne zur Samstagsmesse.«

Darüber dachte ich dann einen Moment nach, bevor ich einen blöden Kommentar in der Art von »Meinst du, das wird sich noch auswachsen?« vom Stapel ließ.

Eines Tages aber kurierte sie mich von dieser Unsitte. »Woher auch immer meine Stärke kommt, du solltest dankbar sein für sie«, sagte sie. »Wenn du dich so sehr auf mich verlässt, verlässt du dich auch auf diese Stärke.« Da

hatte sie Recht; wenn der Glaube ihr Leben beeinflusste, dann beeinflusste er über sie auch mich. Wenn ich Rennen fuhr, suchte Kik stets nach einer Kirche, um dort Kerzen für mich anzuzünden. Ich schätzte das sehr, und während der Tour fragte ich sie jeden Tag: »Hast du heute eine Kerze für mich angezündet?« Aber niemand in der Familie fragte mich jemals, ob ich mit in die Kirche gehen würde. Sie kannten meine Antwort schon im Voraus.

Kik fing schon früh an, mit Luke über Jesus Christus zu sprechen, für mich dagegen hat Weihnachten abgesehen davon, was es für meine Kinder bedeutet, noch nie eine sonderlich große Rolle gespielt. Am Morgen von Lukes zweitem Weihnachtsfest war ich vor lauter Aufregung völlig außer mir und wachte als Erster im Haus auf. Wir hatten einen kleinen batteriebetriebenen Jeep als Geschenk für ihn gekauft, und ich konnte es kaum erwarten, sein Gesicht zu sehen, wenn er das Paket öffnete. Jedoch wollte er ausgerechnet diesen Tag einmal länger in seinem Bettchen liegen bleiben. Unruhig ging ich in der Küche auf und ab. Kik und ihre Eltern, Dave und Ethel Richard, standen auf, und wir saßen in der Küche, tranken Kaffee und lasen Zeitung. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus.

»Lasst ihn uns aufwecken«, sagte ich schließlich.

Ich stand auf, schnappte mir eine Weihnachtssocke mit Glöckchen, ging nach oben, bezog Aufstellung vor Lukes Zimmer und ließ die Glöckchen klingen. Nichts. Also schüttelte ich die Socke, wieder und wieder, zusehends ungeduldiger. Unten in der Küche konnte Kik sich vor lauter Gekichere kaum mehr halten, als sie die Weihnachtsglöckchen und darüber hinweg auch mich immer wieder »Ho, ho, ho!« rufen hörte. Da endlich streckte mein Sohn seinen Kopf über das Geländer des Betts.

Kik war überzeugt, dass mein religiöser Skeptizismus

auf meine schlechten Kindheitserfahrungen zurückzuführen sei, dass ich mich vielleicht eines Besseren belehren lassen und eines Tages »der Quelle« meines Überlebens Anerkennung zollen würde. Ich war – und bin – da anderer Ansicht. Das hält mich jedoch nicht davon ab, gewissen Aspekten des Glaubens und insbesondere den damit verbundenen Zeremonien und der Bildersprache mit Respekt und sogar Faszination zu begegnen.

Das ist auch der Grund, warum ich eine Kette mit einem Kreuz um den Hals trage – als Ausdruck der Verbundenheit mit allen, die gelitten haben. Als ich auf dem Weg der Besserung war, wurde bei Stacy Pounds, die seit vielen Jahren als Assistentin für Bill Stapleton arbeitete, Lungenkrebs festgestellt. Daraufhin kaufte meine Mutter zwei silberne Kreuze. Eines gab sie Stacy, das andere mir, und ich trage dieses Kreuz noch heute.

Im Winter und Frühjahr 2001, mitten in den Vorbereitungen für die nächste Tour de France, stürzte ich mich mit Feuereifer in die Restaurierung einer alten Familienkapelle in unserer neuen Wohnung in Gerona. In einer der ältesten Straßen in der Altstadt Geronas hatte ich den ersten Stock eines Gebäudes gekauft, das einmal ein kleiner Palast gewesen war. Ich hatte mich unter anderem deshalb dafür entschieden, weil mich die verfallene Schönheit der alten Familienkapelle faszinierte und ich wusste, wie sehr sich Kik darüber freuen würde. Die Wohnung war feucht und heruntergekommen und musste vollständig umgebaut und renoviert werden. Außerdem kam man nicht umhin, die von all den Ereignissen der Vergangenheit in diesem Haus angefüllte Atmosphäre zu spüren, die Passionen der Jahrhunderte in den alten, ausgebleichenen Wänden, von denen der Putz abbröckelte, die alten, feuchten Steinmauern, die gewölbten gotischen Decken, das farbige Glas in den Fenstern.

Gerona ist eine von Menschen bewohnte archäologische Grabungsstätte mit Ruinen aus verschiedenen Zeitaltern, eine Stadt, in der Elemente aus der Zeit der Römer, der Sarazenen, der Juden und des Mittelalters noch immer sichtbar sind. Die gotische Kathedrale ist eine der größten Europas, und von der Wohnung muss man nur eine enge, gewundene, von kleinen Buchläden, Cafés und anderen Geschäften gesäumte Gasse mit Kopfsteinpflaster hinaufgehen, um zur Kathedrale zu gelangen. Den Geschichtsbüchern zufolge sollen in den blutigeren Perioden der von religiösen Auseinandersetzungen geprägten Geschichte der Stadt wahre Blutbäche durch die Gasse bis an den Fuß des Berges hinuntergefloßen sein.

Die Wohnung hat hohe Fenster und eine Terrasse mit schmiedeeisernem Geländer, von der aus ich direkt auf mein Lieblingscafé auf der anderen Straßenseite blicken kann, wo man es sich in tiefen Korbsesseln bequem machen und gemütlich einen Kaffee trinken kann. Die Wohnung mit ihren alten gotischen Bögen und Gesimsen und zwei kleinen Gärten mit Springbrunnen aus Stein ist zauberhaft. Das Herzstück aber ist die kleine Familienkapelle mit ihren tiefblauen Wänden, vergoldeten Sternen und einem kleinen Altar aus Holz.

Die mit Fresken bedeckten Wände ließ ich von Handwerkerinnen aus Barcelona so restaurieren, dass sie mit den mitternachtsblauen und magentaroten Wänden mit ihren texturierten und vergoldeten Details harmonierten, und als das getan war, erstand ich als Mittelstück über dem Altar ein Gemälde, ein erlesenes Exemplar der religiösen Kunst des 15. Jahrhunderts.

Für mich war die Kapelle nicht nur ein Ort der Anbetung. Was mich berührte, war ihre Geschichte, ihr Alter, die Jahrhunderte, die in der gewölbten Decke, der Goldfarbe und dem bunten Glas eingefangen waren.

Einfach fantastisch. Mir gefiel die Kapelle als eine Art Gegengewicht zur Logik; manche Dinge lassen sich messen, andere nicht.

Zu Letzteren gehört die Tatsache, dass ich überlebt habe. Welchen Anteil daran hatte die Medizin, welchen der Glaube und welchen mein eigener Wille? Ich weiß die Antwort nicht, und ich widersetze mich den einfachen, bequemen Erklärungen, weil, ehrlich gesagt, wohl auch schieres Glück viel damit zu tun hatte. Oft ist *Ich weiß nicht* die zutreffendste und ehrlichste Antwort, die man geben kann.

Je näher in diesem Jahr 2001 der fünfte Jahrestag meiner Krebsdiagnose rückte und damit die Aussicht, offiziell für geheilt erklärt zu werden, umso mehr hatte ich wieder Anlass, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Und ich hatte einen weiteren Grund, die Tour ein drittes Mal gewinnen zu wollen. Das Radrennen war für mich immer auch eine Bestätigung, ein weiterer Akt des Überlebens. Mir erschien es nur richtig, die Möglichkeiten des Körpers auszuschöpfen, der mir zurückgegeben worden war. Unabhängig davon, was oder wem ich mein Überleben zu verdanken hatte, fühlte ich mich verpflichtet, etwas mit meinem Körper zu *tun*.

Und Radrennen fahren ist nun einmal mein Beruf. Allerdings überkam mich so langsam auch der Verdacht, dass es für mich das *Einfachste* war, weitaus einfacher, als mich zum Beispiel gegen eine Dopinguntersuchung zur Wehr zu setzen, eine Ehe zu führen oder den Unterschied zwischen Glauben und Wissenschaft auszuloten.

Zu Beginn des Frühjahrs besuchte ich Lourdes, aber nicht, um Kerzen anzuzünden oder in der Grotte zu baden, sondern um in den Bergen zu trainieren.

Einmal fuhr ich an einem Tag auf einer Strecke von 200 Kilometern über sieben Bergpässe. Wenn, was vorkam, ein Berg eingeschneit und nicht passierbar war, fuhr ich so weit wie möglich hoch, wendete, raste hinunter zum Beginn des Anstiegs, und fuhr dann nochmals hoch, nur um noch einen Anstieg in den Tag zu quetschen.

Dieses exzessive Trainieren war für mich eine willkommene Flucht vor der Frustration über die sich immer noch hinziehende Dopingermittlung. Zunächst hatten die französischen Behörden angekündigt, die Untersuchung vor der Tour abzuschließen, wozu es dann aber doch nicht kam. Der mit der Ermittlung betraute Staatsanwalt François Franchi hatte eine neue Serie von Tests angefordert – wofür, wollte oder konnte er nicht sagen. »Bislang haben wir noch keine Spuren von Epo gefunden«, erklärte er. »Wir haben nichts Konkretes oder Positives.« Sie versuchten ebenso vergeblich wie vergeblich, etwas in meinem Urin zu finden.

»Was pinkelst du für einen Tropfen? Chardonnay?«, scherzte mein Freund Robin Williams. »Wird der besser, je älter er ist?«

Die beste Vergeltung war, so entschied ich, die Tour nochmals zu gewinnen. Und dieses Mal würde mein Sohn alt genug sein, um zumindest ein wenig davon zu verstehen, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiente. Ich hatte ihn gut trainiert.

Ich: »Wer wird gewinnen?«

Luke: »DADDY!«

Die diesjährige Tour wurde im nordfranzösischen Dünkirchen mit einem kurzen Prolog im Regen unmittelbar an der Seepromenade eröffnet. Luke war mit dabei, und er war hellauf begeistert. Er saß bei mir im Teambus, protzte mit allen Worten, die er kannte, und

zeigte in einem fort auf Dinge wie Räder, Reifen, Laster und so weiter. Als ich mich für den Prolog aufwärmte, bot er mir hartnäckig einen Bissen von seinem Sandwich an, was ich aber höflich ablehnte – ein Sandwich ist nicht gerade das, was man vor einem Rennen essen sollte.

»Was ist Daddys Farbe?«, fragte ich ihn.

»Yo-yo«, krächte Luke.

Da er »yellow« noch nicht richtig aussprechen konnte, war alles »yo-yo«, den ganzen Tag lang. Yo-yo-Bus, yo-yo-Rad, yo-yo-Laster ... Sie wissen schon, was ich meine. Yo-yo, immer und immer wieder yo-yo.

Ich ging mit einem Grinsen im Gesicht an den Start – das war der Moment, auf den ich gewartet hatte. Ich stieg auf den regennassen Straßen Dünkirkens sofort hart in die Pedale – und kam als Dritter ins Ziel. An diesem Abend trug Daddy nicht yo-yo. Darauf musste Luke noch warten – und zwar, wie sich zeigen sollte, länger, als wir alle erwartet hätten.

Von Dünkirkens aus führte die Tour parallel zum Kanal durch Nordwestfrankreich. Jan Ullrich und ich taxierten uns von Anfang an. Einmal mehr war er der Fahrer, den es zu schlagen galt, der talentierteste und gefährlichste Herausforderer im gesamten Peloton. Ullrich, der topfit in das Rennen ging, war in weitaus besserer Form als im Vorjahr, mit vorspringenden Backenknochen und Muskeln, die sich unter seinem Renntrikot ausbeulten. »Es gilt, jetzt oder nie«, hatte Ullrich vor der Tour verkündet.

Wir kamen nach Verdun, der Festungsstadt rund 300 Kilometer östlich von Paris, bei der im Ersten Weltkrieg weit über 600000 Soldaten aus Frankreich und Deutschland ihr Leben verloren und ich 1993 meine erste Tour-Etappe gewonnen hatte. Dieses Mal stand hier ein Mannschaftszeitfahren auf dem Programm. Auf dem 67

Kilometer langen Kurs mussten wir gegen heftigen Wind und starken Regen ankämpfen, und nach ungefähr der Hälfte gerieten zwei unserer Postal-Fahrer, Christian Vande Velde und Roberto Heras, auf eine frisch gezogene Straßenmarkierung. Vande Veldes Rad rutschte unter ihm weg, er kollidierte mit Heras, und beide stürzten. Christian brach sich den Arm und musste aufgeben. Roberto hatte eine Woche lang gegen Schmerzen zu kämpfen.

Tagelang fuhren wir durch nicht nachlassenden Regen. Mit jeder Etappe entfernten wir uns weiter von der Küste und näherten uns den Bergen, bis wir nach acht Etappen schließlich die ersten Ausläufer der Alpen erreichten.

Wir erreichten die Alpen mit einem Rückstand, einem großen Rückstand. Ein bis dato unbekannter französischer Fahrer namens François Simon und ein talentierter junger Kasache namens Andrej Kiwilew hatten einen erfolgreichen Ausbruchversuch gestartet, und nun trug Simon das Gelbe Trikot – mit einem gewaltigen Vorsprung von 35 Minuten. Passiert war das, weil wir zu konservativ gefahren waren. Als die beiden im Jura davongezogen waren, hatte sich niemand bereit gefunden, ihnen nachzusetzen – wir hatten es für wichtiger gehalten, unsere Kräfte so früh im Rennen noch so weit wie möglich zu schonen, und die anderen Teams hatten genauso gedacht. Das Ganze war wie ein Pokerspiel, bei dem man sehen will, wer blufft, und da noch niemand bereit war, seine Karten auf den Tisch zu legen, hatte Simon zusammen mit seiner Ausreißergruppe ohne nennenswerte Gegenwehr einen gewaltigen Vorsprung herausfahren können. Ich lag weit zurück auf dem 24. Platz, Ullrich auf dem 27.

Uns standen einige lange und harte Verfolgungstage bevor, vor allem, was Kiwilew anging. Simon war kein Kletterer, und alle wussten, dass er in den Bergen

zurückfallen würde. Aber der 27-jährige Kiwilew, der für Cofidis am Start war, lag mit 33:14 Minuten Vorsprung vor mir auf dem vierten Platz, und ich hatte es so im Gefühl, dass er sich da vorne halten würde. Ich hatte ihn bereits einige Zeit beobachtet, und was ich sah, war ein Radprofi, der sowohl die richtige Einstellung als auch die Fähigkeiten hatte, rasch an die Spitze vorzustoßen. Um ehrlich zu sein, ich wünschte mir, er wäre in unserem und nicht in einem anderen Team. Was ich damals natürlich noch nicht wissen konnte, war, dass Andrej niemals die Chance erhalten sollte, sein Potenzial auszuschöpfen: Zwei Jahre nach der Tour von 2001 stürzte er bei hoher Geschwindigkeit und zog sich tödliche Verletzungen zu. Seine Leistung bei dieser Tour sollte eine quälende Erinnerung daran bleiben, was aus ihm hätte werden können.

Der Ausbruch der Gruppe um Simon warf Johans ausgeklügelten Rennplan für das Postal-Team über den Haufen. Wir mussten uns hinsetzen und eine neue Strategie entwickeln. Johan blieb gelassen. Wir müssten einfach härter fahren, sagte er, und würden eben ein paar Tage länger brauchen, bis wir das Gelbe Trikot erobert hätten. »Wir werden«, gab er als Devise aus, »bei jeder sich bietenden Gelegenheit angreifen.«

Die erste Etappe in den Bergen sollte, sowohl psychisch wie auch physisch, wieder einmal von entscheidender Bedeutung sein. Die Berge waren der Teil der Tour, in dem das Feld aussortiert wurde, in dem die wirklich starken Fahrer nach vorne kamen. Die erste Bergetappe dieser Tour ging hinauf nach L'Alpe d'Huez, eine der legendärsten und grausamsten Bergstrecken Frankreichs.

Die Etappe führte über 210 Kilometer und insgesamt 1820 Höhenmeter über drei *hors de catégorie* gewertete Berge, Anstiege also, die in keiner

Schwierigkeitskategorie mehr erfasst wurden. Die ersten beiden Anstiege waren sozusagen die Einstimmung auf L'Alpe d'Huez, einen steilen, 19,3 Kilometer langen Anstieg mit 21 Kehren.

Ich wollte L'Alpe d'Huez gewinnen. Der Anstieg gehört zu den berühmtesten und geschichtsträchtigsten der Tour de France. Er ist nicht sehr lang, aber sehr steil. Die 21 Kehren sind ausnahmslos durchnummeriert, und hinter jeder Nummer steht der Name eines früheren Siegers. Ein Anstieg für Radsportbegeisterte.

Leider waren wir als Team nicht gerade in bester Verfassung. Wir hatten eine harte erste Woche mit viel Regen und ständigem Seitenwind hinter uns. Christian war ausgeschieden. Roberto litt unter einer Sehnenentzündung am Knie, das dick bandagiert war, Tyler Hamilton war auf der Etappe nach Antwerpen gestürzt und hatte vom Handgelenk aufwärts im gesamten linken Arm entzündete Sehnen. Alle, die nicht verletzt waren, hatten Schmerzen und fühlten sich müde. Wegen des ständigen Windes hatte man keine Chance, sich auf dem Rad kurz auszuruhen, und langsam, aber sicher nagte das an der Substanz. Die Anstrengungen der Tour wirken kumulativ; jeder Tag nimmt dir ein bisschen mehr von den Beinen.

Angesichts so vieler Fahrer im Team, die verletzt waren oder sich nicht in Form fühlten, kamen uns Zweifel, wie wir diese drei Anstiege überstehen würden. Ich fühlte mich gut – aber ich konnte nicht die ganze Zeit über alleine vorne fahren und dann noch hoffen, etwas für L'Alpe d'Huez übrig zu haben.

Ullrichs Team Deutsche Telekom dagegen wirkte bis zum letzten Mann stark und gesund – und dazu kam noch, dass mein alter Freund Kevin Livingston Ullrich die Berge hochziehen würde.

An diesem Morgen übernahmen Ullrich und sein Team die harte Führungsarbeit vorne an der Spitze des Pelotons. Wir hielten uns im Hintergrund und sparten Kräfte. Manchmal muss man Flexibilität beweisen und einen anderen als den gewohnten Fahrstil fahren.

Über Funk gab ich Johan Bescheid, dass ich zurück zum Begleitwagen kommen wollte. Johan gab Gas, und ich ließ mich zu ihm hinüberdriften. Während wir nebeneinander her fuhren, besprachen wir unser weiteres Vorgehen. »Vielleicht ist es gut, wenn du ein wenig Schwäche zeigst«, schlug Johan vor. »Wenn sie glauben, du wärst nicht in Form, ziehen sie an. Wir lassen es bis zum Fuß von L'Alpe d'Huez langsam angehen. Und dann legen wir los.«

Im Grunde lief Johans Strategie auf einen Bluff hinaus. Indem ich Müdigkeit markierte, sollte sich das Team Deutsche Telekom dazu verleiten lassen, sich beim Versuch, mich abzuhängen, konditionell zu übernehmen. Das bedeutete, dass ich den Großteil des Tages nicht nur Rad fahren, sondern auch schauspielern musste. Sollte die Taktik aber aufgehen, würden sich, da waren wir uns sicher, unsere Chancen auf den Etappensieg erheblich verbessern.

Pflichtschuldig hing ich auf dem Weg hinauf auf den ersten Gipfel, den Col de la Madeleine, tief über meinem Lenker und schnitt Grimassen. Die erste Bergetappe ist jedes Mal ein Schock für den Körper, und Fahrer, die nicht in Bestform sind, können zusammenbrechen. Auf halbem Weg den Madeleine hinauf stiegen drei Fahrer aus. Sie fuhren einfach an den Straßenrand und gaben auf. Ich tat so, als würde ich es ihnen demnächst gleichtun. Ich hielt mich am Ende des Pelotons, führte mich auf wie ein geprügelter Hund und ließ den Kopf so tief hängen, als wünschte ich überall, nur nicht im Sattel eines Rades zu

sitzen. Die anderen Fahrer begannen sich zu fragen, ob ich krank sei, und dasselbe taten auch die Sportreporter, die das Rennen im Fernsehen kommentierten. Selbst meine eigenen Teamkameraden beschlich eine leise Unruhe.

Jedes Team hat seinen eigenen Begleitwagen mit einem Fernsehgerät, auf dem die Sportreporter das Rennen aufmerksam verfolgten und den Kommentaren der anderen Teams lauschten. Später machten wir uns einen Spaß daraus, uns die Aufzeichnung der Etappe anzusehen und den Sportreportern zuzuhören. Mein Freund Paul Sherwen, der die Tour für das US-Fernsehen kommentierte, sagte beispielsweise: »Armstrong sieht aus, als stecke er in echten Schwierigkeiten.«

Ich hing am Ende des Hauptfelds herum, dort, wo die schwächeren Fahrer sich mühten, das Tempo zu halten. Wer immer in den Bergen am Ende des Pelotons fährt, hat einen langen Tag vor sich. »Wir haben Lance Armstrong bislang nicht einmal in der Spitze dieser Gruppe gesehen«, sorgte sich Sherwen. »Er hat einen schweren Tag.«

Ullrich und das Team Telekom schluckten den Köder – sie setzten sich an die Spitze und legten ein hohes Tempo vor. Ganz offensichtlich hatten sie die Nachricht erhalten, dass ich litt. Sie reagierten genau so, wie Johan es vorhergesagt hatte. Jetzt machten sie vorne die ganze Arbeit, während wir uns hinten mitziehen ließen.

Die nächsten paar Stunden führte Telekom das Peloton an. Sie kurbelten wie die Weltmeister, zuerst den Madeleine hinauf und hinunter, dann den Col du Glandon, Kilometer um Kilometer. Ich unterdessen tat mein Bestes, schlecht auszusehen. Ich setzte immer wieder die Wasserflasche an die Lippen und ließ den Kopf hängen, während mein Brustkorb sich mit jeder Pedalumdrehung schwer hob und senkte.

Irgendwann zwischendrin ließ sich mein Teamkollege José Luis »Chechu« Rubiera zum Begleitwagen zurückfallen, um Wasser für mich zu holen. Johan reichte ihm durch das Fenster einige Flaschen, ein Vorgang, den Sherwen folgendermaßen kommentierte: »Wie es aussieht, hat Armstrong hier ein echtes Problem ... Armstrong muss heute ganz offenkundig unglaublich viel Flüssigkeit zu sich nehmen.«

Wie es mir denn wirklich ginge, wollte Johan von Chechu wissen. »Mann, er fliegt«, sagte Chechu. »Ihm geht's einfach prächtig.«

Ein Fernsehreporter ließ sich auf einem Motorrad zu Johans Begleitwagen fahren, um ihn durchs Fenster hindurch zu interviewen. Johan wusste, dass, was immer er auch sagte, die anderen Teams es mithörten.

»Ich habe keine Ahnung, was los ist«, log Johan. »Das ist nicht normal für Lance. Ich habe ihn noch nie so erlebt, und der Rest des Teams scheint auch nicht in Form zu sein. Im Moment versuchen wir einfach dranzubleiben.«

Vorne an der Spitze legte Telekom noch einen Zahn zu. So langsam ging die Anstrengung allen Fahrern in die Beine. Die grasgrünen Berghänge wurden immer steiler. Die Straße verengte sich, die Steilwände drängten sich immer näher an uns heran, und wenn man um eine Ecke fuhr, konnte man in der Ferne Gletscher leuchten sehen.

Die Fernsehkommentatoren ließen sich dankenswerterweise weiter über meine scheinbar schwache Form aus. »Armstrong liegt ein ganzes Stück zurück, er sieht heute überhaupt nicht gut aus und sollte nicht so weit hinten in der Gruppe fahren. Ganz offensichtlich hat er einen schlimmen Tag erwischt.«

Wir hatten den Gipfel des zweiten großen Anstiegs erreicht, den Col du Glandon, vor uns die schönste

Abfahrt der gesamten Tour, an einem Stausee vorbei hinein in ein sanftes, sattgrünes Tal, hinter dem sich in der Ferne zerklüftete Schneegipfel türmten.

»Sollten wir uns nicht langsam vorarbeiten?«, fragte Chechu.

»Warte noch«, gab ich zurück, und fügte auf Spanisch hinzu:

»*Miramos, esperamos, decidimos, atacamos.*«

Lass uns warten, lass uns sehen, lass uns entscheiden, und dann lass uns angreifen.

Aber bei der Abfahrt vom Glandon hinunter schlich ich mich auf den 12. Platz vor. Wir jagten an einem See vorbei und weiter entlang einer gewaltigen Granitwand. Der ständige rapide Temperaturwechsel – in den Tälern war es heiß, auf den Gipfeln kalt – machte uns langsam zu schaffen, und unsere Muskeln neigten zu Krämpfen.

An der Spitze, über sieben Minuten vor mir, lag zu diesem Zeitpunkt ein Franzose, Laurent Roux, gefolgt von Ullrich.

»Nur ein bisschen?«, drängte Chechu. »Sollten wir nicht zumindest ein bisschen aufholen?«

»Chechu«, sagte ich. »*Miramos, esperamos, decidimos, atacamos.*«

Neben mir tauchte Johan im Begleitwagen auf, den Kopf aus dem Fenster gestreckt. Ich fuhr dicht neben dem Wagen, um zu hören, was er mir zu sagen hatte. Im Laufe der Jahre hatte ich ein wenig Flämisch von Johan aufgeschnappt, und als wir jetzt die Köpfe zusammensteckten, sprachen wir halb Englisch, halb Flämisch.

»Okay, das sieht hervorragend aus«, sagte er. »Alles läuft wie am Schnürchen. Wenn wir den Fuß von L'Alpe

d'Huez erreichen, greifst du an. Und wenn du angreifst, dann *vollebak*.«

»*Vollebak*« heißt »Vollgas«. Voll durchtreten.

»*Vollebak*«, wiederholte er. »Hast du kapiert?«

»Du wirst *vollebak* sehen, wie du noch nie *vollebak* gesehen hast«, versprach ich ihm.

Ich kehrte zu Chechu zurück. Wir näherten uns dem Anstieg hinauf nach L'Alpe d'Huez. Ullrich lag immer noch vor uns.

»Jetzt?«, drängte Chechu.

»Jetzt«, sagte ich. »Und lass dir die Show nicht entgehen.«

Wir schossen nach vorn. Die Masse der Zuschauer links und rechts der Straße schien sich zu teilen, als wir beschleunigten.

Wir jagten über eine Brücke, passierten einen rauschenden Wasserfall, kamen um eine lange, weit gezogene Linkskurve – und erreichten den Fuß des Berges. Die Straße stieg an.

Ullrich war jetzt direkt vor uns.

Ich fuhr an ihn heran.

»Armstrong hat heute vielleicht ein unglaubliches Pokerspiel gewagt, als er hinten herumhing und die anderen die Arbeit machen ließ«, kommentierte Sherwen aufgeregt.

Mit Chechu direkt neben mir hängte ich mich an Ullrichs Hinterrad.

Bis zu diesem Moment hatte Ullrich geglaubt, ich sei am Ende. Den ganzen Tag über hatte er immer wieder gehört, dass ich mich quälte und außer Form war. Und nun saß ich ihm direkt im Nacken.

Ich zog an ihm vorbei.

Ganz bewusst schaute ich über die Schulter nach hinten und starrte einen langen Augenblick in Ullrichs Sonnenbrille.

In einem Rennen ist es wichtig, das Gesicht eines Gegners genau zu studieren: seinen Mund, wie er schwitzt, ob er hinter der Brille die Augen zusammenkneift. Der Gesichtsausdruck sagt einem alles: ob er müde ist oder frisch, wie viel er noch in sich hat. Ullrich, das war nicht zu übersehen, litt. Sein Ohrring baumelte, sein Trikot stand offen, ebenso sein Mund.

Ich hielt den Blick noch einen Moment länger auf ihn gerichtet. Später meinten Leute, die die Szene mitverfolgt hatten, es hätte ausgesehen, als wollte ich Ullrich verspotten und zu ihm sagen: »Ich habe den ganzen Tag nur gespielt. Das eigentliche Rennen fängt erst jetzt an. Fang mich, wenn du kannst.« In Wahrheit aber wollte ich nur sehen, in welchem Zustand die Fahrer hinter Ullrich waren. Als ich mich zu Ullrich umdrehte, musterte ich nicht nur ihn. Was ich sah, überzeugte mich davon, mit meinem Antritt loszulegen.

Ich wandte den Blick wieder nach vorn, ging aus dem Sattel und zog davon.

Und weg war ich. Innerhalb von ein paar Sekunden war ich aus Ullrichs Blickfeld verschwunden. Es war eine Schocktaktik, absolut spontan, aber wirksam. Mit einem Spurt hatte ich mich gelöst, und Ullrich konnte nichts dagegensetzen.

»Er fällt ab! Er fällt ab!«, brüllte Johan aufgeregt in mein Ohr.

Ich baute den Vorsprung stetig aus und stieg hart in die Pedale. Eine Weile später kam der letzte Fahrer zwischen mir und der Ziellinie in Sicht, Laurent Roux, der den

Anstieg mit einem Vorsprung von sieben Minuten angegangen war. Ich zog an ihm vorbei.

Die Augen auf die Straße unmittelbar vor mir fixiert, sah ich nichts außer der nächsten Kehre. Ungefähr bei der Hälfte des Anstiegs passierte ich Chris Carmichael, der wie ein Idiot grinsend am Straßenrand stand. Mir fiel auf, das er ein Paar grellblauer Schuhe von Oakley trug.

Nach sechs Stunden und 23 Minuten überquerte ich die Ziellinie. Ich bleckte die Zähne und riss die Fäuste so hart in die Höhe, dass ich fast vom Rad gestürzt wäre.

Ich bremste und sank völlig erschöpft vom Rad. Wir hatten eine der berühmtesten Tour-Etappen gewonnen, an einem Tag, an dem mir das niemand zugetraut hätte, und zwar mehr durch Taktik als durch Aggression. Es war ein eigenartiges Gefühl des Triumphs, eines, wie ich es bei keinem anderen Etappensieg empfunden hatte. Wir konnten, das war klar, diesen Trick kein zweites Mal anwenden – aber dieses eine Mal hatte er funktioniert.

Später besuchte Carmichael mich im Teamhotel. »Du hast schon wieder diese unsäglich hässlichen Schuhe angehabt, stimmt's?«, sagte ich zu ihm. »Ich hab's genau gesehen. Chris, warum ziehst du diese Dinger an?«

Ich wollte das Gelbe Trikot. Ich wollte es mir überstreifen und es meinem Sohn zeigen und ihn »Yo-yo, Daddy« sagen hören. Aber noch war es nicht so weit, noch fuhr ich hinterher; trotz der Demonstration von L'Alpe d'Huez hatte ich noch Rückstand auf den Führenden in der Gesamtwertung, Simon.

Am nächsten Tag trafen Luke und Kik ein, gerade rechtzeitig, um mitanzusehen, wie wir das Mannschaftszeitfahren auf der romantischen Etappe von Grenoble zum Wintersportort Chamrousse gewannen. Dass ich, immer noch hinter Simon liegend, auf den

dritten Platz vorstieß, war nicht so wichtig. An diesem Tag war etwas anderes viel wichtiger.

Kik empfing mich an der Ziellinie. Nach den üblichen Formalitäten gingen wir in unser Hotel, damit wir vor dem Abendessen ein paar Minuten in meinem Zimmer für uns alleine haben konnten. Im Hotel zog Kik einen Umschlag aus ihrem Rucksack. In dem Umschlag war das Ergebnis des Ultraschalltests, der uns verraten würde, ob die Babys, die sie unter ihrem Herzen trug, Jungen oder Mädchen waren.

Als wir im Herbst beschlossen hatten, einen zweiten Versuch zu starten, wussten wir, dass dies aufgrund meines Trainingsplans bedeuten würde, dass Kik die Sache größtenteils alleine würde durchstehen müssen. Zuvor hatten wir unsere Versuche, ein Kind zu zeugen, stets so geplant, dass ich bei allen wichtigen Terminen zugegen sein konnte, aber dieses Mal war uns einfach keine Wahl geblieben. Ein neuerlicher Versuch, ein Kind zu bekommen, bedeutete, dass ich während Kiks Schwangerschaft viel unterwegs sein musste. So war ich auch nicht da gewesen, als sie erfahren hatte, dass wir Zwillinge erwarteten.

Da wir nicht wollten, dass sie noch mehr allein erfuhr oder wir solche Sachen am Telefon besprechen mussten, hatte sie ihren Arzt gebeten, das Ergebnis der Ultraschalluntersuchung auf ein Stück Papier zu schreiben, es in einen Umschlag zu stecken und ihn dann zu verschließen. Kik hatte den Umschlag mit nach Hause genommen, wo er einige Tage auf ihrem Schreibtisch gelegen hatte, bevor sie ihn in ihren Rucksack gepackt hatte.

Es war ein wunderschöner Abend in den Alpen, als Kik und ich in mein Hotelzimmer hochgingen, von dem aus man einen Blick über das Dorf hatte. Vom Fenster aus

sahen wir ihre Eltern, die mit Bill Stapleton und Bart Knaggs unten in einem Café an der Straße saßen, während Luke auf dem Rasen vor dem Hotel heruntollte.

Kik zog den Umschlag aus ihrem Rucksack und verkündete, sie habe vor Aufregung schweißnasse Hände.

»Gib das her«, sagte ich.

Ich entriss ihr den Umschlag, ging ans andere Ende des Zimmers und öffnete ihn. Ich starrte auf das Papier, warf den Kopf in den Nacken und brach in lautes Gelächter aus.

»Lass mich sehen, lass mich sehen«, rief Kik.

Ich neckte sie kurz und hielt den Zettel über den Kopf, bevor ich ihn ihr gab. Kik warf einen Blick darauf und sah die Zahl 2 und den Buchstaben »g«. Einen Augenblick dachte sie, »g« stünde für »garçons«, französisch für »Jungen«. Doch dann schaute sie nochmals und las: »Zwei Mädchen. Herzlichen Glückwunsch.«

Kik kreischte vor Freude.

In gewisser Weise war dies das Letzte, womit wir gerechnet hatten. Die Vorstellung, Zwillinge zu bekommen, hatte mir von Anfang an gefallen. Mich hatte die Möglichkeit fasziniert, diese mit Gemeinsamkeit gepaarte Einzigartigkeit. Wir hatten über zwei Jungen gesprochen, über einen Jungen und ein Mädchen, aber der Gedanke an zwei Mädchen war uns einfach nie in den Sinn gekommen. Aber jetzt, da wir es wussten, waren wir völlig aus dem Häuschen vor Glück. Bart Knaggs und seine Frau Barbara hatten Zwillingmädchen, zwei strahlende, witzige und blonde Wonneproppen, und Bart hatte beiden beigebracht, »Ich bin ein Genie!« zu sagen. Nun, da wir selbst Zwillinge haben würden, kam es mir wie eine wunderschöne, familiäre Konstellation vor, zwei weibliche Gegenstücke zu Luke zu haben.

Ich umarmte Kik. Dann riss ich die Tür zum Flur auf

und brüllte die Neuigkeit hinaus, damit alle meine Teamkollegen es hören konnten, Danach ging ich zum Fenster hinüber, riss es auf und lehnte mich hinaus über den saftigen grünen Rasen.

»Hey, Ethel!«, schrie ich hinunter zu Kiks Mutter.

»Yeah!«, rief sie zurück und schaute hoch.

»Es sind zwei Mädchen!«

Unten brach die Hölle los. Alles schrie und jubelte. Ethel weinte, und dann weinte Kik, und wir standen einfach am Fenster und wedelten mit dem Stück Papier. Wenig später gingen wir hinunter, aßen mit den anderen und brachten Toasts auf unsere beiden zukünftigen Töchter aus.

Der Familienbesuch war nur eine kurze Erholung vom Rennen. Die nächsten Tage führten uns tief in die Pyrenäen hinein. Hier war die Szenerie eine ganz andere. Die Alpen sind durchsetzt mit Industriestädten und Skiorten mit Apartmentgebäuden, die eher Hochhäuser als normale Wohngebäude sind. Die Pyrenäen sind wilder, nicht so groß und hoch wie die Alpen, aber irgendwie ungestümer, mit lang gezogenen grünen Tälern und schneebedeckten Gipfeln. Wie die Alpen aber forderten auch die Pyrenäen ihren Tribut von den Fahrern, und wieder einmal schmiss ein Fahrer, dieses Mal der Franzose Christophe Moreau, sein Fahrrad hin und gab mit Atembeschwerden auf.

Ullrich und ich belauerten uns weiterhin gegenseitig, manchmal sogar Seite an Seite. Der Unterschied in unserem Fahrstil war unverkennbar. Ullrich fuhr mit einer großen Übersetzung, ich dagegen mit einer kleineren; seine Tretfrequenz lag bei 75, meine bei 90. Ullrich war ein großer, wogender Panther auf dem Rad, ich dagegen sah, wie jemand einmal sagte, eher aus wie eine Katze, die einen Baum hochklettert.

Simon lag immer noch 13 Minuten vor uns beiden in Führung. Aber in den Pyrenäen warteten drei schwere Bergetappen mit insgesamt elf hohen Pässen auf uns. Wir wussten, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Simon einen Einbruch hatte, und gingen davon aus, dass es spätestens auf der Etappe nach Pla d'Adet passieren würde, einer schweren, 193 Kilometer langen Bergetappe, die über sechs Pässe führte.

Die Etappe führte an der Stelle vorbei, an der mein alter Freund Fabio Casartelli auf einer Abfahrt bei der Tour 1995 ums Leben gekommen war. Man hatte dort ein wunderschönes Marmordenkmal aufgestellt, und als wir beim Training im Frühjahr daran vorbeigekommen waren, hatte ich angehalten. Die anderen Postal-Fahrer waren weitergefahren, aber ich blieb ein paar Minuten im Nebel stehen und dachte an Fabio zurück. Ich war überrascht, wie sehr mich immer noch jedes Mal die Emotionen packten, wenn ich hier vorbeikam, und ich erinnerte mich daran, wie ich damals, nach seinem Sturz, in meinem Hotelzimmer gesessen und geweint hatte.

Im Rennen selbst blieb mir keine Zeit, meinen Gedanken an Fabio nachzuhängen. Zu viel erforderte meine Aufmerksamkeit, Ullrich, Simon, die Jagd auf das Gelbe Trikot, die pausenlos aufeinander folgenden Anstiege und Abfahrten.

Kurz bevor wir den letzten Anstieg erreichten, geschah etwas, was uns allen schlagartig wieder vor Augen führte, wie gefährlich, wie tragisch unser Sport sein konnte. Wir fuhren mit ungefähr 80 Sachen eine schwierige Abfahrt hinunter, Ullrich vor mir. Die Strecke war nicht kurvenreich, aber schnell, und auf der Straße lag Split, der einen leicht ins Rutschen bringen konnte.

Ullrich drehte sich kurz nach seinen Teamkollegen um und hantierte an seinem Mikrofon herum. Mit einer Hand

griff er nach dem Mikrofon und sprach hinein. Bei einer schnellen Abfahrt ist der Fahrtwind so laut, dass man kaum etwas versteht. Ullrich zog das Mikro noch näher heran und nahm den Kopf nach unten.

Vor uns tauchte eine Kurve auf.

Ullrich sah sie nicht.

Oh, oh, dachte ich, und stieg in die Bremsen. *Er sollte jetzt besser auch bremsen*, dachte ich. *Warum zum Teufel bremsst er nicht?*

Ullrich hob den Kopf, aber zu spät. Er schoss über die Kante, flog geradewegs über das Straßenbankett. In der einen Sekunde war er noch da, in der nächsten verschwunden.

Es sah schrecklich aus – als ob er mit dem Kopf voraus über eine Klippe gegangen wäre.

Das war's, dachte ich. Ich bremste sofort ab und funkte Johan an, um zu erfahren, ob Ullrich in Ordnung war.

Wie ich bremsten auch andere Fahrer ab. Kevin Livingston kam und hielt neben mir an. »Wir warten«, sagte ich zu den anderen Fahrern. »Wir alle warten auf ihn.«

Einen Moment später meldete sich Johan; er konnte Ullrich sehen, wie er sich gerade abmühte, den Hang zur Straße hinaufzuklettern, und dem Anschein nach war alles in Ordnung. Ullrich hatte Glück gehabt und war auf eine mit Gras bewachsene Böschung vor einer tiefen Rinne gestürzt. Inzwischen hatte er sein Rad wieder aufgerichtet und kletterte zurück zur Straße.

Ich behielt mein langsames Tempo bei und wartete, bis Ullrich wieder aufgeschlossen hatte, so, wie es die Tradition unter Radrennsportlern verlangt. Auch wenn das amerikanische Publikum ein solches Verhalten nicht

unbedingt nachvollziehen kann, stellt es einen fundamentalen Bestandteil unseres Sports dar, und jeder andere Spitzenfahrer hätte sich gegenüber einem respektierten Gegner ebenso verhalten.

Und Ullrich hatte den Respekt des gesamten Pelotons verdient. Er war nie zusammengebrochen; er war zurückgefallen, ja, aber er hatte sich immer wieder an die Spitze der Meute gekämpft, und es gelang mir nie, ihm auf und davon zu fahren. Egal was, er war immer da, an meiner Seite, niemals gewillt, das Rennen aufzugeben. Wenn jemand deinen Respekt verdient hat, dann dein schärfster Rivale: Je besser dein Gegner ist, umso besser musst du selbst sein.

Ullrich schloss zu mir auf. »Alles in Ordnung?«, fragte ich. Er nickte. »Mir geht's gut.« Wir beschleunigten auf Renngeschwindigkeit und fuhren Schulter an Schulter, genau gleichauf, bis zur Sechs-Kilometer-Marke.

Den letzten Anstieg hinauf nach Pla d'Adet kannte ich gut: Ich hatte ihn im Frühjahr dreimal abgefahren und insbesondere die steilen Stellen aufmerksam studiert. An diesem Berg konnte man einiges an Zeit gegenüber den anderen Fahrern gutmachen, und an diesem Tag war ich in der Form dazu. Sosehr ich Ullrich bewunderte und sosehr ich mich freute, dass ihm nichts passiert war, jetzt wollte ich ihn loswerden. Ich wollte das Gelbe Trikot, und mit einem Etappensieg konnte ich es mir holen. »Yo-yo Daddy.«

Als wir den letzten Anstieg erreichten, stieg ich aus dem Sattel und griff an. Ullrich machte keinen wirklichen Versuch, mir zu folgen. Nach ein paar Sekunden hatte ich das Gefühl, 30 Meter vor ihm zu liegen. Hinter mir senkte Ullrich den Kopf und behielt sein Tempo bei.

Ich fuhr alleine weiter, und knapp einen Kilometer später

überholte ich den letzten vor mir liegenden Fahrer, den Franzosen Laurent Jalabert. »Er ließ es so leicht aussehen, dass es schon wieder schön war«, meinte Jalabert nach dem Rennen.

Jalabert irrte sich. Es war alles andere als leicht. Es schmerzte, tief in mir, wo Muskeln und Knochen aneinander reiben. Ich kontrollierte meine Mimik und tat einfach so, als hätte ich keine Schmerzen. Mir ist klar, wie demoralisierend es für einen Fahrer sein muss, nach einem Tag wie diesem von einem Fahrer überholt zu werden, der noch nicht einmal zu leiden scheint. Auf diese Art physisch und mental besiegt zu werden, ist etwas, was niemand außer uns Fahrern kennt.

Natürlich litt ich. Wer genau hinsah, konnte in meinen blutunterlaufenen Augen erkennen, wie sehr ich litt. Die Wahrheit ist, so etwas wie müheloses Fahren gibt es bei der Tour nicht. Es schmerzte ganz einfach nicht so sehr, wie es das hätte tun können, weil das ganze Training, das ich das Jahr über absolviert hatte, nun Früchte trug. Ich war gut vorbereitet, ich wusste, welche Abschnitte in den Bergen die schwersten waren, und ich hatte gelernt, meine Kräfte einzuteilen, sie gleichmäßig einzusetzen und Einbrüche zu vermeiden.

Ich fuhr alleine über die Ziellinie und kippte vom Rad, völlig ausgepumpt. Aber ich war der neue Führer der Tour de France. Wir hatten uns an Johans Anweisung gehalten, hatten bei jeder Gelegenheit angegriffen – und hatten drei der letzten vier Etappen gewonnen. Wir hatten 35 Minuten Rückstand und 24 Plätze im Gesamtklassement aufgeholt. An nur zwei Tagen hatten wir 22 Minuten auf das Gelbe Trikot wettgemacht. Einen so großen Rückstand hatte bei der Tour zuvor noch nie jemand gutgemacht.

Johan, der im Begleitwagen herangefahren kam, war außer sich vor Freude. An diesem Tag hatte er einen

Passagier im Wagen, Phil Knight, den Mitbegründer von Nike. Knight war bei so gut wie jedem großen Sportereignis und Zeuge zahlloser mitreißender Momente gewesen, aber er hatte noch nie eine Etappe der Tour de France miterlebt, und als er jetzt aus dem Wagen stieg, sah er aus, als hätte ihm all das die Sprache verschlagen: die Regenbogenfarben des vorbeirasenden Pelotons, die Stürze, die Fahrer, die sich wieder aufrappeln und zurück aufs Rad springen, die steilen Anstiege unter der sengenden Sonne. Ich sah sein Gesicht und wusste, dass wir einen weiteren Radsportbegeisterten gewonnen hatten. »Das ist der größte Tag im Sport, den ich jemals miterleben durfte«, schwärmte er.

Endlich durfte ich mir das Gelbe Trikot überstreifen, maßlos erleichtert, doch noch dieses Stück Stoff anziehen zu dürfen, dem ich so wild entschlossen nachgejagt war.

Ullrich gab nicht auf. Die ganzen Pyrenäen hindurch fochten wir unsere epische Schlacht aus, bis uns in der Gluthitze der Berge der Schweiß vom Kinn troff. Auf der letzten Bergetappe, nachdem wir den 2114 Meter hohen Col du Tourmalet bezwungen hatten, entwischte mir Ullrich knapp vor dem Ziel und kam hinter Roberto Laiseka und Wladimir Belli auf den dritten Platz. Unmittelbar hinter der Ziellinie streckte er eine Hand nach hinten aus und hielt sie mir hin. Ich ergriff sie.

Mir war nicht ganz klar, was er mir damit sagen wollte, aber ich vermute, dass es etwas mit Kameradschaft zu tun hatte. Wir hatten im Sattel viel zusammen durchgemacht. Vielleicht wollte er mir damit auch gratulieren; immerhin gestand er mir nach dieser Etappe den Gesamtsieg zu. Ich hatte einen Vorsprung von fünf Minuten, der jetzt sicher schien – alles, was ich noch tun musste, war, bis Paris im Sattel zu bleiben.

»Es ist entschieden«, erklärte Ullrich. »Ich hatte dieses

Jahr keine Chance gegen Lance. Ich glaube nicht, dass ich Fehler gemacht habe. Immerhin habe ich alle anderen hinter mir gelassen.«

Der Sieg war mir sicher, aber es gab noch eine letzte Sache, die getan werden musste, bevor ich in Paris auf das Siegerpodest stieg: mich zu den Dopingverdächtigungen äußern. Die Vorwürfe hatten mich seit Monaten verfolgt, und sie hatten auch während der Tour nicht nachgelassen. In *L'Équipe* war unter der Schlagzeile MÜSSEN WIR AN ARMSTRONG GLAUBEN? unter anderem Folgendes zu lesen gewesen: »Es gibt einfach zu viele Gerüchte, zu viele Verdächtigungen. Armstrong evoziert sowohl Bewunderung als auch Ablehnung.« Bei der Tour war ich von manchen französischen Zuschauern ausgebuht worden.

Die Tradition will es, dass der Träger des Gelben Trikots vor der Ankunft in Paris eine Pressekonferenz gibt, und ich sehnte diese Pressekonferenz herbei. Ich wollte mich den Skeptikern und Anklägern stellen, ihnen in die Augen blicken. Ich wollte mich den Anschuldigungen stellen. Vor allem aber wollte ich meine Unschuld beteuern.

Rund 300 Journalisten kamen zu der Pressekonferenz, und über eine Stunde lang ging ich auf jeden Vorwurf ein, den sie mir an den Kopf warfen.

»Ich habe mich immer an die Regeln gehalten«, erklärte ich. Ich wies darauf hin, dass ich bei den letzten Tour-Durchgängen nicht weniger als 30-mal getestet worden und nicht eine Probe positiv gewesen war. »Die Beweise sind da«, antwortete ich auf die Frage eines Journalisten. »Sie wollen sie einfach nicht anerkennen.«

Nach all dem, was ich durchgemacht hatte, fügte ich hinzu, wäre ich verrückt, eine Substanz wie Epo oder menschliche Wachstumshormone zu mir zu nehmen.

»Ich gebe alles, was ich habe«, erklärte ich. Was ich erreicht hatte, verdankte ich harter Arbeit, der Tatsache, dass ich trainiert und mich aufs Rad gesetzt hatte, wenn niemand sonst das tat, außerhalb der Saison und bei jedem Wetter. Ich hatte in den Alpen trainiert, als dort Schnee lag. »Und ich habe dort«, sagte ich, »keinen einzigen anderen Radprofi getroffen.«

Die Unschuldigen, gab ich zu bedenken, können ihre Unschuld niemals beweisen. Wie soll man beweisen, dass man etwas nicht ist?

Ein anderer Journalist erhob sich und fragte mich nach einem italienischen Arzt namens Michele Ferrari, gegen den in Sachen Doping ermittelt wurde und der 1994 einen unglücklichen und unbedachten Kommentar vom Stapel gelassen und erklärt hatte, Epo sei »nicht schädlicher als Orangensaft«. Im Zuge der Ermittlungen waren nun seine Akten beschlagnahmt wurden, in denen sich unter anderem ein Hinweis auf mich gefunden hatte. Jetzt galt manchen meine Verbindung zu Ferrari als weiterer Beleg dafür, dass ich gedopt war.

Ich kannte Michele Ferrari gut, sagte ich, er war ein Freund, und ab und zu bat ich ihn um Ratschläge für mein Training. Er gehörte nicht zu meinen engen Beratern, aber er war einer der klügsten Köpfe im Radsport, und deshalb suchte ich gelegentlich seinen Rat. Ferrari hatte mir Tipps für das Höhentraining und für meine Ernährung gegeben. (Tatsache ist, dass Ferrari, egal, was man sonst über ihn denken mag, ein herausragender Experte auf seinem Gebiet ist. Wie sonst kaum jemand versteht er die Wechselwirkungen zwischen Technik und Physiologie und kann mit fachlicher Autorität über alles von Kettengliedern bis Wattzahlen diskutieren. Er besitzt ein enormes Wissen, und das schätzte ich.)

Ich weigerte mich, mich von Michele zu distanzieren

oder gar dafür zu entschuldigen, dass ich ihn kannte. Meines Wissens lag nichts gegen ihn vor. Die Vorwürfe gegen ihn basierten auf dem Umstand, dass er einige Jahre zuvor einen Radprofi namens Filippo Simeoni behandelt hatte, der später des Dopings überführt wurde. »Michele ist unschuldig, bis ein Gericht etwas anderes feststellt«, erklärte ich.

Der Journalist wollte wissen, wie ich meine Antidopinghaltung damit vereinbaren könne, meine Freundschaft zu Ferrari aufrechtzuerhalten. »Das ist meine Entscheidung«, gab ich zurück. »Ich glaube, dass er aufrichtig, fair und unschuldig ist. Warten wir ab, ob es zu einer Verhandlung kommt. Wie kann ich mich nach dem, was ich mit eigenen Augen gesehen habe und was ich weiß, gegen jemanden wenden, den ich niemals etwas Unrechtes habe tun sehen?«

Mir sei bewusst, fuhr ich fort, dass die Glaubwürdigkeit des gesamten Radsports auf dem Spiel stehe und dass ich zu einer Art Blitzableiter geworden sei. »Der Profiradsport wird unter die Lupe genommen. Aber ich habe eine Antwort, und mit dieser Antwort geht es mir gut«, sagte ich. Ich fände es, meinte ich, nur traurig, dass die Tour zu einer von Misstrauen und Unterstellungen verpesteten Veranstaltung verkommen sei.

»Es handelt sich um ein Rennen und sollte nicht zu einer Gerichtsverhandlung werden«, konstatierte ich.

Schließlich erhob ich mich und sagte, was zu sagen mir noch geblieben war: »Ich verlasse diesen Raum als ein ehrbarer Mann, ein glücklicher Mann und hoffentlich auch als Sieger.« Damit ging ich hinaus.

»Das habe ich gebraucht«, sagte ich zu Bill auf dem Weg nach draußen.

Auf dem restlichen Weg nach Paris gab es keine

Angriffe mehr, weder auf der Straße noch sonst wo. Wir fuhren und waren glücklich damit, den Ausblick zu genießen, den Ausblick auf endlose Felder voller Sonnenblumen und Sonnenblumen und Sonnenblumen.

Als wir die Ziellinie auf den Champs-Elysees passierten, hatten wir 3464 Kilometer hinter uns gebracht – in, um genau zu sein, 86 Stunden, 17 Minuten und 28 Sekunden. Dieser Sieg erfüllte mich mit tiefer Befriedigung, weil wir die Tour mit Taktik und Stärke gewonnen hatten und weil unser Postal-Team zu einem besseren und reiferen Team herangewachsen war.

Ulrichs sportlicher Leiter Rudy Pevenage machte uns ein eigenartiges Kompliment. »Wir warteten die ganze Zeit darauf, dass Armstrong mal einen schlechten Tag haben würde«, sagte er.

»Aber der einzige schlechte Tag, den er hatte, war der Tag mit dem Kater, den er am Morgen nach der Zielankunft in Paris hatte.«

Zwischen Training und Wettrennen besteht eine klare, direkte Beziehung: Ich hatte hart gearbeitet und gewonnen. Ein Radrennen ist eine simple Angelegenheit. Hier der Start, da das Ziel, und ein Ausgang, der von Talent und Stärke bestimmt wird. Entweder du gewinnst, oder du verlierst, und an dieser Klarheit ist etwas Tröstliches. Was sonst kann man darüber sagen?

Nichts – insbesondere nicht nach dem 11. September.

Ich flog zurück in die Staaten und blieb ein paar Tage in New York. Am Nachmittag verschwand ich für ein paar Stunden: Niemand konnte mich finden – bis ich irgendwann wieder ins Hotel zurückkehrte.

Ich war im Central Park gewesen – Rad fahren.

Ich liebe New York. New York ist eine magische Stadt, und eine Stadt, die immer gut zu mir gewesen ist. Da ich auf dem Weg nach Europa und zurück ständig hier durchkam, kannte ich New York inzwischen ziemlich gut. Zu Fuß oder auf dem Rad die Stadt zu erkunden war wie eine Art Hindernisparcours und für mich jedes Mal ein Erfolgserlebnis. Wenn man einmal gelernt hat, New York zu lieben, liebt man die Stadt mehr – und auf andere Weise – als andere Städte oder Orte.

Es heißt, der 11. September traf jeden, und so war es auch. Aber er traf zuerst und vor allem und am schlimmsten die New Yorker.

An dem Morgen, als es passierte, war ich zu Hause in Austin, einer von vielen Vätern, der mit seinem kleinen Sohn *Sesamstraße* im Fernsehen ansah. Das Telefon klingelte. Ich nahm ab. Bill Stapelton war dran und sagte: »Schalt mal die Nachrichten ein.«

Ich wechselte auf einen Nachrichtensender – und wollte meinen Augen nicht trauen. Ich saß einfach da, vollkommen hilflos, und starrte auf diese schreckliche Lücke in der Sykline der Stadt.

Einige Tage später rief mich das Rote Kreuz an. Ob ich nicht nach New York kommen könnte, um die Moral der Feuerwehrmänner und Rettungsarbeiter ein bisschen zu heben, ihnen ein bisschen für ihren Einsatz zu danken? Ich sagte sofort zu. Ich war mir zwar nicht sicher, ob eine Goodwilltour von mir ihnen so viel bedeuten würde, aber ich hasste es, einfach dazusitzen und von daheim in Texas aus zuzuschauen, und mit dem Besuch hätte ich zumindest die Chance, ein bisschen zu helfen. Okay, sagte ich, ich komme, aber ohne große Vorankündigung und vor allem: ohne Presse.

Ich bat Bart Knaggs, mich zu begleiten, und zusammen

flogen wir am Abend des 20. September nach New York. Da alle großen Flughäfen noch gesperrt waren, landeten wir auf einem Privatflugplatz in White Plains. Ich erinnere mich noch, dass, als wir über die Stadt flogen, in der Bordanlage des Flugzeugs gerade »Back in Black« von AC/DC lief und dass es mir dem Anlass angemessen düster erschien. Auf dem Flughafen wurden wir von einem Freund von Nike, Dave Migny, und Vertretern des Roten Kreuzes in Empfang genommen. Zusammen hatten sie meine Tour durch die Stadt organisiert.

Wir fuhren direkt zu einem Gebäude an einem Pier am Hudson River, das in ein provisorisches Kommandozentrum umfunktioniert worden war. Die Szenerie erinnerte mich an die Empfangshalle eines großen Konferenzentrums. Hunderte von Menschen, von der Feuerwehr über die Küstenwache und die Gewerkschaft der Stahlarbeiter bis hin zum FBI, rannten in einem Zustand des organisierten Chaos hin und her und bemühten sich, die Rettungs- und Aufräumarbeiten zu koordinieren.

Ich sprach mit einigen Leuten vom Roten Kreuz und startete eine Wand voller Fotografien an: Überall hingen Bilder von Vermissten: Freunden, Verwandten, Ehemännern, Söhnen, Kusinen. *Bitte ruf an.* Etwas Vergleichbares hatte ich noch nie gesehen. Auf einem Flugblatt war ein Foto von vier Kindern. Darauf stand mit Wachsmalstiften geschrieben: *Daddy, bitte komm heim, wir vermissen dich.* Ich war nicht darauf gefasst, so etwas zu sehen – und ich will so etwas auch nie wieder sehen.

Was mich aber am meisten berührte, war das Wunschdenken, die Sehnsucht, die in allem spürbar war. Inmitten der ganzen Zerstörung waren die Menschen vereint in einer Art Verleugnung der Realität, in der verzweifelten Hoffnung, dass die Türe aufgehen und ihr

Mann, ihre Frau oder ihre Tochter hereinkommen würde. Angesichts der furchtbaren Frage – *Wenn sie nicht zu Hause sind und nicht im Krankenhaus, wo sind sie dann?* – zogen es die Menschen vor, das Schlimmste zu verdrängen und auf das Beste zu hoffen.

Früh am nächsten Morgen, einem Samstag, nahm uns ein Vertreter des Roten Kreuzes auf eine Tour durch die Feuerwachen von New York mit. Wir starteten auf der Lower East Side in Manhattan, und als wir auf die erste Feuerwache zingingen, kam ich mir vor wie ein Idiot. Ich war ein nicht angekündigter Besucher. Vielleicht wollten die Feuerwehrmänner überhaupt keine Besucher, vielleicht hatten sie schon genug Besucher gesehen. Vor dem Gebäude drängten sich viele Menschen, sie brachten Essen und Geschenke, stellten Kerzen auf und hinterließen Wandmalereien. Ich hatte Angst, dass sie, wenn ich auf sie zuing, sagen würden:

»Was zur Hölle hast du hier verloren? Verschwinde!«

Ich betrat die Feuerwache Bowery Station 33, die elf Männer ihrer Einheit verloren hatte. Einen Moment stand ich da und wusste nicht, was tun. Einer der Feuerwehrmänner erkannte mich und sagte: »Fucking Lance Armstrong«, wie ein echter New Yorker eben, und dann umarmte er mich und fing an zu heulen. Ein paar andere kamen näher. Wir gaben uns die Hände. »Niemand hat uns mitgeteilt, dass du kommst«, sagten sie.

Einer drehte sich um und rief nach einem Kerl, der in der Küche saß. Er kam heraus und schüttelte mir die Hand. Ich sah gleich, dass etwas ihn schwer mitgenommen haben musste, vielleicht der Verlust eines Freundes, oder er hatte Furchtbares gesehen, vielleicht auch beides. Wir unterhielten uns ein bisschen darüber, was passiert war, was sie gesehen hatten, und sie erzählten mir von dem Gestank und der Hitze und den Leichenteilen, die überall

herumgelegen hatten.

Er erwies sich als ein echter Fahrradverrückter, und einer seiner Kollegen meinte, wir beide sollten uns ein Rennen liefern. Wie sich herausstellte, hatten sie auf jeder Feuerwache ein paar Fahrräder, alte Böcke, die sie für kleine Erledigungen benutzten. Die Feuerwehrmänner verbrachten viel Zeit in der Küche der Wache, kochten und aßen zusammen, und wann immer sie noch etwas brauchten, schnappte sich einer ein Fahrrad und radelte hinunter zum nächsten Laden, warf die Sachen in den Lenkerkorb und strampelte zurück.

Jemand gab mir ein Fahrrad mit großen, dicken Reifen. Ich lachte und stieg auf. Mein Gegenüber schnappte sich auch ein Rad und fing an, auf der Straße vor der Wache hin und her zu fahren. Er war ganz wild auf ein Wettrennen. »Los, komm«, schrie er in einem fort. »Sieh ihn dir an«, sagte einer seiner Freunde zu mir. »Er macht echt was durch. Wir alle machen hier was durch, aber ihn hat's wirklich hart erwischt.«

Mein Freund der Feuerwehrmann raste wild strampelnd den Block hinunter. Es schien ihm ernst zu sein. Für ihn war es wohl eine willkommene Flucht, für kurze Zeit alles vergessen und auf diesem Rad die Straße hinunterjagen zu können. So fuhr ich ihm hinterher.

Wir befanden uns mitten auf einer belebten Straße in Downtown New York, um uns herum überall Fußgänger und Autos, aber das kümmerte ihn nicht. Wie besessen trat er in die Pedale, ich hinter ihm her. Um eine Ecke ging die Jagd, und noch um eine, und da tauchte vor uns schon wieder die Feuerwache auf. Er schlug mich um Längen. Seine Kollegen stimmten ein Siegesgeheul an, hieben ihm auf den Rücken, und er stand da mit einem breiten Grinsen im Gesicht.

Ich blieb noch eine halbe Stunde, bevor wir uns verabschiedeten und wir uns auf den Weg zur nächsten Feuerwache machten.

Insgesamt waren es zehn. Wohin wir auch kamen, es war überall das Gleiche, und irgendwann sagte ich zu Bart: »Am liebsten würde ich das den ganzen Tag lang machen.« In jeder Feuerwache gab es eine Art Kantinenküche mit langen Tischen, an denen Feuerwehrmänner und verzweifelte Verwandte von Vermissten saßen. Die auf Kreidetafeln geschriebenen Einsatzpläne datierten immer noch auf 9/11, und die Namen der Männer, die Dienst gehabt hatten, standen immer noch da. Ich habe keine Ahnung, ob sie inzwischen geändert worden sind. Außen waren die Feuerwachen geschmückt mit Gedenktafeln und Blumen, und vor jeder Wache standen Menschen, die den Feuerwehrleuten dankten oder einfach schauten, schweigend und ehrfürchtig, so als wären sie in einem Museum.

Manche Menschen glauben, Heldentum sei ein Reflex, ein Kniezucken angesichts einer tödlichen Bedrohung. Manche sagen, Heldentum sei der Wunsch, einen Beitrag zu leisten, von Nutzen zu sein. Dann gibt es noch das stillere Heldentum, das »Jeden Tag zur Arbeit gehen und einen Lebensunterhalt für seine Familie verdienen«, das der New Yorker Bürgermeister Rudolph Giuliani all jenen zubilligte, die in diesen Gebäuden ihr Leben gelassen hatten. Nach diesem Tag kam ich zu dem Schluss, dass Heldentum eine Mischung von allem drei war und dass, was immer es auch sein mochte, diese Jungs jede Menge davon hatten.

Für den späten Nachmittag hatte Giuliani mich eingeladen. Ich wurde in eine Art Befehlszentrale geführt. Als Giuliani mich sah, erhob er sich und umarmte mich. Auf seinem Schreibtisch lag, aufgeschlagen und

umgedreht, eine Biografie von Abraham Lincoln. Giuliani war erschöpft und zutiefst mitgenommen, aber absolut Herr der Lage, in dem Moment ganz offensichtlich der richtige Mann am richtigen Ort. Dann wandte der Bürgermeister sich zu einem anderen in dem Raum stehenden Mann um und stellte ihn mir vor: Bill Clinton. Ob ich, fragte Giuliani, Zeit hätte, sie auf einem Helikopterflug über Ground Zero zu begleiten?

Der gesamte untere Teil von Lower Manhattan sah aus wie ein Schrottplatz. Überall lagen geborstene Metallteile herum; Trümmerteile waren bis auf die Dächer benachbarter Häuser geschleudert worden. Keine Kamera konnte die 360°-Perspektive wiedergeben, die ich vor mir hatte, das schiere Ausmaß der Verheerung. Die Metalltrümmer und Glassplitter reflektierten das Sonnenlicht, und weiter vorne, im Herzen von Ground Zero, öffnete sich der Blick in das Inferno, auf einen zerklüfteten, schwelenden, fast schon surrealen Trümmerberg. In einigen benachbarten Gebäuden klafften gewaltige Furchen, so als hätte ein Riese die Finger durch sie hindurchgezogen. Aus einem der Häuser ragte ein bestimmt 20 Meter langer Stahlträger heraus, als hätte jemand mit dem Träger Speerwerfen geübt.

Nach dem Rundflug besuchte ich eine Ruhezone, wo die Rettungsleute in einem riesigen Lagerhaus in Schichten auf Feldbetten schliefen. Ich setzte mich zu ihnen, sprach mit ihnen und hörte mir ihre Geschichten an. Sie waren aus dem ganzen Land nach New York gekommen, manche sogar aus Texas, Kalifornien und Ohio, um einen furchtbaren Job zu machen. Sie waren erschöpft und am Boden zerstört, und doch arbeiteten sie rund um die Uhr. Vor allem aber waren sie eins: wütend. Die *New York Post* hatte einer Ausgabe ein großformatiges Poster von Osama Bin Laden mit der Bildunterschrift WANTED DEAD OR

ALIVE beigelegt, und dieses Plakat hing überall in dem Gebäude. Das war der Moment, in dem ich verstand, dass wir uns im Krieg befanden.

Die Bergungsarbeiten stellten übermenschliche Anforderungen, und sie veränderten meine Ansicht darüber, was echte Arbeit ist. Alles lag in Trümmern, und die einzigen Leute, die wussten, was zu tun war, waren Männer, die einen Presslufthammer bedienen oder eine Planierraupe fahren konnten, oder die Schweißer und Baggerfahrer und Zimmerleute, die eine Arbeit machen, von der viele Menschen nichts mehr wissen. Und ihre Arbeit war gefährlich. Wann immer sie schwelende Trümmer hochzogen, stürzten andere Trümmerteile herunter oder entzündeten sich. Glasscherben regneten auf sie herab, und auf den qualmenden Schrotthaufen schmolzen ihnen im wahrsten Sinne des Wortes die Sohlen ihrer Stiefel. Aber sie gruben weiter, zuerst, um Menschen zu finden, die noch am Leben waren, dann, um überhaupt jemanden zu finden.

Die Plakate hingen an Kiosken und Restaurantfenstern, an Maschendrahtzäunen und Betonwänden. New Yorker weinten in den Taxis, den U-Bahnen, manchmal standen sie sogar mitten auf der Straße und weinten. Jeden Tag zogen die Rettungs- und Aufräumarbeiter ein weiteres riesiges Stück Metall aus den Trümmerbergen heraus, und kam Sauerstoff an die Brandherde, dann quoll eine neue Rauchwolke in den Himmel. Und alle spürten die Verheerung in ihren eigenen Herzen, eine, wie es schien, unstillbare Blutung im Innern.

Als Letztes besuchte ich den Union Square, wo ich die Mahnwache beobachtete, die zahllose Kerzen angezündet hatte, und hörte eine Weile den Friedensdemonstranten zu. Ich respektierte ihre Haltung, aber ich hatte zu viel Zerstörung gesehen. Ich wollte sagen: »Mein Freund,

scheiß auf den Frieden.« Mir fiel es schwer, maßvoll zu urteilen, ich hatte kaum etwas anderes als mitleidlose, unbarmherzige, rachsüchtige und ganz und gar unchristliche Gefühle. Man brauchte nur an eine Wand oder einen Zaun zu treten und sich die Bilder der Vermissten anzusehen oder hinunter zum Ground Zero zu gehen und den Geruch dort einzuatmen. Mir fiel es schwer zu glauben, dass hier Gott in der Luft lag. Der Tod lag in der Luft – was wir rochen, war Rauch und Tod.

Aber auch das Gute war hier, das wirklich Gute, in der alltäglichen selbstlosen Arbeit der vielen Freiwilligen. Zwischen zu Staub zermalmtm Beton und verdrehtem Stahl fand ein Rettungsarbeiter das Spielzeug eines Kindes, völlig unversehrt. Ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte – oder mit der Tatsache, dass die Männer, die zwei Flugzeuge in diese Gebäude steuerten, dabei gebetet hatten.

Einer der interessanteren Aspekte des Todes ist, dass man ihn verleugnen kann. Als ob das menschliche Leben die eingebaute Fähigkeit hätte, die Auslöschung der eigenen Existenz zu ignorieren. Dass wir etwas vollkommen Unabwendbares verleugnen können, ist mir ein Rätsel. Aber wir tun es, vielleicht weil wir sonst nicht von Tag zu Tag ein tätiges Leben führen könnten. Vielleicht wären wir sonst so entsetzt darüber, wie kurz jede Sekunde ist, dass wir niemals arbeiten und alle gemeinsam nach Tahiti ziehen würden.

Mir war diese Fähigkeit, den Tod zu verleugnen, genommen worden, und dasselbe galt für die Menschen in New York. Mit ihnen zu sprechen war wie mit jemandem zu sprechen, der gerade erfahren hat, dass er Krebs hat. Ich wusste, was da in einem vorging in der Erwartung einer gefürchteten Diagnose und was es hieß, zu einem

neuen, harten Blick auf die Realität gezwungen zu werden. Es erinnerte mich daran, dass Überleben ein Prozess ist, dass man lernen muss, alle möglichen Dinge zu überleben, nicht nur die eigene Krankheit.

Kompliziert wurden diese seltsamen Empfindungen noch durch die Tatsache, dass der fünfte Jahrestag meiner Krebsdiagnose vor der Tür stand und der Zeitpunkt, zu dem die Zwillinge auf die Welt kommen sollten, immer näher rückte. Zuvor hatte ich gedacht, der fünfte Jahrestag der Diagnose würde eine Art Dammbruch sein. Der Tag, an dem meine Ärzte mir sagen würden:

»Okay, Lance. Falls noch etwas sein sollte, melden Sie sich.« Nun war ich ausgefüllt von dem Schrecken, der New York überfallen hatte, und von der bevorstehenden Geburt der Zwillinge. Wieder einmal kam es nur auf die Perspektive an: Steuern, Skandale, Gerüchte, Kopfschmerzen, Verkehrsstaus. Es ging nur darum, das Unwichtige vom Wichtigen zu trennen.

Als ich schließlich zur Fünfjahresuntersuchung kam, war es weniger, als ich erwartete hatte, fast eine Enttäuschung. Kik, die inzwischen im siebten Monat schwanger war, blieb zu Hause. Stattdessen begleitete mich Bill Stapleton nach Oregon, und wir verbanden den Trip mit einem Geschäftstermin in der Zentrale von Nike. Und so trat ich eines Morgens im Herbst 2001 in der Oregon Health Sciences University in Portland zu meinem letzten Krebs-Checkup vor Jack Nichols.

Ich krümmte mich in meinem Sitz in der American-Airlines-Maschine, brütend und krank und immer kränker. Die Werte fielen nicht. Die Crew auf dem Flug kannte mich inzwischen. Ich war der Glatzkopf ohne Augenbrauen und Wimpern, und meine Haut wirkte wie Pergament. Der Typ, der wie der Tod aussah – und sich genauso fühlte.

Ein Steward kam den Gang herunter.

»Wie geht 's?«, fragte er.

»Wissen Sie was?«, sagte ich. »Es geht mir nicht gut. Es geht mir gar nicht gut.«

Auch wenn ich auf dem Weg zu meiner letzten Krebsuntersuchung war, bedeutete das nicht das Ende der Krankheit für mich. Der Krebs, dessen war ich mir sicherer als jemals zuvor, würde mich nie mehr loslassen, soll heißen, der Krebs *anderer* Menschen. Er war da in Gestalt von Freunden, die an ihm erkrankt, an ihm gestorben waren, im Verlust meiner Freundin Stacy Pounds, in dem meines ersten richtigen Freundes und Förderers in Austin, J. T. Neal, in dem eines kleinen Jungen namens Billy Rutledge und der kleinen Kelly Davidson, die ich so bewundert hatte.

Kelly war gerade einmal in der dritten Klasse, als sie an einem Neuroblastom erkrankte. Wir lernten uns während der Remission kennen, kahlköpfig und voller Angst. Beide hatten wir körperliche Betätigung nötig, und beide hatten wir ein vorlautes Mundwerk. Ich wurde gesund, sie nicht. Der Krebs geriet bei ihr immer mehr außer Kontrolle, aber sie gab nicht auf.

Ich schenkte ihr ein Fahrrad und Rollerblades, und gemeinsam fuhren wir um die Häuser. Im Sattel war sie unermüdlich. Sie war die Einzige, die mir sagen durfte, was ich tun sollte. »Kommst du auf eine Radtour vorbei?«, fragte ich sie eines Tages. »Ja, und danach gehen wir fischen«, sagte sie.

Aber ihr Krebs breitete sich aus. Sie wurde an den Nieren operiert, und dann wurde aus ihrem Unterleib ein Tumor entfernt.

»Du musst kämpfen«, sagte ich zu ihr. »Er hat dich nicht besiegt, er kann dich nicht besiegen. Ich lasse mich nicht

treten, ohne zurückzutreten.«

Das kleine Mädchen, bei dem die Ärzte und Krankenschwestern immer aufpassen mussten, dass es ihnen nicht auf den Rollerblades entwichte, wurde zusehends schwächer und brauchte einen Rollstuhl. Bald darauf fing Kelly an, ihr Hörvermögen zu verlieren. Zuerst war es eine Frage von Wochen, dann eine von Tagen. Sie kam in ein Hospiz, und danach ging es rapide bergab mit ihr.

Kurz vor Beginn der Tour 2000 rief ich sie aus Europa an.

»Kann ich etwas für dich tun?«, fragte ich.

»Ja, fahr für mich in Gelb«, hatte sie geantwortet.

Kelly starb im August 2000. Kik und ich hatten versucht, unsere Trauer zu verdrängen, versucht, ihr die richtigen Dinge zu sagen und so gut für sie da zu sein, wie es uns möglich war, sie wissen zu lassen, wie sehr sie uns am Herzen lag. Aber als wir sie verloren, fühlen wir uns hilflos und leer.

Wir waren in Europa, als sie starb, und konnten nicht nach Hause fliegen. Meine Mutter ging an unserer Stelle zu Kellys Beerdigung und las einen Brief von uns vor. Für den Moment blieb Kik und mir keine andere Wahl, als unseren Gram zu vergraben, ihn tief unten im dunklen Keller des Vergessens wegzuschließen.

Nach unserer Rückkehr nach Texas besuchten wir Kellys Familie, aber ich fand einfach nicht die richtigen Worte. Ich bewunderte ihre Stärke. Kellys Mutter Jamie fing an, in der medizinischen Forschung zu arbeiten, und zusammen mit ihrem Mann gründete sie eine nach ihrer Tochter benannte Stiftung für Kinder mit Krebs. Eines Tages ging Kik mit Jamie zu Kellys Grab. Ich brachte es nicht übers Herz, sie zu begleiten. Kik beschrieb mir

hinterher das Grab: ein wunderschönes Grab unter einem Schatten spendenden Baum, auf dem Leute Blumen und kleine Geschenke für sie abgelegt hatten. Auch Luke und Kik legten ein paar Blumen auf das Grab – gelbe, damit sie wusste, von wem sie waren.

Es war nicht meine Entscheidung, in die Gemeinschaft der Krebskranken hineingeworfen zu werden. Ich habe, aus welchen Gründen auch immer, überlebt, ungezählte andere haben das nicht. Prüfungen auf dem Fahrrad sind nichts im Vergleich zu dieser Art Prüfung, wenn jemandem, den du liebst, etwas passiert, und du ein stärkerer Mensch sein musst, als du es vermagst. In solchen Momenten bleibt einem nur, hart gegen sich selbst zu sein. Woran man nichts ändern kann, sind der Kummer und das Leid, die da draußen auf uns warten, irgendwo und irgendwann.

Am Tag meiner letzten Krebsuntersuchung stand ich früh auf und trank das Barium, das als Kontrastmittel für die Röntgenaufnahmen und CT-Scans diente. Dann ging ich hinüber zum Medical Center. Bill und Scott MacEachern von Nike begleiteten mich. Sie tranken Kaffee aus Plastikbechern und unterhielten sich, während ich ein Krankenhaushemd überzog, meinen Brustkorb röntgen ließ und mein Unterleib einem CT-Scan unterzogen wurde. Dr. Nichols überwachte die Geräteanzeigen, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war, während Scott und Bill die ganze Zeit über dasaßen und Kaffee tranken. Anschließend musste ich Blut abgeben, das auf Tumormarker hin untersucht wurde.

Die Tests waren nicht schlimm, nur lästig, und sie dauerten auch nur rund eineinhalb Stunden. Einfach ein Kästchen, hinter das ich ein Häkchen setzte, ein letzter Punkt auf einer langen Liste von Punkten. Aber es erinnerte mich an das, was ich fünf Jahre zuvor

durchgemacht hatte: die Tage, an denen ich 16 bis 20 Stunden geschlafen hatte, die Pillen, das Logbuch, in dem ich festhielt, was ich wann einnahm. All die Dinge, die ich getan hatte, um der Krankheit eine Nasenlänge voraus zu sein, mich zu informieren, wild entschlossen, nicht hilflos mit anzusehen, wie meine Gesundheit vor die Hunde ging. Und es erinnerte mich daran, was meine kranken Freunde jeden Tag auf sich nehmen mussten.

Schließlich, nach einer kurzen äußerlichen Untersuchung, die Dr. Nichols, wie es seine Art war, sehr sachlich durchführte, war er fertig und bat mich, Platz zu nehmen.

»Die Wahrscheinlichkeit, dass Sie jemals wieder Probleme mit dieser Sache haben werden, ist praktisch null«, erklärte er. »Sie müssen die Krankheit aus Ihrem Kopf streichen, zumindest was Ihren eigenen Krebs angeht.«

Ich gab ihm die Hand. Und das war er, der große Moment. Ich klatschte meine Freunde ab und verließ die Klinik, zum letzten Mal, wie ich hoffe. Ich rief Kik an und sagte: »Alles erledigt.« Mit einem Grinsen im Gesicht hörte ich zu, wie sie schrie und lachte und gar nicht mehr aufhören wollte.

Nach der Rückkehr nach Austin feierten wir den Anlass mit einer Party. Wir hatten rund 100 Freunde und Verwandte auf das Grundstück in den Bergen oberhalb von Austin eingeladen, wo unser zukünftiges Haus stehen sollte. Das mit Zedern und Gebüsch bewachsene Grundstück – ich hatte es inzwischen auf den Namen Milagro, also Wunder, getauft – lag an einem sanften Abhang. Ich hatte einen großen Teil des Gebüschs selbst gerodet und ein kleines Häuschen errichten lassen. Für die Kinder hatte ich eine weitläufige, leicht abfallende Rasenfläche angelegt, dann hatte ich noch eine Feuerstelle

gebaut und einen Feldweg anlegen lassen.

Für das Fest hatten wir Girlanden mit bunten Lichtern aufgehängt und eine Bühne für meinen Freund Lyle Lovett aufgebaut. Die Leute breiteten Decken auf dem Rasen aus, tranken Margaritas, bedienten sich an dem Büfett mit mexikanischem Essen oder saßen einfach herum und hörten Lyle zu, der auf der Bühne spielte und bald schon Unterstützung von Shawn (Sunny) Colvin erhielt, einem weiteren guten Freund. Später am Abend erhob ich mich. Mit Kik, die neben mir stand, bedankte ich mich bei allen, dass sie gekommen waren, und ich wies darauf hin, wie angemessen es war, dass wir das Grundstück auf den Namen Milagro getauft hatten, denn als genau das erschien mir das alles: als ein Wunder. Es hatte eine Zeit gegeben, sagte ich, in der ich nicht wusste, ob ich weiterleben würde. Und nun fühlte es sich fast trügerisch an, dass mir meine Gesundheit und ein ganzes Leben zurückgegeben worden waren, dass ich einen gesunden Sohn wie Luke hatte, zwei Mädchen, die bald schon in unser Leben treten würden, und dass ich gelernt hatte, die Dinge mit anderen Augen zu sehen.

Dennoch, dieser fünfte Jahrestag bedeutete nicht, dass es wirklich zu Ende war. Meine Geschichte gab Menschen Mut, die mit aller Kraft gegen den Krebs kämpften. Aber was, fuhr ich fort, war mit den Leuten, denen es nicht so gut ging, die am Aufgeben waren, die keine Kraft mehr hatten zu kämpfen? Die Tag für Tag an Boden verloren, bei denen die Behandlung nicht ansprach, die der Verzweiflung nahe waren, sei es wegen des Verlusts eines geliebten Menschen in New York oder wegen der Aussicht auf den nächsten Zyklus ihrer Chemotherapie?

Was das eigentliche Problem anging, das Überleben, konnte ich ihnen nicht helfen, und genauso wenig konnte ich etwas an den biologischen Gesetzmäßigkeiten des

Krebses ändern. Genau genommen konnte ich niemandem helfen. Schlussendlich konnte ich nur versuchen, ihre Einstellung und ihren Willen zu stärken, versuchen, mit ihnen darüber zu reden, was der Krebs ihnen *nicht* antun oder wegnehmen konnte.

Dass er ihnen weder ihre Spiritualität noch ihre Weisheit wegnehmen kann. Noch ihre Liebe.

Kapitel 5

Gegenwind

Wenn deine Leistung laufend bewertet wird und du, wie es bei Sportlern der Fall ist, in Abhängigkeit davon bezahlt wirst, läufst du Gefahr, etwas durcheinander zu bringen und Gewinnen mit einem guten und glücklichen Leben gleichzusetzen.

Das Problem ist: Kein Mensch, der seine Brötchen mit dem verdient, was ich tue, kann das einfach so. Ich rase keine Berge mit 100 Sachen und einem Grinsen im Gesicht hinunter. Wer gewinnen will, muss mit aller Energie auf dieses eine Ziel hinarbeiten, und das kann sehr wohl dazu führen, dass man sich am Ende einsam und verlassen fühlt.

Ein Rennen ist eine Übung darin, andere hinter sich zu lassen, und manchmal gehören dazu auch die Menschen, die man liebt. Es ist ein vertracktes Problem, und eines, das ich für mich noch nicht gelöst habe. Einmal zum Beispiel nahm ich meinen Sohn mit auf eine Radtour. Ich packte ihn in einen kleinen Anhänger, befestigte ihn am Rad und fuhr los.

Plötzlich, aus heiterem Himmel heraus, sagte Luke: »Keine Flugzeuge mehr, Daddy.«

»Was?« Überrascht drehte ich mich zu ihm um.

»Daddy, keine Flugzeuge mehr. Bleib bei mir zu Hause.«

»Okay«, sagte ich. »Okay.«

Das Leben im Sattel eines Fahrrads zu verbringen bedeutet, dass die Dinge unablässig in Bewegung sind, an einem vorbeiziehen. Geschwindigkeit ist ein Paradoxon:

wirklich, wirklich schnell werden erfordert eine endlose Abfolge kleiner gleichförmiger und unablässig wiederholter Bewegungen, und man kann so sehr auf das Resultat fixiert werden, auf die Messungen und Zahlen und Kadenzen, dass man andere Dinge gar nicht mehr wahrnimmt. Die Stärke eines Athleten kann auch eine Schwäche sein: Dieselben Eigenschaften, die dich schnell werden lassen, können zulasten deiner Wahrnehmungsfähigkeit gehen. Man bekommt das Leben nur noch verschwommen mit.

Wie jede Saison zuvor in meinem Leben als Erwachsener nahm ich auch die Radrennsaison 2001/2002 mit einem vom Krebs diktierten Gefühl der Gehetztheit in Angriff. Wenn ich gerade nicht daran arbeitete, schneller auf dem Rad zu werden, versuchte ich immer noch, vor der Krankheit davonzurennen. Wie es mir ging, hing vor allem von zwei Zahlen ab: meiner Trittfrequenz und dem Wert meines Tumormarkers. Aber vielleicht habe ich ein paar Sachen auch nicht mitbekommen.

In September dieses Jahres überfiel mich die irrationale Angst, mein Krebs sei zurückgekehrt. Die Schlacht gegen den Krebs beginnt und endet, wird gewonnen und verloren auf der Ebene der Zellen, und ich fürchtete, dass die Krankheit sich nur schlafen gelegt hatte, sich versteckte und in zehn oder in zwanzig Jahren, gerade wenn ich mich auf dem Weg in den Sonnenuntergang aufmachte, wieder ausbrechen würde. Ich wollte um keinen Preis den Fehler begehen, die Krankheit und das, was sie mir antun konnte, nicht mehr ernst zu nehmen. Man darf ihr niemals den Rücken zukehren.

Ich fühlte mich körperlich nicht so gut, und das machte mir Sorgen. Ich war müde, und das lag nicht daran, dass ich dem Bier zu sehr zusprach, auch wenn das möglicherweise mit dazu beitragen mochte. Nach dem

langen Jahr war ich gestresst und erschöpft, aber was ich empfand, war mehr als nur die normale Müdigkeit. Nacht für Nacht schlief ich zwölf bis vierzehn Stunden, lange Anfälle von tiefem, bewusstlosem Schlaf. Ein unguter Schlaf, wie ich ihn hatte, als ich krank war.

Je mehr ich darüber nachdachte, umso mehr dachte ich darüber nach. Ich dachte in jeder Stunde darüber nach.

Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und rief meinen Freund und Allgemeinarzt Ace Alsop an.

»Ace«, sagte ich, »ich muss zu ein paar Untersuchungen vorbeikommen.«

»Warum?«

»Ich fühle mich einfach nicht gut. Ich bin nervös, und ich will nicht nervös sein.«

»Was willst du deshalb machen?«, fragte Ace.

»Ich möchte, dass du mir Blut abnimmst und es testest«, sagte ich. »Ich will mein Blut testen lassen, und ich will es heute machen. Und du musst mir versprechen, mich anzurufen, sobald du die Ergebnisse hast. Ich bin wirklich sehr nervös.«

»Okay«, sagte er. »Komm vorbei.«

Am Nachmittag schlich ich mich aus dem Haus. Ich steckte die Schlüssel ein und ging aus dem Haus, ohne Kik zu sagen, was ich vorhatte. Sie war jetzt am Ende ihrer Schwangerschaft, und obwohl sie die Zwillinge mit ihrer üblichen Anmut trug, musste es ihr doch zu schaffen machen. Ich wollte sie nicht unnötig beunruhigen, wollte ihr nicht sagen: »Ach, ich fahr mal kurz wegen ein paar Bluttests runter in Ace' Praxis.« Ich zog es vor, meine Sorgen für mich zu behalten. Nichts und niemand sonst konnte mich beruhigen – ich brauchte diese Zahlen. Also erfand ich eine Ausrede, was ich an diesem Nachmittag

erledigen musste, und machte mich auf den Weg.

Ich fuhr zu Ace' Praxis, ließ mir Blut abzapfen, fuhr zurück nach Hause und bezog Stellung neben dem Telefon. Er hatte mir versprochen, anzurufen, sobald er die Resultate hatte. Das Einzige, was mich interessierte, war mein HCG-Wert, der entscheidende Tumormarker für Hodenkrebs. HCG ist ein Hormon, das bei schwangeren Frauen völlig normal ist, aber im Blut eines jungen Mannes sollten sich nur Spuren davon finden. Falls mein HCG-Wert über zwei lag, konnte das nur eines bedeuten: Der Krebs war zurückgekehrt. Was den Krebs anging, zählten nur Zahlen. Ich wollte nur eins von Ace Alsup hören, und das war, dass mein Wert unter zwei lag.

Als ich Krebs hatte, schoss mein HCG-Wert in die Höhe. Eines Morgens rief College an und fragte, wie es mir gehe. »Die Zahlen sind gestiegen«, sagte ich. Mein HCG-Wert lag bei über 109000. Der Krebs breitete sich aus und hatte mein Gehirn befallen. Meine Mutter hatte den ganzen Morgen hindurch nur geweint, ich dagegen fühlte mich eigenartig erleichtert. Damit ich aus dem Haus kam, ging College mit mir zum Mittagessen in ein Restaurant.

»Ich weiß nicht, warum sie ununterbrochen weint«, sagte ich. »Ich nehme es ganz gelassen. Wenigstens weiß ich jetzt alles. Ich habe die Zahlen. Jetzt weiß ich, was ich zu tun habe.«

Ich saß alleine neben dem Telefon, wartete auf Ace' Rückruf und fragte mich, was ich tun würde, wenn der Krebs wieder da sein sollte. Okay, sagte ich mir, *du hast die Wahl: Du kannst das Handtuch werfen ... oder wie der Teufel kämpfen und hoffen, ewig zu leben.* Am Anfang, nach Ausbruch der Krankheit, hatten einige Ärzte meine Überlebenschancen auf 50 Prozent geschätzt, einige meinten 40 Prozent, und ein paar sagten 20 Prozent. Eines aber war gewiss: Noch die kleinste Chance war besser als

null Prozent.

Das Telefon klingelte. Ich hob ab – es war Ace.

»Sag mir nur, ob er unter zwei liegt«, drängte ich.
»Wenn ich das höre, lege ich auf, und das war's dann.«

»Er liegt unter zwei«, antwortete er.

Ich dankte ihm und legte auf. Das war es. Aber es war nicht das Ende meiner Beklemmung.

Ich lebe mit der ständigen Angst, mir könnte die Zeit ausgehen. Immerzu muss ich alles *jetzt* machen – heiraten, Kinder zeugen, Rennen gewinnen, Geld verdienen, Motorrad fahren, von Klippen springen. Wer weiß schon, ob ich später noch mal die Gelegenheit dazu habe? Es ist ein zweischneidiges Geschenk, diese Art konzentriertes Leben, und vielleicht widme ich es nicht immer den richtigen Dingen. Entweder mache ich etwas 150-prozentig, oder ich schlafe.

Wenn ich mich auf etwas konzentriere, nehme ich nichts mehr von dem wahr, was um mich herum passiert, ich höre und sehe nichts anderes. Ich verpflichtete einen jungen Australier namens Christian Knapp als Trainingsassistenten. Christian war eine Art Hansdampf in allen Gassen, ein Masseur und Fitnesstrainer, dessen Aufgabe es war, mich beim Workout zu unterstützen und mich auf langen Touren auf dem Motorrad als rollender Schutzschild gegen den Verkehr zu begleiten. Eines Nachmittags fuhren wir zusammen hinaus, ich auf dem Rad, er auf dem Motorrad. Wir waren insgesamt sieben Stunden unterwegs, mussten uns durch ein Gewitter kämpfen und waren gegen Ende des Tages ziemlich froh, als wir aus den Vorbergen endlich hinunter in ein grünes Tal kamen. Kaum waren wir unten, kam ein starker Wind auf, der uns direkt ins Gesicht blies.

»Mann, ich wette, dieser Gegenwind macht dir schwer

zu schaffen«, rief Chris, der neben mir auf dem Motorrad fläzte.

Ich sah ihn an.

»Welcher Gegenwind?«

Wir verbrachten diesen November, den letzten Monat von Kiks Schwangerschaft, ganz geruhsam in Austin. Die Geburt der Zwillinge wurde für die Zeit um den 1. Dezember herum erwartet. Doch dann, einen Tag vor Thanksgiving, ging Kik zu einer Routineuntersuchung und erwähnte gegenüber Dr. Uribe, sie habe sich an diesem Morgen etwas eigenartig gefühlt; er untersuchte sie kurz, dann sagte er: »Wo ist Ihr Mann heute?« Kik antwortete ihm, ich wolle heute zu einer Reihe von Geschäftsterminen abreisen.

»Nun, dann rufen Sie ihn besser gleich an und sagen ihm, dass er alle Termine absagen soll. Sie werden heute Ihre Kinder bekommen. Sie sollten jetzt nach Hause gehen und ein paar Sachen einpacken.«

Kik rief mich an und fragte, ob ich meine Termine absagen könne.

»Äh, ja, natürlich«, sagte ich.

»Gut, wir bekommen heute nämlich die Zwillinge.«

Sie fuhr nach Hause, kam zur Tür rein und sagte: »Pack unsere Sachen.« Dann blieb sie stehen, und wir grinsten uns an. Das sei das letzte Mal, meinte sie, dass wir so zusammen sein würden, nur wir, ohne eine ganze Horde Kinder um uns herum. Nachdem wir Kiks Eltern angerufen und gebeten hatten, Luke abzuholen, machten wir uns kichernd vor Aufregung daran, ein paar Sachen zu packen. Ich stand gerade mit einer Tasche in der Hand im Vorraum, als es an der Tür klingelte. Ich machte auf.

»Zufallsdopingkontrolle«, verkündete die Frau.

»Das ist doch ein Scherz, oder?«, sagte ich ungläubig.

Sie hielt mir einen Zettel unter die Nase. »Das sind Ihre Rechte.«

Ich stand einfach da, hilflos, sagte »Ha« und stellte die Tasche ab.

Sie reichte mir das Papier.

»Wissen Sie was?«, sagte ich zu ihr.

Sie starrte mich an.

»Bei meiner Frau haben die Wehen eingesetzt. Bitte beeilen Sie sich.«

Sie schnappte nach Luft, drehte sich zu ihrem männlichen Begleiter um, der gerade den Fußweg hochkam, und rief: »Oh mein Gott, beeil dich, los, beeil dich schon.«

Selbst wenn man sich beeilt, dauert eine Dopingkontrolle 15 bis 20 Minuten. Ich musste in einen Behälter pinkeln, von dem mein Urin in zwei andere Behälter umgefüllt wurde, anschließend musste der pH-Wert ermittelt werden, und dann gab es da noch jede Menge Formulare, die auszufüllen waren. Mir kam es vor, als wären es 50 Formulare. »Unterschreiben Sie hier, lesen Sie das«, und so weiter und so fort. Ich riss ihr die Unterlagen aus der Hand und schmierte unter jedes Blatt meine Unterschrift, während Kik mit ungläubig aufgerissenen Augen dastand, flehend, als ob sie jeden Moment platzen würde.

Endlich hatten wir sie aus dem Haus. Ich schnappte Kik, brachte sie zum Wagen und fuhr sie ins Krankenhaus, wo schon ein Zimmer für sie vorbereitet worden war.

Kurz darauf traf College ein, den wir angerufen hatten, um ihm die gute Nachricht zu übermitteln, in der Hand

einen Tex-Mex-Lunch, den er sich zum Mitnehmen hatte einpacken lassen. College ließ sich in das Sofa in Kiks Zimmer fallen und öffnete sein Lunchpaket. Ich setzte mich zu ihm, wir schwatzten und aßen Chips mit Salsa. Kik und ich zogen College auf, weil er ein überzeugter Junggeselle war, und er riss seine Witze über uns. Er bezeichnete Luke als »Verführungschild«, weil er, wie College sagte, die Art Kind war, die einen dazu brachte, selbst eins haben zu wollen. »Wenn du keine Kinder willst«, meinte er, »bist du gut beraten, deine Freundin von Luke fern zu halten. Wer ihn sieht, glaubt, alle Kinder wären so großartig. Er schnappt sich deine Hand und will, dass du mit ihm spielst oder ihm was vorliest. Das Mädchen sieht das und denkt, alle Kinder wären wie Luke. Und bevor du dich versiehst, sagt sie: ›Liebling, warum bekommen wir nicht auch so ein Kind?‹ Dieser Luke ist ein Problemkind. Halte deine Freundin fern vom diesem Kind.«

Kik, die wegen der bevorstehenden Geburt den ganzen Tag nichts essen durfte, wurde fast verrückt vor Hunger, als ihr der Geruch der Salsa in die Nase stieg. »Komm schon, College, gib mir fünf Chips. Nur fünf«, bettelte sie so lange, bis er ihr widerwillig fünf Chips in die Hand zählte.

Eine Krankenschwester kam herein und wies Kik an, sich für die Epiduralanästhesie auf den Bauch zu legen. Die Schwester hielt eine Spritze mit einer unglaublich langen Nadel in die Höhe. College hatte so etwas noch nie gesehen. »Hey, College«, lachte Kik los, »könntest du dich zurückziehen, während ich das Ding hier gespritzt bekomme?« Wie von der Tarantel gestochen, sprang College auf und stürzte auf den Flur hinaus.

Danach gingen wir in den Kreißaal. Ich blieb bei Kik, um mit ihr unsere beiden Mädchen in Empfang zu

nehmen. Die Geburt von Zwillingen ist komplizierter und aufwändiger als die von einem Kind, und entsprechend viel Personal war in dem Raum – Ärzte, OP-Schwestern und Neonatologen. Alles war irgendwie förmlicher, intensiver und angsteinflößender, aber schlussendlich verlief alles ganz problemlos, noch problemloser sogar als Lukes Geburt, zum Teil wohl, weil Kik so tapfer und stark war. Ich glaube, sie musste nur zweimal pressen, und schon kamen sie, Grace Elizabeth um 8.54 Uhr und Isabelle Rose um 8.57 Uhr.

Nichts hat mir jemals stärker das Gefühl vermittelt, lebendig zu sein, als miterleben zu dürfen, wie Grace und Isabelle das Licht der Welt erblickten; ihr Erscheinen, kurz nacheinander, bewegte mich unermesslich. Wie Luke waren sie wirkliche Wunderkinder, verdankten ihr Leben dem Wunder der künstlichen Befruchtung. Mir war es egal, ob sie Jungen oder Mädchen waren, klein oder groß, ob sie blaue oder braune Augen hatten. Das Einzige, was zählte – und was für mich bis heute zählt –, war, dass sie endlich da und dass sie gesund waren.

Nachdem ich die Nabelschnüre durchtrennt und sie gesäubert hatte, betrachteten wir sie lange. Vom ersten Moment an hatte ich keinerlei Probleme, Grace und Isabelle auseinander zu halten, zwei sehr verschiedene kleine Seelen, beide gleichermaßen wundervoll. Später konnte ich nie verstehen, wenn die Leute sich schwer taten, sie voneinander zu unterscheiden. Wie konnte man die beiden nur miteinander verwechseln, fragte ich mich. Grace war ein bisschen kleiner, für ein Baby erstaunlich ruhig und nahm Liebkosungen und Bewunderung so selbstverständlich an, als stünden sie ihr einfach zu. Isabelle dagegen war mein Abbild, selbst was ihre Art anging, eine winzige, strampelnde Miniaturausgabe meiner selbst. Sie hatte feine Gesichtszüge und ein

besonderes Leuchten in ihren Augen und sollte zu einem schalkhaften Baby, fast schon zu einem kleinen Kasper, heranwachsen. Gleich von Anfang an nannten wir sie selten bei ihren vollen Namen. Grace war »Gee« oder »Gracie«, und Isabelle war »Izzy« oder, wie Luke sie nannte, »Isabo«.

Das Thanksgiving-Dinner im Krankenhaus am nächsten Tag war schauerhaft – dünner Kaffee, aufgewärmtes Essen und abgestandene Luft aus der Klimaanlage –, aber so erschöpft und glücklich, wie wir waren, machte uns das nichts aus. Einen Tag später brachten wir die Zwillinge nach Hause und machten uns daran, unser Leben auf einen neuen Tagesablauf mit zwei zusätzlichen Mündern, die gefüttert werden wollten, umzustellen. Luke erwies sich von Anfang an als der liebevolle und beschützende ältere Bruder, der immerzu mit den Babys spielen wollte. Um Kik ein wenig zu entlasten, stellten wir eine Nachtschwester ein. Die Schwester brachte ihr die Mädchen, wenn sie nachts Hunger hatten, und nahm sie dann wieder mit ins Kinderzimmer, sodass Kik wenigstens ein bisschen Schlaf fand.

Eines Morgens, ungefähr eine Woche nach der Geburt, Kik und ich genossen gerade ein seltenes Frühstück der Ruhe, klopfte es an der Haustür. Wir blickten uns an, genervt; es war gerade einmal 7.00 Uhr morgens, die Kinder schliefen, und wir saßen in den Bademänteln beim Kaffee. Wieder wurde geklopft, der Hund fing an zu bellen. Kik und ich waren fast nie alleine, und nun war der Moment vorbei. Wer immer da draußen stand, wir hätten ihn am liebsten umgebracht.

Kik öffnete die Tür.

»Zufallsdopingkontrolle«, sagte die Frau.

Kik konnte es nicht glauben. »Es ist sieben Uhr

morgens«, schnappte sie.

Wortlos streckte die Frau ihr die Formulare entgegen.

Ich kam zur Tür.

»Was wollen Sie?«, verlangte ich zu wissen.

»Zufallsdopingkontrolle.«

»Zufall? Was ist daran zufällig? Wollen Sie mich verarschen?«

Kik zitterte vor Wut. Sie hatte von Anfang an eine gewisse Abneigung gegen die Dopingkontrolleure gehegt, vor allem, weil sie so unfreundlich waren und wegen der Art und Weise, wie sie hereinplatzten und Befehle erteilten. »Warum können sie nicht wenigstens einmal ›Wie geht es Ihnen?‹ sagen?«, beklagte sie sich. Dieses Mal aber, als sie frühmorgens bei uns eindringen, während wir im Bademantel dasaßen, und mit zwei Neugeborenen im Haus, kam es uns vor wie eine regelrechte Vergewaltigung. Sie hatten Kik vor gerade einmal einer Woche in den Wehen erlebt, und als wir mit den Zwillingen aus dem Krankenhaus nach Hause kamen, hatten alle Zeitungen in Austin darüber berichtet. Sie wussten also ganz genau, wie aufdringlich und störend ein Dopingtest in diesem Moment unseres Lebens sein musste. Ich war für unangemeldete Dopingkontrollen, aber das hier ging zu weit, das kam mir vor wie unerlaubtes Nachtreten beim Fußball.

Für Kik konnte kein Zeitpunkt schlimmer sein als dieser. Wieder einmal standen urplötzlich zwei fremde Menschen vor der Tür. Sie hatte zwei kleine Babys, ihr Schutzinstinkt regte sich mächtig. Es war einfach eine unglaubliche Zumutung, die beiden an diesem Morgen in unser Wohnzimmer lassen zu müssen.

Nachdem ich die übliche Testroutine über mich hatte ergehen lassen und einen Stapel Formulare ausgefüllt

hatte, brachte Kik die beiden zur Tür. Genau in dem Moment, als sie auf der Schwelle standen, streckte Kik ihren Arm aus und blockierte den Ausgang. Kik lehnte sich vor, bis ihr Gesicht direkt vor dem der Frau war, und zischte sie mit zusammengekauerten Zähnen an:

»Wehe Ihnen, Sie kommen *jemals* wieder so früh am Morgen zu uns und stören unseren Familienfrieden.« Dabei wussten wir ganz genau, dass sie wiederkommen würden.

Wir schlossen die Tür, setzten uns wieder an den Frühstückstisch und versuchten, dort weiterzumachen, wo wir aufgehört hatten. Aber der Moment war vorüber, und was niemand wissen konnte, war, wie selten solche Momente in unserem Leben waren. Wir hatten einfach zu wenig Zeit.

Wenn ich heute an diesen Morgen zurückdenke, dann war dieser Vorfall bezeichnend. Unser Leben war eine ununterbrochene Abfolge von großen und kleinen Störungen, Belästigungen und Unterbrechungen unserer Beziehung.

Ich musste mich um die Renovierung unserer Wohnung in Gerona und den Umzug von Frankreich nach Spanien kümmern, um die Krebsstiftung und darum, meine Karriere als Weltklasse-Radrennfahrer voranzutreiben, und das alles gleichzeitig. Vor allem aber waren wir Eltern von gerade neu auf die Welt gekommenen Zwillingen und einem zweijährigen Jungen.

Unser Zusammenleben war von Hast geprägt – einer konzentrierten Hast, aber eben doch einer Hast. Manchmal vergaßen wir die einfachsten Dinge, mit Konsequenzen, die gelegentlich einfach zum Brüllen waren. Einmal zum Beispiel besorgte ich Kik eine richtig gute Radlerausrüstung, darunter auch supermoderne

Radschuhe, die man in die Pedale einklicken konnte. Sie marschierte ins Fitnessstudio, meldete sich für einen Spinningkurs an, zog die Schuhe an, klickte sich in die Pedale ein und fing mit dem Workout an. Als sie fertig war, stieg sie vom Rad – und schaffte es nicht, die Schuhe auszuziehen. Hilfloos starrte sie auf die vielen Riemen und Schnallen an den Schuhen. Ich hatte vergessen ihr zu zeigen, wie sie funktionierten.

Vor den Augen der gesamten Belegschaft des Fitnessstudios musste sie zur Eingangstür hinaus, die Treppen hinunter und auf den Parkplatz hoppeln. Sie stieg ein und fuhr mit den Radschuhen zurück nach Hause. Ich saß gerade in der Küche und aß Müsli, als ich von der Halle her ein »Klack-klack-klack«-Geräusch auf mich zukommen hörte.

»Warum um alles in der Welt hast du die Radschuhe nicht ausgezogen?«, fragte ich.

»Weil ich nicht weiß, wie man sie auszieht.«

Ich brach in lautes Gelächter aus.

Als Kik am nächsten Tag wieder in das Fitnessstudio ging, war College auch dort. Kik zog sich ihre Sportkleidung an und setzte sich auf ein Spinning-Rad. Nachdem College mit seinem Workout fertig war, schlenderte er gemächlich zu Kik hinüber.

»Hey, Kik«, meinte er, »ich wollte nur fragen, ob ich noch eine halbe Stunde hier herumhängen soll. Nur für den Fall, dass ich dir aus diesen Schuhen heraushelfen muss.«

Manchmal vergaßen wir aber auch wichtige Dinge. Zum Beispiel vergaßen wir, hin und wieder in aller Ruhe essen zu gehen, nur wir zwei. Wir hetzten durch das Haus, hier ein flüchtiger Kuss, da eine rasche Umarmung, und immer gab es etwas anderes zu tun, ein Baby, das schrie, ein

wichtiger Anruf.

Auch außerhalb der Saison war ich häufiger auf Reisen, als mir lieb war, zumeist für die Krebsstiftung oder um meinen Verpflichtungen aus den Werbeverträgen nachzukommen. Wann immer es ging, kehrte ich zum Abendessen nach Hause zurück, aber manchmal war das einfach nicht möglich. Eine typische Woche: Ich flog für zwei Tage zu einem Auftritt nach Europa, nahm von Paris die Concorde zurück nach New York, wechselte das Flugzeug, landete in Austin und fuhr direkt weiter zu einem Fototermin. Von dort ging es weiter zu einem Autogrammtermin, wo ich Bücher, Radhemden und Poster für Krebspatienten signierte. Anschließend fuhr ich nach Hause, zog mich um und setzte mich zu einer halbstündigen Ausfahrt auf das Rad. Danach duschte ich, zog mich wieder um und verbrachte ein bisschen Zeit mit Kik und den Kindern. Anschließend zog ich mich ein drittes Mal um und ging mit Kik zu einem Wohltätigkeitsdinner für die Krebsstiftung.

Kik unterdessen widmete sich mit nicht weniger Energie – und einem ausgeprägten Hang zum Perfektionismus – der Mutterrolle. Sie machte es sich nicht einfach. So kaufte sie beispielsweise niemals Fertignahrung für die Babys; sie bestand darauf, dass die Kinder nicht dieses industriell verarbeitete Zeug bekamen, sie kochte frisches Gemüse und pürierte es selbst.

Obwohl wir Hilfe hatten, ein Kindermädchen, das von neun bis fünf im Haus war, und dazu noch eine Haushälterin, mussten wir kämpfen, nur um den Kopf über Wasser zu halten. Um abends nach Hause kommen zu können und nicht allzu viele wichtige Momente und Höhepunkte im Leben unserer Kinder zu verpassen, nahm ich immer häufiger ein Privatflugzeug.

Wenn ich nach einer längeren Abwesenheit wieder zur

Türe hereinkam, Luke auf mich zusprang und mir den Kopf in den Bauch rammte, fühlte ich eine Welle von Energie in mir hochsteigen, und dann nochmals, wenn ich Grace und Isabelle hochhielt und sie mit gespannter Neugierde betrachtete. Sie veränderten sich praktisch von Tag zu Tag. Bald schon war Grace über Isabelle hinausgewachsen, und oft fragte ich mich mit wehem Herzen, was sonst noch alles ohne mich passiert war.

Luke bekam von Trek ein neues Kinderrad, und als er es das erste Mal sah, quiekte er hellauf begeistert »Neues Rad, neues Rad!«, hopste in den Sattel und fegte durch das Haus, wobei er sorgsam um die Möbel herumkurvte. Ich sah Kik an und meinte bloß: »Das ist unheimlich.«

Als er das erste Mal draußen mit dem Rad unterwegs war, fabrizierte er – ganz der Papa – gleich einen Sturz. Kik fuhr mit ihm in ein Wohngebiet, wo es kaum Verkehr gab und die Straßen glatt und eben waren. Luke war so aufgeregt, dass er den ganzen Weg über im Auto seinen Helm trug. Kaum angekommen, sprang er auf das Rad und raste mit vollem Tempo davon – und Kik hinter ihm her. Luke bog scharf links ab, jagte einen Berg hinunter und dann auf eine mit Kopfsteinen gepflasterte Einfahrt. Mit voller Fahrt schoss er über die Bodenschwelle, flog kopfüber vom Fahrrad und landete auf dem Gesicht. Eine Schrecksekunde später stand er wieder auf, lädiert und aufgeschürft und heulend ... um sich dann die Nase an Kiks Schulter abzuwischen und gleich wieder auf sein Rad zu steigen. Wie gesagt, ganz der Papa.

Ich freute mich und war neugierig auf die Elternrolle und wollte ein Vater sein, der für seine Kinder da ist. Ich drückte mich nicht vor meiner Verantwortung. Ich respektiere und bewundere gute Väter, insbesondere meinen Schwiegervater. Auch an mich selbst hatte ich die Erwartung, ein guter Vater zu sein, und ich widmete mich

der Aufgabe mit vollem Einsatz – auch wenn ich nicht immer wusste, was das im Einzelnen genau bedeutete. Mir gefielen die kleinen väterlichen Aufgaben, die Mädchen vergöttern, Luke in den Kindergarten oder die Vorschule bringen, mit seinen Erziehern reden. Noch der kleinste Akt der Vaterschaft war mir von größter Wichtigkeit und symbolischer Bedeutung.

Aber ich machte die Entdeckung, ein wie harter Job das manchmal war. Mit drei Kindern auf einmal jonglieren und zudem noch meinen anderen Pflichten nachkommen war abwechselnd freudvoll, chaotisch und überwältigend. Manchmal waren da so viele kleine Menschen und Bedürfnisse, die beachtet und befriedigt sein wollten, dass ich nicht einmal die Zeit fand, aufs Klo zu gehen.

Eines Morgens, die Zwillinge waren noch ganz klein, war Kik wieder einmal völlig erschöpft davon, mit zwei Händen drei Kinder zu versorgen. Ich war mit dem Rad unterwegs und Kik ganz alleine zu Hause. Die Mädchen wechselten sich mit Schreianfällen ab, und Luke rannte wie wild durchs Haus.

Kik kam noch nicht einmal dazu, ein Baby lang genug hinzulegen, um ans Telefon zu gehen oder ihren Pyjama aus- und sich anzuziehen. Plötzlich klopfte es an der Tür. Kik, immer noch im Pyjama und auf jedem Arm ein Mädchen, ging an die Tür und öffnete. Es war Dave, ihr Vater. »Hi, Honey«, sagte er. »Ich hab angerufen und es dann auf dem Mobiltelefon probiert, aber du bist nicht rangegangen, also hab ich gedacht, ich schau einfach mal vorbei. Ich dachte, vielleicht könntest du eine helfende Hand gebrauchen.«

»Gott segne dich«, sagte Kik. »Hier, halt mal ein Kind.«

Eines Nachmittags, ich war gerade auf dem Rad

unterwegs, klingelte mein Mobiltelefon. Mein Freund David Millar war dran, der großartige junge britische Radrennfahrer. Er war in Paris und hatte gerade ein paar Drinks gehabt und sich gedacht, er sollte mich mal anrufen.

»Bitte, sag mir nicht, dass du auf dem Rad sitzt«, meinte er.

»Ich sitze auf meinem Rad.«

»Nein! Du Bastard! Wir haben den gottverdammten 1. Dezember! Wie lange sitzt du schon im Sattel?«

»Seit dreieinhalb Stunden.«

»Du Bastard!«

Wenn man mich fragte, wann ich mit den Vorbereitungen für die nächste Tour anfang, lautete meine Antwort: »Am Morgen danach.« So wie ich das sehe, wird die Tour nicht im Juli gewonnen. Man muss auf dem Rad sitzen, wenn andere Leute dazu nicht bereit sind.

Das hieß aber auch, dass es so etwas wie eine Off-Season für mich nicht gab. Ich verbrachte vier Monate pro Jahr in Austin, vom Herbst bis nach Weihnachten, und da ich nicht so häufig in den Staaten war, gab es in dieser Zeit immer viel zu viel zu tun, zu viele Leute, die ich treffen musste, zu viele Wünsche, die erfüllt sein wollten. Im Grunde genommen war es eine Erleichterung, wenn im Februar die Radsaison wieder begann und wir nach Europa zurückkehrten.

In Europa trainierte ich mit einer meditativen Konzentration für meine Arbeit. Es war vereinsamend, aber auch eine Zuflucht, keine Ablenkungen und weniger potenzielle Probleme. Es vereinfachte alles.

Unser neues Zuhause in Gerona war endlich fertig, und ich freute mich dieses Jahr darauf, nach Europa

zurückzukehren und ein paar ruhige Wochen mit meiner Familie zu genießen.

Die Handwerker hatten fantastische Arbeit geleistet und die modrigen, verfallenen Zimmer in eine weiträumige, großzügige Suite verwandelt. Vor den vom Boden bis zur Decke reichenden Terrassenfenstern hingen purpurfarbene Portieren, und die alten Säulen waren frisch vergoldet. In dem kleinen, klosterartigen Garten plätscherte unter aus dem 12. Jahrhundert stammenden Steinbögen und Simsien ein Brunnen. Ryan Street, ein befreundeter Architekt, hatte eine moderne, mit allen Annehmlichkeiten ausgestattete Wohnung mit vier Schlafzimmern geschaffen, ohne dabei die Atmosphäre und den Grundriss der alten Räume zu zerstören. Die Kapelle war ein Prunkstück, auch die Türen mit den Farbglas-Sprossenfenstern unter den gotischen Spitzbögen strahlten in neuem Glanz. Über dem Altar hing ein wunderschönes religiöses Gemälde aus dem 15. Jahrhundert mit einer auf Holz gemalten Kreuzigungsszene, das ich für Kik gekauft hatte.

Bevor aber Kik mit den Kindern nachkommen konnte, brauchten die Mädchen noch Reisepässe. Luke hatte bereits einen, mit einem Foto seines winzigen Babygesichts. Er hatte geschrien, als das Bild gemacht wurde, deshalb sah sein Gesicht auf dem Bild wie ein rotes »O« aus, und selbst der griesgrämige französische Zöllner musste lächeln, als er es sah.

Um Kik die Reise mit den Kindern, dem Hund und der Katze möglichst einfach zu machen, buchte ich einen privaten Charterflug für sie. Statt Flüge wechseln und sich mit einem Doppelkinderwagen durch den Zoll quälen zu müssen, wie sie es üblicherweise tat, ging Kik mit den Kindern durch ein privates Terminal und flog in etwas über acht Stunden direkt von Austin nach Gerona. Natürlich hätten wir beide es vorgezogen, wenn ich mit

dabei hätte sein können, aber unter den gegebenen Umständen war das alles, was ich für sie tun konnte.

Ich hatte mich längst in Gerona verliebt, eine Stadt, die Karl der Große einstmals erobert hatte, die dann später aber wieder von den Mauren zurückerobert worden war. Ich wurde es niemals leid, durch die eleganten Arkaden zu schlendern oder die gotische Kathedrale zu besichtigen, hinter der sich Ruinen erhoben und sich die verrücktesten, in den verschiedenen Zeitaltern angelegten Gärten erstreckten.

Als Kik in der Wohnung ankam, waren unsere Sachen aus Frankreich bereits eingetroffen, und alle Möbel standen an ihren Plätzen. Ihre Reaktion fiel so aus, wie ich es mir erhofft hatte: Nach einer kurzen Tour durch die riesigen Räume mit ihren hohen Decken verkündete sie, sie seien »fürstlich«. Das war etwas ganz anderes als der Umzug mit der auf das Dach ihres Renault geschnallten Matratze vor einigen Jahren.

Kik liebte die Geschichte und die Eleganz der Altstadt von Gerona, das Kopfsteinpflaster, die Bogengänge, die steinernen Pforten. Da sie nie zuvor mitten in einer Stadt gewohnt hatte, war es für sie eine neue Erfahrung, zum Einkaufen mit dem privaten Aufzug einen Stock hinunter ins Erdgeschoss zu fahren und mit kurzen Gängen alles besorgen zu können, was sie brauchte. Sie liebte es, über die Ramblas zu schlendern und in den vielen Spezialitätengeschäften nach Brot, Tee oder Meeresfrüchten zu stöbern. Wollte sie nicht aus dem Haus gehen, bestellte sie ihre Einkäufe über das Internet und ließ sie sich bis vor die Haustür liefern.

In diesem Frühjahr wurden Grace und Isabelle, die inzwischen fast sechs Monate alt waren, in der Kathedrale von Gerona getauft. Die Taufe fand abends statt, und umgeben von Kiks Eltern und einigen Freunden, standen

wir in der uralten Taufkapelle. Während der auf Spanisch abgehaltenen Zeremonie machte der Priester eine Geste mit der Hand, und Luke dachte, er wollte, dass er sie schüttelte. Also marschierte er mitten in der Zeremonie schnurstracks auf den Priester zu und reichte ihm die Hand. Wir alle lachten, sogar der Priester stimmte ein.

Da die Wohnung unweit der Ramblas lag, packte Kik die Zwillinge häufig in den Doppelkinderwagen und unternahm Ausflüge durch die Altstadt. Wir schenkten Luke ein kleines Skateboard, das sich an den Kinderwagen ankoppeln ließ, und so konnte er auf dem Skateboard hinter den Mädchen herfahren. Luke fand sich wie erwartet schnell in der neuen Umgebung zurecht. Zu jedermann sagte er »Hola« und »Gracias« und »Hasta luego« und sicherte sich damit einen beständigen Strom an Keksen und anderen kleinen Leckereien. Aber in seinen Klamotten von Nike und der verkehrt herum aufgesetzten Schildmütze mit der Aufschrift *University of Texas* war er unverkennbar ein kleiner Amerikaner.

Ein typischer Tag sah ungefähr so aus: Ich stand um 7.00 Uhr auf, trank Kaffee und las die Zeitung – und reagierte unmutig, wenn mich jemand bei diesem Ritual störte. Als Nächstes widmete ich mich den E-Mails, die über Nacht eingegangen waren, und der anfallenden Geschäftskorrespondenz. Wenn Bill Stapleton um 9.00 Uhr morgens ins Büro kam, konnte es passieren, dass bereits 20 Nachrichten von mir in seiner Mailbox lagen. Was ich frühstückte, hing von meinem Trainingsplan und davon ab, wie viel Kalorien ich an dem Tag schätzungsweise verbrennen würde: manchmal Obst, manchmal Müsli, manchmal das Weiße vom Ei und frisches Brot. Danach ging ich mit dem Rad aus dem Haus und trainierte, je nachdem zwischen drei und sieben Stunden.

Wieder zu Hause, duschte ich, aß einen Teller Pasta und beantwortete Telefonanrufe und E-Mails, bevor ich mich zu einem Nickerchen hinlegte. Während ich schlief, bereitete Kik das Abendessen vor, meistens Fisch oder Hühnchen mit gedünstetem Gemüse. Wenn ich aufwachte, spielte ich mit den Kindern und aß zu Abend. Später lasen wir oder schauten fern, und um spätestens 10.00 Uhr lagen wir im Bett. Das war es, Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat.

Nach außen hin schien Kik zufrieden mit unserem Leben. Wenn ich vom Training nach Hause kam, kochte Pasta oder Suppe auf dem Herd, die Kinder waren allerliebste und glücklich, und wenn ich fragte, sagte Kik immer, sie habe einen guten Tag gehabt. Nur selten klagte oder protestierte sie wegen meines intensiven Trainings oder der Einsamkeit ihres eigenen Lebens in Europa, getrennt von ihren Eltern und Freunden. Ich hätte sagen können: »Ich muss Gras zum Abend essen und um sechs ins Bett«, und sie hätte geantwortet, gut, in Ordnung, und mir dabei geholfen. Sie hatte ein sonniges Gemüt und ließ negative Gedanken erst gar nicht ins Haus. Wir stritten so gut wie nie.

Im Nachhinein betrachtet wäre es vielleicht besser gewesen, wir hätten das getan. Die ersten paar Jahre war es für uns beide ein Abenteuer, das Leben eines Radrennfahrers in Europa zu leben. Doch mit der Zeit war es immer weniger ein Abenteuer, und nun, mit drei Kindern, bedeutete es, immer längere Zeiträume getrennt voneinander zu verbringen. Mit drei Kindern herumzureisen war einfach zu anstrengend, und sie in der Obhut eines Kindermädchens zurücklassen wollten wir auch nicht.

Wir reisten nicht mehr so häufig wie früher gemeinsam. Im März stand ein Eintagesrennen, Mailand – San Remo,

auf dem Programm, ein Rennen, zu dem sie mich früher immer begleitet hatte. Dieses Mal blieb sie zu Hause in Gerona. Ich flog allein nach Mailand und fuhr das 300 Kilometer lange Rennen. Nach dem Rennen zog ich mir trockene Sachen an, hastete zum Flughafen und flog nach Hause. Zum Abendessen war ich in Gerona, todmüde und völlig am Ende, aber zu Hause.

Dass Floyd Landis innerhalb von drei Stunden 13 Cappuccinos trank, lag am Regen.

Nicht etwa daran, dass er das für eine gute Idee gehalten hätte.

Floyd und Dave Zabriskie, wie er ein junger Postal-Fahrer, teilten sich im Frühjahr 2002 eine Wohnung in Gerona. Seit Wochen regnete es ununterbrochen. Abgesehen vom Radfahren gab es für die beiden nicht viel zu tun, und mit der Zeit überforderte das ihre Fähigkeit, sich selbst zu unterhalten. Eines Tages wachten sie auf, und wieder regnete es, und die Straßen waren nass. Also sagte Floyd zu Dave: »Zum Teufel damit, heute fahren wir nicht. Lass uns in ein Café gehen und faul herumhängen.«

Sie gingen hinunter zur Plaza Mayor, setzten sich in ein Café und sahen den vorbeispazierenden Passanten zu. Floyd bestellte sich einen Cappuccino. Der Cappuccino kam, herrlich aromatisch und obendrauf eine Krone aus aufgeschäumter Milch. Nach einer Weile bestellte er sich noch einen, dann noch einen. Irgendwann fragte Dave: »Wie viele willst du eigentlich noch trinken?« Floyd zuckte mit den Schultern, also tat Dave es ihm gleich und bestellte sich ebenfalls einen Cappuccino. So ging es drei Stunden lang; Floyd und Dave saßen an ihrem Tisch, redeten, orderten einen Cappuccino nach dem anderen und wurden immer ausgelassener. Als die Rechnung kam,

stellte Floyd erstaunt fest, dass er 13 Cappuccinos getrunken hatte.

Am nächsten Tag kam mir die Geschichte zu Ohren. Floyd war 26, zu gleichen Teilen mit Talent und Übermut gesegnet, und ein viel versprechendes, neues Teammitglied. Ich hatte ihn von Anfang an mit aufmerksamen Augen beobachtet. Er stammte aus einer Mennonitenfamilie in Lancaster, Pennsylvania, und war von dort abgehauen, um sein Glück als Mountainbiker zu versuchen. Später hatte er zum Straßenrennen gewechselt. Er hatte Potenzial, aber er hatte ein paarmal Pech gehabt und wusste ganz offensichtlich noch nicht, wie man sich als Profi verhielt. Floyd war laut und besserwisserisch und liebte es, ZZ Top mit voller Lautstärke laufen zu lassen. Im Verein mit seinen fragwürdigen Trainingsgewohnheiten erweckte das den Eindruck, als sei er ein Bruder Leichtfuß gegenüber den altgedienten Profis im Team, die ihre Arbeit ausnahmslos sehr ernst nahmen. Wenn ihm an einem Regentag nichts Besseres einfiel, als sein Training sausen zu lassen und sich eine Koffeinvergiftung zu holen, dann musste er noch einiges lernen. Floyd war vor allem eins: Er war jung.

Ich rief ihn an. »Floyd, was machst du morgen?«

»Oh, ich werde mich mit den Jungs zwei Stunden aufs Rad setzen«, meinte er.

»Nein, das wirst du nicht«, sagte ich. »Du wirst morgen fünf Stunden mit mir trainieren. Wir müssen uns mal unterhalten.«

Am nächsten Morgen trafen wir uns und fuhren hinauf in die Berge oberhalb von Gerona. Unterwegs eröffnete ich ihm, dass ich von seiner kleinen Eskapade gehört hatte.

»Mann, so geht das einfach *nicht*«, sagte ich. »Du darfst mit deinem Körper nicht so umspringen. Du kannst so

nicht trainieren. Vor allem aber darfst du deine Teamkameraden nicht so behandeln.«

Floyd wusste, dass er Mist gebaut hatte, und reagierte sehr offen. »Ich weiß«, sagte er, »ich weiß.«

»Du musst dich einfach zusammenreißen«, fuhr ich fort. »Du musst ein Gleichgewicht finden. Du bist kein geborener Profi, also musst du dich in einen verwandeln. Du musst die richtigen Dinge tun. Du musst richtig essen. Und du musst richtig schlafen.«

Ich wusste, dass Floyd mitten in einem harten Jahr steckte. Sein letzter Rennstall, Mercury, hatte nach dem Ausstieg des Hauptsponsors Bankrott anmelden müssen, Floyd hatte nur die Hälfte des vereinbarten Honorars erhalten und war seit acht Monaten kein Rennen mehr gefahren. Irgendwann hatte er sich aufgerafft und bei U.S. Postal angeklopft. Ob wir Interesse an ihm hätten? Hatten wir. Nun war er einer von 20 Fahrern im Postal-Rennstall und hatte die Chance, von Johan dazu ausgewählt zu werden, mit mir bei der Tour zu fahren – vorausgesetzt, er strengte sich an.

Aber Floyd war unkonzentriert. Da er seine Kreditkarten bis zum Anschlag belastet hatte, als sein Rennstall Bankrott ging, war er bis über beide Ohren verschuldet. Er hatte Arzt- und Zahnarztrechnungen zu bezahlen und musste eine Frau und eine sechsjährige Tochter versorgen. Er wusste weder, was er von seinem neuen Team zu erwarten hatte, noch, was wir von ihm erwarteten. Er wusste noch nicht einmal, ob er eine Zukunft als Radrennfahrer hatte.

»Sieh mal her, Kumpel«, sagte ich. »Du musst das auf die Reihe bekommen. Hör auf mich und mach, was ich dir sage.«

Zunächst erklärte ich ihm die Zahlen. Floyds Gehalt bei

Postal belief sich auf 60000 Dollar. Falls er sich ins Zeug legte und es in das neunköpfige Team für die Tour schaffte und wir gewannen, würden dazu nochmals rund 50000 Dollar an Preisgeldern kommen. »Und obendrauf packe ich dann noch einen Lance-Bonus«, versprach ich. »Aber um das zu schaffen, musst du dich konzentrieren, musst du aufhören, dir um irgendetwas anderes Sorgen zu machen. Deine Familie, Schulden, Geld, Stress, das alles musst du vergessen. Du musst dich ganz und gar auf diese eine Sache konzentrieren.«

Das sei leichter gesagt als getan, entgegnete Floyd.

»Vergiss es«, wiederholte ich. »Fahr einfach Rad – verdammt noch mal.«

Dabei war ebender Ratschlag, den ich Floyd gab – konzentriere dich unter Ausschluss von allem anderen allein auf das Radfahren –, der Punkt, mit dem ich selbst damals am meisten zu kämpfen hatte.

Ständig wog ich die Kosten eines Berufs, der so aufreibend ist wie der eines Straßenradrennfahrers, gegen die Pflichten eines jungen Familienvaters auf. Wie einen Ausgleich schaffen zwischen den beiden? Meine Rolle als guter Vater beinhaltete für mich, meiner Familie ein möglichst gutes Leben zu bieten, möglichst viel aus der kurzen Zeit herauszuschlagen, in der ich als Radprofi ganz oben an der Weltspitze mitfuhr. Auf der anderen Seite drohte mit dem beruflichen Erfolg persönliches Versagen, wenn das Radfahren auf Kosten der Familie ging.

Für Floyd jedoch war das zu dieser Zeit die richtige – und einzig mögliche – Entscheidung. Im Leben gibt es nicht viele eindeutige Wegmarken, aber hin und wieder gelangt man an einen solchen Scheidepunkt und muss eine Entscheidung treffen. Entweder macht man weiter wie bisher, oder man versucht es anders – und besser – zu

machen. Man muss in der Lage sein, einen solchen Moment zu erkennen und das Heft in die Hand zu nehmen, mit dem Risiko, dass man später sagen muss: »Das war der Moment, an dem ich alles hätte anders machen können.« Wer bereit ist, den scheinbar schwierigeren Weg zu gehen, hat die Chance, sein Leben neu zu gestalten. Hier war Floyds Moment gekommen, der Moment, in dem er alles anders, besser machen konnte, und ich wollte, dass er das begriff.

Floyd war einverstanden, und die nächsten Wochen trainierten wir gemeinsam. Er ging mit mir zum Höhenttraining nach St. Moritz. Gemeinsam unternahmen wir Erkundungsfahrten der Etappen der diesjährigen Tour. Wir saßen zahllose Stunden nebeneinander im Sattel, und von Tag zu Tag verstand Floyd ein bisschen besser, was ich mit Professionalität gemeint hatte. Er lernte, sich zu konzentrieren, die Fähigkeit, sich auch von wichtigen äußeren Dingen nicht ablenken zu lassen und sich voll auf das Radfahren zu fokussieren. Er lernte Entschlossenheit.

Ich hatte die Tour de France niemals als ein Rennen betrachtet, das zu gewinnen ich die Fähigkeit hatte, bevor Johan Bruyneel mir sagte, dass ich das Zeug dazu hätte. Ich erinnere mich noch genau an den Moment, damals, 1998, als er mir das sagte. Johan war gerade zum sportlichen Leiter des Postal-Teams ernannt worden und ich zum neuen Teamchef. Ich hatte die Folgen meiner Krankheit überwunden, fuhr aber immer noch eher zurückhaltend. Kurz zuvor hatte ich die Spanienrundfahrt, ein über drei Wochen laufendes Etappenrennen, als Vierter abgeschlossen. Johan hatte mich das ganze Rennen über aufmerksam beobachtet.

Kurz vor den Weltmeisterschaften in Holland dann trat Johan zu mir in mein Hotelzimmer und kam ohne Umschweife auf seine Erwartungen an mich und das

Postal-Team zu sprechen. »Okay«, sagte er, »du hast in Spanien – ohne spezielle Vorbereitung und ohne dafür trainiert zu haben – einen vierten Platz herausgefahren. Du bist einfach an den Start gegangen, du hattest noch nicht einmal den Ehrgeiz, unter die ersten fünf zu kommen, und dann bist du Vierter geworden. Ich denke, nächstes Jahr müssen wir uns auf die Tour de France vorbereiten.«

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich kann ein paar Etappen gewinnen.«

»Nein, du sollst das ganze Ding gewinnen«, gab er zurück.

Ich starrte ihn ungläubig an. Ich war zu dem Zeitpunkt einfach nur froh, wieder auf dem Rad zu sitzen und einen Job zu haben.

»Äh, also, okay«, stammelte ich. »Sieh mal, ich habe gerade vor allem die WM im Kopf. Lass uns später nochmals darüber reden.«

Johan ließ die Sache vorerst auf sich beruhen, aber ein paar Tage später kam er wieder darauf zu sprechen. Traditionell trägt der Gewinner der Weltmeisterschaft als Symbol des Titelträgers das ganze nächste Jahr über ein regenbogenfarbenes Trikot. Unmittelbar vor dem Rennen schickte Johan mir eine E-Mail. »Viel Glück«, schrieb er. »Ich glaube, du wirst dich in dem Regenbogentrikot großartig auf dem Siegerpodest der Tour de France machen.« Dieser Traum war zwar schnell ausgeträumt – ich wurde bei der Weltmeisterschaft nur Fünfter. Aber der Gedanke daran, die Tour de France zu gewinnen, hatte sich in meinem Kopf festgesetzt.

Johan kannte damals vor allem meinen Ruf: ein großartiges Talent, das nicht alles aus sich herausholt, ein Fahrer, der immer wieder ein großes Rennen fährt. Mit 21 hatte ich praktisch aus dem nichts kommend die

Weltmeisterschaft und dann noch eine Etappe bei der Tour de France gewonnen. Meistens aber rollte ich monatelang einfach so dahin, brachte ordentliche Leistungen, nichts Großartiges, und entsprach nur einigermaßen der Definition eines »Profis«.

Damals hatte ich gedacht, ich würde alles geben, was ich zu geben hatte. Nach dem Krebs aber erkannte ich, dass ich nur die Hälfte meines Potenzials genutzt hatte. Um die Wahrheit zu sagen: Vor dem Krebs hatte ich niemals so hart trainiert, niemals so strikt auf meine Ernährung geachtet, mich niemals so aufs Radfahren konzentriert.

Einmal schleppte ich 15 bis 20 Pfund zu viel Gewicht mit mir herum, zum Teil in Form von Babyspeck, zum Teil eine Folge meiner Vorliebe für Margaritas und Tortillachips. In der Zwischenzeit wog ich wegen des Krebses 20 Pfund weniger.

Mit Hilfe eines rigorosen Trainingsplans von Johan schaffte ich es, mein Gewicht unten zu halten, und ich entdeckte, was für einen gewaltigen Unterschied das in den Bergen ausmachte, wo dein Körper dein größter Feind ist. Die verlorenen Pfunde, stellte ich fest, brachten mir auf einer Bergetappe zehn bis zwölf Minuten; umgerechnet bedeutete das, dass ich pro Pass, den ich überquerte, rund drei Minuten einsparte.

Gleichzeitig arbeitete ich daran, ein effizienterer Fahrer zu werden. Als junger Heißsporn stieg ich mit dem Startschuss voll in die Pedale und fuhr einfach drauf los. Im Grund genommen hatte ich keine Ahnung, wie man ein Radrennen fährt. Ich kurbelte große Gänge und rutschte wie wild – und zumeist in der völlig falschen Position – auf dem Sattel herum. Mit Johans und Chris Carmichaels Hilfe suchte ich gezielt nach der aerodynamisch besten Haltung auf dem Rad und nach meiner optimalen Tretfrequenz. Statt auf die Technik zu pfeifen und große

Gänge zu drücken, arbeitete ich bei Anstiegen jetzt mit kleineren Gängen und einer höheren Trittfrequenz. Mit der Zeit entwickelte ich mich zu einem technisch extrem guten Fahrer – aus dem jugendlichen Kraftprotz von einst wurde ein trainierter und erfahrener Profi.

Meinen Sieg bei der Tour de France 1999 verdankte ich weder einem Wunder noch einem Wundermittel, erklärte ich Floyd. Der Sieg war eine Folge der Fähigkeit, den richtigen Moment zu erkennen. Der Sieg war eine Folge des härteren Trainings und der besseren Technik – und meiner Erfahrung mit dem Krebs und der daraus resultierenden Bereitschaft, die nötigen Opfer zu bringen. Andere Gründe gab es nicht. Wer etwas Großes erreichen will, braucht dazu einen starken Willen und absolute Detailbesessenheit. Wenn man sich die großen Sieger dieser Welt betrachtet, erkennt man, dass einige Charisma haben, andere nicht, dass einige groß und andere klein, manche dick und manche dünn sind. Aber eines haben sie alle gemeinsam: die Fähigkeit, sich einer Sache für lange Zeit und mit größter Konzentration zu widmen.

Seitdem bin ich mehr und mehr auf die Tour de France fixiert, gleichermaßen als persönliche wie auch als objektive Herausforderung. Mir geht es in dem Rennen nicht mehr so sehr darum, die anderen zu schlagen, sondern vielmehr darum, mich selbst zu schlagen. Ich bin besessen davon, alles ein bisschen besser als bisher zu machen, ein bisschen besser als voriges Jahr, als vorigen Monat oder sogar gestern.

Im Prinzip ist die Tour de France ein mathematisches Problem, eine drei Wochen lange Wettfahrt über dreieinhalb- bis viertausend Kilometer, die manchmal mit einem Unterschied von einer Minute oder weniger gewonnen wird. Wie treibt man sich auf seinem Fahrrad durch den Raum voran, manchmal steil den Berg hinauf,

mit einem Tempo, das man drei Wochen lang durchhalten muss? Jede Sekunde zählt.

Auf der Suche nach Zeiteinsparungen musst du bereit sein, jeden Teil deines Körpers und deines Fahrrads unter die Lupe zu nehmen, schärfte ich Floyd ein, in so banalen Dingen wie den Ärmeln deines Trikots nach Bruchteilen von Sekunden fahnden.

»Sobald jemand ein bestimmtes Niveau erreicht, ist jeder gut und trainiert jeder hart«, sagte ich. Der Unterschied liegt darin, wer akribischer ist, wer mehr willens ist, jeder noch so kleinen Möglichkeit nachzuspüren, ein bisschen Zeit gutzumachen – und in der Erkenntnis, dass mit zunehmendem Alter und wachsender Erfahrung der Zugewinn immer kleiner und kleiner ausfällt.

Man muss sich zu einem Sklaven der Daten machen, von Leistungsindikatoren wie der Trittfrequenz und der in Watt gemessenen Leistungsabgabe. Man muss im wahrsten Sinne des Wortes jeden Herzschlag messen, jeden Krümel, den man isst, jeden Löffel Weizenflocken, den man sich in den Mund schiebt. Man muss willens sein, wie ein Vampir auszusehen, mit einem Körperfettanteil, der irgendwo zwischen drei und vier Prozent liegt, wenn einen das schneller macht. Bringt man zu wenig auf die Waage, dann fehlen einem die zur Erzeugung einer ausreichenden Geschwindigkeit notwendigen Körperreserven. Wiegt man zu viel, wird der eigene Körper zu einer Last. Worum es geht, ist, das ideale Verhältnis von Kraft zu Gewicht zu finden.

Wer weiß schon, ob er irgendwann im tiefsten Winter beim Gerätetest im Windkanal den Zeitunterschied herausschindet, der später über Sieg oder Niederlage entscheidet? Manchmal gewinnt man mit einer minimal veränderten Sitzposition, mit einem anderen Helm oder mit einem anders aufgebauten Rad einen zusätzlichen

Sekundenbruchteil. Da die Aerodynamik je nach Art der Straße eine andere ist, für leichte Anstiege, steile Kletterpartien und für lange Gefälle, und schon die kleinste Positionsveränderung, beispielsweise die Hände auf den Lenker legen, einen auf 40 Kilometer drei Sekunden kosten kann, arbeitete ich so lange an der Stärkung der Hüftbeuger und der unteren Rückenmuskulatur, bis ich bestimmte Positionen halten konnte. Außerdem trainierte ich Rhythmuswechsel und schnelle Antritte.

Ich trieb die Leute von Treks Entwicklungsgruppe fast in den Wahnsinn, immer begierig darauf, neue Ausrüstungsteile zu testen, immer auf der Suche nach noch einem Sekundenbruchteil, der sich einsparen ließ. Ich wollte ein leichteres Fahrrad, ein schnelleres Fahrrad, ich wollte bessere Räder. Ich stellte mich mit einem Karbonrahmen, den man locker mit einer ausgestreckten Hand halten kann, hin und sagte: »Hey, Jungs, könnt ihr den nicht noch leichter machen?« Das Gewicht und die Konstruktionsweise eines Fahrrads können bei einem Zeitfahren über 40 Kilometer zehn bis 15 Sekunden ausmachen. Wir experimentierten mit CAD herum und mit Materialien aus der Raumfahrt. Wir installierten sogar ein System zur Flüssigkeitsversorgung, mit dem ich trinken konnte, ohne auf dem Rad von der idealen aerodynamischen Position abzuweichen – was mir vielleicht weitere zehn Sekunden bringen würde.

Ohne Unterlass spielte ich an meinem Fahrrad herum, veränderte die Sitzhöhe oder schraubte den Lenker ein bisschen höher oder ein bisschen tiefer. Ich wurde so eins mit meinem Fahrrad, dass ich, wie die Prinzessin auf der Erbse, noch die minimalste Veränderung daran wahrnahm. Wenn ein Mechaniker meinen Sitz auch nur um einen halben Millimeter verstellte, merkte ich das sofort und gab

keine Ruhe, bis ich wusste, wer an meinem Fahrrad herumgeschraubt hatte.

Mach Abschluss meiner Behandlung machten College und ich eine Reise durch Europa. Wir mieteten uns einen Renault, und ich fuhr so schnell und rücksichtslos, dass irgendwann etwas im Getriebe den Geist aufgab. Wann immer ich das Gaspedal bis aufs Bodenblech durchdrückte, gab das Getriebe ein leises, schrilles Jaulen von sich – Wheeeeeeeee.

Irgendwann einmal, wir waren gerade auf dem Weg von Italien in die Schweiz, wurde ich müde und ließ College ans Steuer – aber erst, nachdem er mir versprochen hatte, die ganze Zeit über mit dem Pedal auf dem Bodenblech Vollgas zu fahren.

»Drück 's runter bis zum Bodenblech!«, instruierte ich ihn.

Kurz darauf war ich auf dem Beifahrersitz eingeschlummert. Als College sich sicher war, dass ich eingeschlafen war, ging er vom Gas – und prompt veränderte sich das Wheeeeeeeee zu einem Waaaaaaah.

Eine Sekunde später saß ich hellwach neben ihm und fuhr ihn an: »Runter bis zum Bodenblech, hab ich gesagt!«

Der Unterschied zwischen Sieg und Niederlage liegt in den Details, sagte ich zu Floyd. Fortschritte erzielt man in den Details, das gilt auch für das Radrennen. »Und wenn du keine Fortschritte machst«, sagte ich, »kannst du genauso gut rückwärts fahren.«

Die Daten und die Zahlen und die Details geben einem über den körperlichen Vorteil hinaus auch einen psychologischen Bonus. Jedes Mal, wenn ich einen schweren Anstieg ein zweites Mal fuhr, sagte ich mir, dass ich etwas tat, was niemand sonst tat; dass niemand in der

Tour so viel gelitten und so hart gearbeitet hatte wie ich. Dieses Wissen verlieh mir insgesamt mehr Stärke.

Dass wir auch bei schlechtem Wetter trainierten, sagte ich Floyd, liegt daran, dass kein Rennen abgesagt wird, nur weil es ein Grad über null hat und Schneeregen dir ins Gesicht peitscht. Wenn du nicht in der Kälte fährst, dann kannst du auch nicht wissen, wie das ist. Du kennst das Gefühl nicht, wenn dir die Kälte die Beine hochkriecht und sie steif werden lässt. Das gehört zu den Daten, die man nur im Sattel sitzend erheben kann.

Den Mai verbrachten wir die meiste Zeit in den Bergen, und ich trainierte auf so großen Höhen, dass ich manchmal regelrecht eingeschneit wurde.

Irgendwann in dieser Zeit, tief in den Bergen, ging Johan im Begleitwagen längsseits und sagte: »Vom Gipfel herunter liegt auf sechs Kilometern Schnee. Der Pass ist nicht überquerbar.«

»Viel Schnee?«, fragte ich.

»Von einer Lawine«, antwortete er. »Und es regnet.«

»Und wenn ich weiterfahre?«

»Das kannst du nicht.«

»Wer sagt das?«

Mit dieser Einstellung gewannen wir die Tour.

Eines Tages nahm ich den La Plagne in Angriff, einen Riesen von einem Berg. Nach sechseinhalb Stunden kam ich oben an, wendete das Fahrrad und fuhr wieder hinunter. Unten angekommen, drehte ich das Fahrrad einfach um und machte mich nochmals an den Aufstieg. Ich stieg erst vom Rad, als es dunkel wurde – nach einem Tag mit über acht Stunden im Sattel.

Der Einzige, der einem Sportler Selbstvertrauen geben kann, ist er selbst. Selbstvertrauen kann nicht entwickelt,

kultiviert, motiviert oder inspiriert werden. Du ziehst es aus allem, was du bis zum Tag des Rennens getan hast, und dann, wenn du alles richtig gemacht hast, stehst du am Tag des Rennens da, schaust dir die anderen starken Fahrer an und sagst zu dir: »Ich bin bereit. Ich habe mehr getan als sie. Lasst uns an den Start gehen.«

Genau das war aber auch der Grund, warum die Arbeit mit mir nicht immer ein Zuckerschlecken war. Johan Bruyneel und Chris Carmichael bekamen 100 Prozent von mir, und im Gegenzug wollte ich 100 Prozent von ihnen haben. Es gab Tage, da rief ich Johan vier- oder fünfmal an und sagte jedes Mal dasselbe:

»Lass uns die Daten noch mal durchgehen.«

Ich war bekannt dafür, dass ich es fertig brachte, Chris um 1.00 Uhr morgens aus dem Bett zu klingeln und zu fragen, was zum Teufel er gerade treibe. Wenn zum Beispiel in seiner E-Mail an mich mein neues Trainingsprogramm fehlt, dann will ich wissen, warum. Diese Gespräche liefen immer ungefähr nach folgendem Muster ab:

»Warum hast du das Trainingsprogramm nicht mitgeschickt? Du hast gesagt, du hättest es fertig.«

»Ich hab's vergessen.«

»Du hast es vergessen? Was soll das heißen, vergessen? Wie würde es dir gefallen, wenn ich vergesse, bei der Tour an den Start zu gehen?«

»Ich mach's gleich fertig«, stöhnt Chris, quält sich mit dem Telefon in der Hand aus dem Bett und schaltet seinen Computer ein.

»Hör zu«, sage ich zu ihm. »Letztes Jahr um diese Zeit lag meine Trittfrequenz bei 93, dieses Jahr bin ich bei 90, aber bei der gleichen Wattzahl. Was ist da los? Wir müssen das klären und außerdem die Tabellen meiner

letzten zwölf Tests abgleichen mit den Werten, die ich vor zwei Jahren um diese Jahreszeit hatte ...«

Erfolge im Radrennen sind eine vergleichsweise einfache und unmissverständliche Sache. Die dahinter stehende Mathematik besitzt eine unbestechliche Klarheit: Weil alles gemessen worden war, wusste ich auf den Bruchteil genau, welche Leistung ich in einem Rennen bringen konnte. Was das Radrennen angeht, habe ich ein absolutes, unerschütterliches Vertrauen in die Daten.

Dinge wie eine Ehe, ein Umzug oder die Rolle des Vaters dagegen sind für mich weitaus komplizierter und herausfordernder als das Gewinnen eines Radrennens. Im Mai 2001 feierten Kik und ich unseren vierten Hochzeitstag mit einem, was selten genug vorkam, romantischen Essen zu zweit in einem Restaurant in Gerona. Die paar Male im Jahr, die wir allein ohne Begleitung ausgingen, konnte man inzwischen an einer Hand abzählen.

Der Abend war wie dafür geschaffen, in Erinnerungen zu schwelgen. Kik und ich hatten uns kennen gelernt, als ich mich gerade vom Krebs erholte und noch nicht wusste, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen sollte – oder wie viel Leben mir überhaupt noch blieb. Sie arbeitete damals für eine Marketingagentur, die die Öffentlichkeitsarbeit meiner Krebsstiftung übernommen hatte. Wir gerieten uns in die Haare, weil sie mir vorwarf, mich nicht genügend um ein Unternehmen zu kümmern, das als Sponsor die Krebsstiftung unterstützte. Schließlich trafen wir uns zu einem Bier, um in Ruhe über die Sache zu reden – und waren von da an praktisch unzertrennlich. Ich hatte Frauen gekannt, die klug waren oder hübsch oder witzig, aber ich hatte noch keine getroffen, die so viele Dinge auf einmal war wie Kik.

Dave Richard hatte keinen von Kiks Freunden ausstehen können und jeden Einzelnen gezielt vergrault. Schließlich war ihr der Kragen geplatzt, und sie hatte ihn angefahren: »Dad, wie es aussieht, werde ich wohl niemals jemanden finden, der deine Erwartungen erfüllen kann.« Als Dave das hörte, wurde ihm klar, dass er gut beraten wäre, sich zumindest zu bemühen, den Nächsten zu mögen. »Mir ist die Munition ausgegangen«, sagte er zu seiner Frau. Der nächste Typ, den Kik nach Hause brachte, war ich. Als sie mich über die Weihnachtsfeiertage in das Haus ihrer Eltern in Rye im Bundesstaat New York einlud, spielte ich schon mit dem Gedanken, um ihre Hand anzuhalten, und war dabei auch ganz guter Hoffnung, dass sie meinen Antrag annehmen würde. Nach den Feiertagen schickte ich Ethel, Kiks Mutter, eine E-Mail, in der ich mich für ihre Gastfreundschaft bedankte und die ich mit dem Nachsatz »Sie haben eine wunderbare Tochter großgezogen« schloss. In ihrer Antwort schrieb Ethel: »Danke für das liebe Kompliment, aber wollen Sie sich hier einschmeicheln?« Worauf ich erwiderte: »Wenn es funktioniert, ja, dann versuche ich mich einzuschmeicheln.« Nach nur vier Monaten machte ich Kik einen Heiratsantrag.

Bei dem erwähnten Essen zum Hochzeitstag führten wir uns alles vor Augen, was wir seitdem zusammen durchlebt hatten: Wir waren viermal umgezogen, wir hatten drei Kinder in die Welt gesetzt, eine Reihe schlimmer Stürze überstanden, noch mehr medizinische Untersuchungen über uns ergehen lassen und dreimal die Tour de France durchgezogen. Wir hatten alles schnell gemacht. Wir hatten uns schnell ineinander verliebt, schnell geheiratet, schnell ein erstes Kind bekommen, schnell Erfolg gehabt, schnell noch mehr Kinder bekommen – und waren auf dem besten Wege, schnell Probleme zu bekommen.

Von außen wirkte unsere Ehe glücklich und unbeschwert, ein Leben wie aus dem Bilderbuch, und oftmals war sie das auch.

Aber zwischen dem äußeren Anschein, dem, was der Rest der Welt in uns sah und von uns erwartete, und dem, was wir tatsächlich fühlten, tat sich eine immer tiefere Kluft auf. Die Wahrheit war, dass wir am Ende eines Tages genauso waren wie alle Menschen. Die Kinder waren müde und hungrig, und uns Erwachsenen ging es nicht anders. Wenn ich nach Hause kam, war ich körperlich am Ende und Kik erschöpft von einem Tag mit drei Kindern, von denen noch keines drei Jahre alt war. Dazu kam noch unser Unvermögen, uns selbst oder uns gegenseitig einzugestehen, dass wir uns oft ausgelaugt fühlten und Angst hatten, aneinander vorbei zu leben – durften wir es wagen, ganz alltägliches Unglück zu empfinden, obwohl wir doch vom Leben so reich beschenkt worden waren? »Irgendwie habe ich das Gefühl, hier läuft etwas falsch«, war ein Satz, den leider keiner von uns beiden dem anderen zu sagen in der Lage war. Also ließen wir den Dingen ihren Lauf und versuchten, das Beste daraus zu machen.

Ein weitaus anspruchsvollerer Ausdauertest als ein Radrennen ist die Frage, wie man mit den immer gleichen Anforderungen des Alltags umgeht, mit dem weitaus profaneren Problem, sein Leben auf die Reihe zu bekommen. Viele Leute glauben, dass sich die Regeln des sportlichen Wettbewerbs auch auf das Alltagsleben übertragen lassen. Die Wahrheit ist, dass dem manchmal so ist, und manchmal eben auch nicht.

Woran macht man fest, ob man ein guter Partner und ein guter Vater ist? Wenn sich anderswo Erfolge nicht so klar und eindeutig wie bei einem Radrennen erringen lassen, dann deshalb, weil sie, offen gesagt, auch viel mehr

Einsatz verlangen. Solche Erfolge lassen sich nicht in Zahlen ausdrücken oder messen, aber das ist auch unerheblich. Denn was sie einem bescheren, ist ein Gefühl der ebenso grenzenlosen wie unermesslichen Erfüllung.

Ich war zu einem Symbol für das Überleben geworden – was aber nicht heißt, dass ich immun wäre gegenüber seinen Auswirkungen, und eine der emotionalen Fallen des Überlebens ist die *Jagd* nach dem Glück. Du jagst der Freude hinterher, begeistert und beglückt, und sagst dir selbst, dass du keinen Moment deines Lebens an etwas verschwenden darfst, das deinen Zielen nicht dient. »Warum soll ich das machen?«, ist eine Frage, die ich mir mehr als einmal gestellt habe. Doch die Jagd nach dem Glück ist stets vergeblich. Pures Glück ist ein Seil, das dir durch die Hände gleitet, ein samtiges Etwas, das deinem Griff entgleitet. An seine Stelle treten Zwänge, harte Arbeit, Neuanfänge, Verpflichtungen, tausend kleine lästige Dinge und der Alltag.

Kapitel 6

Der »Blaue Zug«

Stellen Sie sich dieses Bild vor: 200 Radrennfahrer jagen mit 70 Sachen eine enge Straße hinunter, jeder versucht, sich an die Spitze vorzudrängen, sie schieben, stoßen, rempeln, schlagen, schneiden einander den Weg ab und setzen sogar über Bordsteine hinweg, um sich nach vorne zu kämpfen. Manche würden Reifenspuren auf deinem Rücken hinterlassen, wenn du sie nur lassen würdest. Das ist nur einer von vielen Aspekten, in denen die Tour de France die Härte des Lebens widerspiegelt.

Es braucht acht Fahrer vom U.S. Postal Service Team, um mich in einem Zug – ganz zu schweigen davon, auf dem ersten Platz – über die Ziellinie zu bringen. Radrennen ist weitaus mehr ein Teamsport, als das den meisten Zuschauern bewusst ist, und wenn ich in Paris alleine auf dem Siegerpodest der Tour de France stehe, dann ist das eine Schande, deretwegen man sich in einem Mauseloch verkriechen sollte. Als ob ich das alleine geschafft hätte! Ich kann mich nach 3500 oder mehr Kilometern doch nicht einfach hinstellen und sagen: »Hey, Leute, schaut mal, was ich gemacht habe!« Wenn ich das Gelbe Trikot trage, dann, so sehe ich das, habe ich den Reißverschluss verdient. Der Rest, die Ärmel, das Vorder- und das Rückenteil, gehört den Jungs.

Die Tour de France provoziert eine interessante Frage über die Natur des Teamworks: Warum sollten neun Fahrer drei Wochen lang schwitzen und schuften, wenn nur einer von ihnen, nämlich ich, am Ende die Trophäe erhält? So etwas erfordert einen extremen, vielleicht sogar übermenschlichen Grad an Selbstaufopferung.

Andererseits aber weiß jeder einigermaßen intelligente Sportler (oder einfach jeder Mensch), dass, so hart Selbstaufopferung auch sein mag, Egoismus noch schlimmer ist und ein Team zum Untergang verurteilt. Was man dann hat, ist kein Team, sondern ein Haufen von Einzelkämpfern, die zufällig die gleichen Trikots tragen.

Ein großes Team ist eine mysteriöse Sache, schwer zusammenzufügen, geschweige denn zu kopieren, und es gibt weitaus mehr schlechte Teams auf der Welt als gute. Sehen Sie sich doch um. Viele Gruppen stehen gemeinsam harte Kämpfe durch und doch wird aus ihnen *kein* Team. Für diese Erkenntnis reicht ein Blick auf die großen Profiligen im Sport oder auf das moderne Geschäftsleben. Teamwork ist ein ebenso ausgelutschter wie überstrapazierter Begriff, ein Begriff, den alle Welt immerzu im Munde führt, den Experten zu erklären und definieren suchen und über den Scharlatane scharenweise Bücher verfassen, den aber wenige wirklich verstehen.

Kein Wunder. Teamkollegen stehen in einer eigenartigen, irgendwo zwischen Bekanntschaft und Verwandtschaft schwankenden Beziehung zueinander. Meiner Meinung nach sind Menschen dazu geschaffen, in Gruppen zusammenzuarbeiten, und nicht dazu, alleine vor sich hin zu wursteln. Demzufolge ist ein bestimmtes Maß an Selbstaufopferung keineswegs unnatürlich, sondern im Gegenteil nur natürlich. Immerhin: Seit es Menschen gibt, schließen sie sich in Gruppen zusammen, um gemeinsam etwas zu erreichen.

Wer sich rückhaltlos in ein Team einbringt, garantiert sich damit eine Rendite auf seine Investition, und das ist ein nicht zu unterschätzender Wettbewerbsvorteil gegenüber anderen, weniger von einem Zusammengehörigkeitsgefühl beseelten Teams. Im Postal-Team investieren die Fahrer gegenseitig ineinander – was

uns oft das Gefühl gibt, dass wir gegen Teams antreten, die sich lediglich selbst verbrauchen. Was ist klüger, investieren oder verbrauchen? Investitionen implizieren ein langfristiges und anhaltendes, kein flüchtiges, nur oberflächliches Engagement, und sie zielen auf langfristige Erfolge ab.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ich mit George Hincapie praktisch aus ein und demselben Koffer gelebt habe. In der Saison und in den Trainingslagern sind wir häufig wochenlang zusammen unterwegs, schlafen in denselben engen Hotelzimmern, teilen jedes Leid, jeden Schmerz und jede Mahlzeit. Man lernt sich kennen und erfährt viel übereinander, darunter auch Dinge, die man lieber nicht wissen würde.

George zum Beispiel hat einen so starken Bartwuchs auf dem Kinn, dass er sich fast stündlich rasieren muss, wie ich in diesem August herausfand, als wir unterwegs in denselben Hotelzimmern nächtigten. Eines Morgens, George war gerade im Badezimmer, hörte ich einen Schrei.

»Verdammt. Es ist schon wieder passiert.«

Ich sprang auf und rannte in Richtung Bad. »Hey, was ist passiert?«

George kam ums Eck, glatt rasiert und strahlend.

»Ich bin schon wieder hübscher geworden«, grinste er.

Man kann zwar nicht immer sagen, was ein gutes Team ausmacht – aber man erkennt es, wenn man es sieht. Woran? Daran, dass die Leute im Team einander mögen. Manchmal sind wir zusammen mit zwei oder drei anderen Teams im selben Hotel untergebracht. Am Tisch des Postal-Teams geht es beim Essen immer hoch her, wir reißen Witze und bewerfen uns mit Brötchen, und auch nach dem Essen bleiben wir noch sitzen und genießen die

Gesellschaft der anderen. Am anderen Tisch sitzt dann häufig genug ein Team voller Freischaffender, ein Team, in dem sich keiner besonders für den anderen engagiert. Beim Essen hängen ihre Köpfe über den Tellern, niemand spricht, und sobald sie fertig sind, verzieht sich jeder auf sein Zimmer. In einem Massenspur bei der Zieleinfahrt ist ein Solofahrer ohne Verbündete oder Freunde ein müder und zur Niederlage verurteilter Fahrer.

Das U.S. Postal Service Team von 2002 war eines der besten Teams, das jemals bei einem Radrennen an den Start ging. Was war der Grund dafür, dass die Persönlichkeiten von neun sehr verschiedenen Männern auf ihren Fahrrädern zu einer einzigen, harmonischen Einheit verschmolzen? Die Antwort lautet: Reziprozität. Zu viele Menschen (und vor allem Bosse) verlangen Teamarbeit oder versuchen sie zu fördern, ohne den alles entscheidenden Aspekt dabei zu verstehen: Ein Team ist nichts weiter als eine, wenn auch kleine, Form der Gemeinschaft, und alle gemeinschaftlichen Unternehmungen, sei es die Anlage eines gemeinsamen Gartens, die Aufstellung einer Nachbarschaftswache oder eben ein Radrennen quer durch Frankreich, funktionieren nach demselben Prinzip: Wer etwas bekommen möchte, muss zuerst etwas geben. Er muss, mit anderen Worten, etwas investieren.

Wenn ich mich mit den Jungs in meinem Team nicht quer stellen will, muss ich ihnen das Gefühl geben, dass sie, wenn ich gewinne, auch etwas davon haben. Das tue ich unter anderem dadurch, dass ich jedes Jahr bei mehreren Rennen für sie an den Start gehe. Jedes Frühjahr leiste ich meinen Frondienst als Helfer und tue, was ich kann, damit meine Teamkollegen ihre Rennen gewinnen. Ich rackere mich als Domestike ab, ziehe sie in meinem Windschatten mit, schirme sie im Feld gegen andere

Fahrer ab, hole ihnen Wasserflaschen. Und jedes Jahr freue ich mich wieder auf diesen Teil der Saison. Und wissen Sie auch, warum? Weil es ein herrliches Gefühl ist! Ich mache das nicht nur, damit sie sich später bei der Tour de France den Arsch für mich aufreißen. Ich mache das auch, weil es beglückend ist, weil es mir mehr gibt, als alleine zu fahren.

Das U.S. Postal Service Team des Jahres 2002 bestand aus gleich gesinnten Fahrern. Damit meine ich nicht, dass wir dieselben politischen Ansichten hatten oder dieselbe Musik hörten. Was uns einte, war schlicht ein gemeinsames Ethos. Dass dem so war, lag daran, dass Johan und ich die vorangegangenen fünf Jahre damit verbracht hatten, genau die Fahrer zu suchen, zu umwerben und zu verpflichten, mit denen wir arbeiten wollten. Das Radsportgeschäft wird von freischaffenden Subunternehmern dominiert. Ein Sport voller Fahrer, die taktieren, sich auf subtile Weise zurückhalten, die nicht für das Team, sondern für sich selbst fahren und nur ihren eigenen Vertrag im Kopf haben. Für solche Leute ist bei uns kein Platz. Wir hatten Fahrer im Team, die wir einer solchen Haltung verdächtigten – hatten, nicht haben, wohlgemerkt.

Im Laufe der Jahre sind Fahrer gekommen und wieder gegangen, weil sie einfach zu gut waren und von anderen mit der Aussicht, selbst ein Team zu führen, weggelockt wurden. Dass wir alle Selbstständige sind, freie Unternehmer, macht es doppelt schwer, ein Team aus einem Guss zu formen, weil jedes Jahr Leute gehen und neue Leute kommen. 2002 war da keine Ausnahme: Tyler Hamilton, der mir zu drei Tour-Siegen verholfen hatte, wurde uns von einem dänischen Rennstall als Teamkapitän ausgespannt. (Was nichts daran geändert hat, dass Tyler und ich auch weiterhin Freunde und gute

Nachbarn sind.) Dennoch hoffe ich, dass alle unsere Fahrer, die heutigen und die zukünftigen, sich voll für das Team engagieren und bereit sein werden, auch noch das kleinste Detail richtig zu machen.

Zu Beginn jeder Saison starteten wir das Training mit 20 USPS-Fahrern aus allen Teilen der Welt. Wer später als einer der neun Fahrer bei der Tour de France mit an den Start gehen würde, hing von einer Reihe von Faktoren ab, unter anderem davon, wer zu dieser Jahreszeit gut in Form war und welche Rollen es zu übernehmen galt – wir brauchten ein paar Bergspezialisten, wir brauchten ein paar Jungs für die flachen Etappen, und wir brauchten Domestiken. Was vor allem aber zählte, war, wie viel zu opfern jemand bereit war. Wer keine »Teamdenken« hatte, blieb zu Hause. So einfach war das.

Wir nannten sie die »Dead Man's Rules«, die Killerkriterien.

Wer gegen das Mannschaftsethos verstieß, wer die Regeln verletzte, wer die Linie überschritt, war draußen aus dem Team. Wer mit zur Tour kam, wusste, dass er keine Eigeninteressen verfolgen durfte. Es gab das Team, und sonst gab es nichts. Wenn jemand nicht so dachte, dann wollten wir ihn nicht haben, und wenn er zu den besten Fahrern der Welt gehörte. So jemand passte einfach nicht zu uns. Mit dieser Einstellung schufen wir uns außerhalb des Teams nicht gerade viele Freunde. Und dass ich selbst bei einigen Leuten den Ruf eines kaltblütigen Tyrannen hatte, lag daran, dass ich mich mit anderen Fahrern nicht viel unterhielt. Wenn jemand nicht im Postal-Team war, konnte ich ziemlich distanziert sein.

Wir wollten Fahrer, die mit 100 Prozent auf Angriff fuhren. Die Postal-Formel für die Vorbereitung zur Tour war simpel: Wie viel wiegt dein Körper, wie viel dein Fahrrad, und wie viel Kraft hast du in den Beinen? Sieh

zu, dass du dein Gewicht verringerst und deine Kraft vergrößerst. Wir achteten auf unsere Ernährung, hielten beim Training feste Gewohnheiten ein und fuhren jeden Meter der Großen Schlaufe ab. (Man sollte meinen, jedes Team würde das tun, aber das ist nicht der Fall.) Wir tolerierten zwar keinerlei Nachlässigkeit – man will sich sicher sein, dass jeder ebenso hart arbeitet wie man selbst –, aber wir schauten auch darauf, dass wir unseren Spaß hatten. Humor ist, davon waren und sind wir überzeugt, ein wichtiger Bestandteil, wenn man als Team Rennen fährt, und er ist zudem ein exzellenter Schmerzkiller. Man muss die Schinderei ab und an mit einem Witz auflockern, und man muss einander aufziehen können, ohne dass jemand sich gleich auf den Schlips getreten fühlt.

Ein paar Wochen vor der Tour benannte Johan die neun Fahrer, die bei der Tour an der Startlinie stehen würden. Jeder Fahrer hatte eine spezielle Rolle und je nach Etappe eigene und vorab festgelegte Pflichten. Die Hauptaufgabe des Teams aber lautete, bis auf mich jeden davon abzuhalten, am Ende ganz oben auf dem Treppchen zu stehen.

Das Team:

George Hincapie ist mit einem überaus trockenen Humor gesegnet und der beständigste amerikanische Fahrer in unserem Team. Er ist absolut loyal, wie ein Bruder, und, was seine Verantwortung als Profi angeht, jeden einzelnen Tag hundertprozentig zuverlässig und gewissenhaft. Nichts scheint ihn je aus der Ruhe bringen oder ihm seine gute Laune verderben zu können – nicht einmal die härtesten Etappen der Tour.

»Finger in der Nase« ist für mich die treffendste Umschreibung von Georges Fahrstil. Man sieht Leute, die hart um Atem ringen, mit weit aufgerissenem Mund hecheln, durch die Ohren, die Augen und die Poren nach

Luft lechzen. Bei George sieht man selbst bei einem hart gefahrenen Spurt noch nicht einmal die Nasenflügel beben, fast so, als brauchte er nicht zu atmen, als würde er seine Nase nicht gebrauchen. Das ist George, Finger in der Nase.

Victor Peña aus Kolumbien, der Tscheche Pavel Padrnos und der Luxemburger Benoît Joachim waren die vollendeten Tour-Domestiken, Profiradrennfahrer, die selbst wichtige Radrennen gewinnen konnten und das auch taten, sich aber drei Wochen im Jahr bereit fanden, ihre Kraft und ihr Können in den Dienst des längsten Etappenrennens der Welt zu stellen – und zwar allein um der Ehre des Dabeiseins willen. Alle drei sind riesige Männer mit steinernen Gesichtern und harten Körpern, und manche Leute trauen sich wegen ihres Furcht einflößenden Äußeren kaum, sie anzusprechen, aber in Wahrheit sind sie drei große Teddybären, die auf der Tour jeden Tag alles gaben und immer schauten, wo gerade Not am Mann war. Sie schirmten mich ab gegen nahezu 200 Konkurrenten, die mir ans Leder wollten, schützten mich vor Stürzen und Remplern, jagten bei Ausbruchsversuchen den flüchtigen Fahrern hinterher, brachten mir Trinken und Essen und ließen mich in ihrem Windschatten fahren. Je länger sie sich vor mir halten konnten, desto länger waren am Ende des Tages meine Beine frisch.

Über meinen alten Freund, den Olympiasieger Ekimow, sagte ich gerne, er sei »eisern«. Er klagte niemals, jammerte niemals, brachte immer Leistung. Jemand mit so einer Einstellung war uns viel lieber als ein millionenschwerer Talentbolzen, der nur dann hart fährt, wenn er gerade Lust hat.

Ekimow war nach der Saison 2001 zurückgetreten. Aber es dauerte nicht lange, bis er das Radrennen vermisste, und im Februar, wir waren bereits im Trainingslager in

Europa, rief er Johan an. Er wolle wieder Rennen fahren. Ob in unserem Team noch ein Platz für ihn frei sei? »Für dich ist immer ein Platz in unserem Team«, antwortete Johan. Eki fing an zu trainieren, aber keiner von uns glaubte ernsthaft daran, dass er bis zum Beginn der Tour fit genug für das Rennen sein würde. Dann, typisch für Eki, tauchte er Anfang Mai im Trainingslager auf, bereit für das Rennen und am besten in Form von uns allen.

Johan beobachtete ihn einige Tage, dann ging er zu ihm hin und sagte: »Eki, wie stehst du zur Tour de France dieses Jahr?«

»Was soll das heißen: Wie ich dazu stehe?«

»Würdest du sie gerne machen?«

»Klar, ich würde sie liebend gerne machen.«

»Nun, dir bleibt keine Wahl. Du musst sie machen. Wir brauchen dich.«

Ab diesem Moment war Ekimow einer unserer frischesten Fahrer, mit der Mentalität eines jungen Heißsporns, so begeistert davon war er, wieder mit dabei zu sein, und so glücklich über jeden Tag, den er auf dem Rad verbringen konnte.

Wenn sie nicht im Sattel saßen, glänzten unsere beiden jungen Spanier, Roberto Heras und José Luis »Chechu« Rubiera, mit vorzüglichen Manieren, aber auf dem Rad kletterten sie die Berge so schnell hoch, dass einem schon vom Zusehen die Beine zu schlottern begannen. Heras ist relativ schwächling und zurückhaltend, aber wenn er auf dem Rad einen Berg hochklettert, wirkt er so hyperkinetisch und aufgedreht wie ein Kolibri. Er fährt so gut, dass ich zuzeiten Probleme hatte, das Tempo, das er vorgab, zu halten.

Chechu lacht gerne und viel und gehört zu den besonders geselligen und beliebten Männern in unserem Team. Aber

er kann auch sehr ernsthaft sein, was sich schon daran zeigte, dass er als Student der Ingenieurwissenschaften seine Lehrbücher mit in den Teambus brachte. Beide gaben auf dem Rad alles, egal, wie erschöpft sie waren oder wie sehr sie litten. Sie schonten sich niemals und hatten, wie es schien, nicht einen einzigen schlechten Tag – oder jemals schlechte Laune.

Dann war da noch Floyd Landis, der Junge mit den 13 Cappuccinos. Irgendwann in diesem Frühjahr, wir waren wieder einmal zu zweit auf den Rädern außerhalb von Gerona unterwegs, wandte ich mich zu ihm um und sagte: »Was meinst du, wen sollen wir für die Tour auswählen?«

»Das liegt doch auf der Hand. Mich natürlich«, antwortete er.

Ich lachte. Dann zählte ich unsere sieben besten Fahrer auf – und fügte noch hinzu: »Und dich natürlich.«

Floyd hüpfte nahezu vom Rad, so begeistert war er. »Echt? Echt?«

»Wenn du dich weiter so ins Zeug legst wie bisher, dann schon«, meinte ich.

Das letzte große Vorbereitungsrennen vor der Tour war die Dauphiné Libéré in Frankreich. Ich gewann die Rundfahrt – und Floyd wurde Zweiter. Für Floyd war es der erste größere Erfolg bei einem Rennen in Europa, eine herausragende Platzierung für einen Novizen, und es war klar, dass wir mit ihm die richtige Wahl für die Tour getroffen hatten. Ich klopfte mir selbst auf die Schulter dafür, erkannt zu haben, wie gut er war, bevor er selbst darauf gekommen war. Er war ein guter, vielseitiger Fahrer, er konnte klettern, er konnte gegen die Uhr fahren, er konnte sich im Peloton behaupten, und er ließ sich von dem ganzen Geschiebe und Gedränge bei Höchstgeschwindigkeit nicht aus der Ruhe bringen. Vor

allem aber war Floyd ein dickköpfiger Bastard, der alles tun würde, nur eins nicht: aufgeben.

Mit so vielen Sprachen im Team war es fast zwangsläufig, dass wir uns untereinander in einer Art Pidgin oder Steno unterhielten. Wir tauschten Redewendungen und umgangssprachliche Ausdrücke aus und entwickelten unsere eigenen Witze. Zum Beispiel brachte ich Chechu den Ausdruck »*to raise the roof*« bei [»das Dach wackeln lassen«, einen Mordskrach schlagen]. Chechu war so lernbegierig, dass es doppelt witzig war, wenn er sich mal wieder aufführte, und wir mussten uns die Bäuche vor Lachen halten.

»Chechu, was machst du mit dem Dach?«, grölten wir dann alle.

Die sicherste Methode, die Jungs beim Essen oder im Teambus zum Lachen zu bringen, war zu versuchen, einem zivilisierten Mann wie Eki oder Pavel einen Amerikanismus beizubringen. Beide sprachen ausgezeichnet Englisch, hatten aber mit den eher umgangssprachlichen Besonderheiten des amerikanischen Englisch gewisse Probleme.

»George«, konnte zum Beispiel Eki zu Hincapie sagen, »was ist das, dieses ›*How you doing?*‹, von dem du dauernd redest?«

Pavel war ein sehr ruhiger Fahrer. Er machte seinen Job und sagte ansonsten wenig. Im Teamfunk war er fast nie zu hören, bis er eines Tages um einen Mechaniker bat. Irgendetwas war mit seinem Fahrrad nicht in Ordnung. Johan schickte einen Teammechaniker los, um das Problem zu beheben. Kurz darauf hörten wir Johan: »Okay, Pavel, ist es jetzt besser?«

»Weniger oder mehr«, antwortete Pavel.

Alles brüllte los vor Lachen. »Es heißt *mehr oder*

weniger««, versuchte ich ihm zu erklären. »Man sagt ›mehr oder weniger‹.«

›Ja und? Das ist doch dasselbe.«

»Nein. Nein, ist es nicht.«

»Wie soll das heißen?«, beharrte er. »Weniger oder mehr, oder mehr oder weniger? Wo ist da der Unterschied?«

So ging es noch eine Ewigkeit hin und her.

Wir zogen einander auf, machten Witze über alles Mögliche, angefangen damit, aus welchem Land jemand kam, über seine Schwächen und Stärken bis hin zu persönlichen Eigenschaften und Ticks. Zumeist waren es Witze, die außer uns wohl niemand sonst lustig gefunden hätte.

George und ich gingen jeden Tag zum Training ins Sportstudio.

Eines Nachmittags, wir saßen nebeneinander auf den Radtrainern, drehte sich George zu mir um.

»Hast du Tape?«, fragte er.

»Wozu?«

»Weil's mich zerrissen hat«, sagte er und ließ den Bizeps spielen.

Das Lachen half uns, die Leiden des Trainings besser zu ertragen. Zugegeben, unsere Witze waren albern und kindisch und dumm, aber innerhalb des Teams, zwischen uns neun, die wir uns kannten und mochten und vertrauten, war die Angewohnheit, uns gegenseitig übereinander lustig zu machen, ein wichtiger Bestandteil des Tagesablaufs, unser Ritual der moralischen Stärkung.

»Gebt mir ein gottverdammtes Dreirad, und ich werd euch Gummi geben«, war einer meiner Lieblingssprüche.

Häufig dichteten wir beim Radfahren auch kurze Songs.

So konnte es vorkommen, dass Floyd neben mir her fuhr und plötzlich anfang zu singen: »Somebody's going to be my bitch today, bitch today.« Woraufhin die anderen Jungs laut »Aaaaaaaaaaaaaahhhhh!« schrien und so taten, als wären sie plötzlich ganz erregt.

George hatte seinen eigenen Ausdruck dafür, wenn er sich wirklich gut fühlte: »Keine Kette.« Über die Kette wird die Kraft, die der Fahrer auf die Pedale bringt, auf das Hinterrad übertragen, das Hinterrad dreht sich, und das Fahrrad fährt. Nun stellen Sie sich vor, Ihr Fahrrad hat keine Kette. Sie würden nur Luft kurbeln, und das würde sich sehr, sehr leicht anfühlen. George und ich hatten dieses Ding zwischen uns.

»Hey«, begann George, »kannst du mal was für mich nachschauen?«

»Was denn?«

»Ich spüre keine Kette«, ging es weiter. »Ist da 'ne Kette an meinem Fahrrad?«

Mit der Zeit verkürzte sich das auf die Kurzform »Keine Kette«, wie in:

»Hey, George, wie geht's dir heute?«

»Keine Kette, keine Kette.«

Zum Auftakt der Tour de France 2002 trat ich bewusst in einem ganz normalen blauen Trikot an, das sich in nichts von dem meiner Teamkameraden unterschied. Ich wollte damit den Ton für das gesamte Rennen festlegen. Traditionell startete der Titelverteidiger das Rennen im Gelben Trikot des Gesamtbesten. Aber zum einen wollte ich mich nicht hervortun, und zum anderen hatten wir im diesjährigen Rennen noch nichts erreicht, womit wir das Trikot verdient gehabt hätten. »Verdienen wir es uns«,

sagte ich zu Johan.

Der sieben Kilometer lange Prolog, der die Tour einleitete, führte über herrschaftliche Straßen durch die mit Kirchen gesäumte Innenstadt Luxemburgs. Ich war wild entschlossen, gleich am allerersten Tag das Gelbe Trikot zu erobern. Nachdem ich bei den Vorbereitungsrennen ein paar Zeitfahren verloren hatte, machte im Peloton das unvermeidliche Wort die Runde, dass ich dieses Jahr nicht so gut in Form sei. Alle Fahrer würden jetzt nach Anzeichen dafür Ausschau halten, dass ich dieses Mal zu schlagen war, und eben diese Illusion wollte ich ihnen gleich am ersten Tag rauben. Mit einem Sieg beim Prolog konnte ich ihnen eine unmissverständliche Botschaft schicken: »Hey, Jungs, hier bin ich. Das hier ist die Tour, nicht irgendein Vorbereitungsrennen, hier gelten andere Regeln.«

Daneben ging es mir auch um die Chance, Tour-Geschichte zu schreiben. Sollte ich auch dieses Jahr gewinnen, wäre ich einer von nur vier Fahrern seit Beginn der Tour, die sie viermal nacheinander gewonnen hatten. Die Liste derjenigen, die das vor mir geschafft hatten, war ebenso kurz wie Ehrfurcht gebietend: Jacques Anquetil, Eddy Merckx, Miguel Induráin.

Aber es würde schwierig werden: 189 andere Fahrer gingen mit dem einen Ziel an den Start, vor mir in Paris anzukommen, und dann gab es da noch diesen großen, ewigen Gegner, den Kurs selbst: 3274,5 Kilometer, und drei Tage vor der Ankunft in Paris würden wir immer noch in den Bergen sein. Das hieß, ein schlechter Tag, und mir könnte die Strecke knapp werden, auf der ich die Chance hätte, die verlorene Zeit wieder gutzumachen.

Die Tour-Veranstalter hatten dieses Jahr erhebliche Änderungen am Kurs vorgenommen und eine kürzere, aber deutlich anspruchsvollere Strecke ausgewählt. Sie

hatten, das war unverkennbar, versucht, einen Kurs abzustecken, der speziell Fahrern wie mir das Leben schwer machen sollte. Bei den letzten drei Touren hatte ich in den Bergen eine so überzeugende Leistung gezeigt und einen so großen Vorsprung herausgefahren, dass für viele auf den letzten Etappen die Spannung verloren gegangen war. Die diesjährige Streckenführung mit vier entscheidenden Bergetappen in den letzten acht Tagen war darauf ausgelegt, den Ausgang des Rennens möglichst lange offen zu halten. Wir würden, wie gesagt, drei Tage vor der Ankunft in Paris immer noch in den Bergen sein.

Der Sieger würde am Ende derjenige mit dem besten Team sein, dem Team, das seinen Kapitän möglichst lange schonen konnte. Und meiner Meinung nach war das Postal-Team das stärkste und beste Team im Feld, zumal Jan Ullrich dieses Jahr nicht an den Start ging. Ullrich hatte ein hartes Jahr hinter sich; nachdem er sich zuerst am Knie verletzt und dann noch nach einem Discobesuch einen Autounfall verursacht hatte, musste er auf die Teilnahme an der Tour verzichten.

Am Tag des Prologs zündete Kik in einer Kirche ein paar Kerzen für mich an, bevor sie mit den Kindern zum Startbereich kam, um mir vor dem Beginn des Rennens die Daumen zu drücken. Auf dem Weg zum Startbereich geriet sie in dem Gedränge der dicht stehenden Menschenmassen mit den Kindern irgendwie auf die falsche Seite des Kurses, auf dem ständig Radfahrer und Begleitfahrzeuge vorbeirasteten. Schlussendlich musste sie ein paar Polizisten bitten, ihr über die Absperrungen und die Straße hinweg zu helfen. Mit Luke unter dem Arm hastete sie über die Straße, gefolgt von einigen hilfsbereiten Zuschauern, die den Kinderwagen mit den Mädchen in die Höhe hielten. Es sah aus, als würden sie bei einem Konzert ein Bad in der Menge nehmen. Als sie

schließlich unbeschadet auf der anderen Seite angelangt waren, brach die Menge in Jubelrufe aus.

Ich saß auf einem Radtrainer und wärmte mich auf. Luke nuckelte an meiner Trinkflasche und inspizierte an der Seite der Mechaniker alle greifbaren Räder und Radteile, und die Zwillinge schauten aus ihrem Kinderwagen heraus zu, was ich da trieb, während Kik dabei war, sie mit Babynahrung zu füttern.

Ich musste los. Ich drückte allen einen Kuss auf die Wange, stieg auf mein Rad und machte mich auf den Weg zur Startrampe. Nachdem die Fahrer vor mir im Minutenabstand gestartet waren, war nun die Reihe an mir. Ich stürzte mich die Rampe hinunter auf die Straße. Der enge und technisch anspruchsvolle Kurs erforderte eine präzise Fahrweise, und Johan versorgte mich über Funk ohne Unterlass mit Anweisungen und Zeitangaben. Ich hielt meine Augen auf den Kurs vor mir fixiert und ignorierte die Zuschauer, die mit den Händen gegen die Absperrungen trommelten. »Sehr gut, Lance, sehr gut, sehr gut«, meldete sich Johan und gab mir meine Zwischenzeit durch.

In Führung lag der Franzose Laurent »Jaja« Jalabert, der Liebling der Menge, der angekündigt hatte, nach dieser Tour zurückzutreten. Auf der Jagd nach der Zeit, die »Jaja« vorgelegt hatte, schoss ich die letzte Gerade hinunter – und holte mir den Etappensieg mit einem Abstand von zwei Sekunden. Als ich die Ziellinie überquerte, standen Kik und Luke da und schrien: »Go yo yo, Daddy!«

Wir hatten unser Tagesziel – das Gelbe Trikot – erreicht. Dass wir es aller Voraussicht nach postwendend wieder würden abgeben müssen, war mir bewusst – es ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit, das Gelbe Trikot vom Anfang bis zum Ende der Tour ununterbrochen zu verteidigen. Außerdem war es strategisch ratsam, das

Trikot für einige Tage abzugeben und Kräfte zu sparen und erst später auf dem Weg nach Paris wieder anzugreifen. Trotzdem, es war beruhigend, es zumindest einen Tag lang zu tragen.

»Es tut einfach gut zu wissen, dass ich es mir zurückgeholt habe«, sagte ich zu Bill Stapleton.

Nach dem Prolog kehrte ich zu Kik und den Kindern ins Teamhotel zurück, um die letzte Chance auf ein wenig entspanntes Zusammensein zu nutzen, die sich uns in den kommenden drei Wochen bieten würde. Ich hielt die Mädchen in den Armen und küsste sie, bevor ich Luke wieder einmal darin instruierte, wer die Tour de France gewinnen würde.

»Was macht dein Daddy?«, fragte ich ihn.

»Daddy lässt sie in den Bergen leiden«, antwortete er.

Aber zuerst mussten wir in die Berge kommen.

Die Tage zogen sich so lange hin wie der Asphalt vor uns. Die ersten Etappen führten durch die weite Ebene der Champagne zwischen Reims und Épernay, eine Hochgeschwindigkeitsjagd durch das nördliche Frankreich. Morgen für Morgen ließen wir uns im Teambus von ZZ Top wachrütteln.

ZZ Top war einer von Floyds Beiträgen zum Team, den keiner von uns so schnell vergessen wird. Wir schätzten Floyd als eine laute und maßlos witzige Bereicherung des Lebens im Bus, und es war jeden Tag aufs Neue unterhaltsam, ihm zuzuhören, wenn er Heras, Rubiera oder Eki versuchte ZZ Top nahe zu bringen und zu dem harten Gitarrenrock von Songs wie »She Wore a Pearl Necklace« durch den Bus hüpfte. Schließlich unternahm Heras – der ruhige, gentlemanlike Roberto – einen Versuch, Floyds akustischen Missionierungsversuchen Einhalt zu gebieten.

»Kein ZZ Top mehr«, flehte er. »Alles, nur kein ZZ Top.«

Vergeblich. Was wir auch davon halten mochten, ZZ Top wurde zu unserem Ritual, ebenso wie unsere allmorgendlichen Zusammenkünfte im Teambus. Nachdem wir die Strategie durchgesprochen und von Johan die Tagesorder für das Rennen erhalten hatten, war der offizielle Teil abgehakt, und wir fingen an, Blödsinn zu machen. Da die Scheiben des Busses so dunkel getönt waren, dass niemand von außen hereinschauen konnte, machten wir uns einen Spaß daraus, über Autogrammjäger, Ticketdealer und die Verrückten in ihren Kostümen herzuziehen, die draußen herumlungerten.

Hin und wieder stattete Robin Williams uns einen Besuch ab und gab ein paar Sketche zum Besten, imitierte zum Beispiel einen griesgrämigen Franzosen mit einer Gitane im Mund und einem Glas Pernod in der Hand. Manchmal nahm er sich auch mich vor und gab mir Namen wie »Uniballer« oder »der große Reißverschluss«, was die Jungs jedes Mal mit wahren Lachsalven quittierten.

Eines Morgens, wir hatten ziemlich über die Stränge geschlagen, hielten wir es für angebracht zu überprüfen, wie blickdicht die Busfenster denn tatsächlich waren. Wir überredeten Johan, rauszugehen und durch die Fenster zu schauen. Kaum stand er draußen vor dem Bus, schnitten wir ihm die unmöglichsten Grimassen. Johan sah rein gar nichts.

Kindisch, ja, vielleicht, aber es war unser Mittel gegen die Anspannung und Langeweile der flachen Etappen. Wir wollten keine Risiken eingehen, bis wir die Berge erreichten, aber wir hatten es hier mit schnellen Sprintetappen zu tun, der Wind machte uns zu schaffen, aus dem Feld heraus wurden viele Attacken gefahren, und dann gab es da immer noch die Gefahr eines Sturzes. Das

Team fuhr stark, aber die Plackerei ging nicht spurlos an uns vorüber, insbesondere nicht an Floyd, den wir hart arbeiten ließen. Floyd hatte sich mit seinem zweiten Platz beim Prolog den Ruf eines Heißsporns eingehandelt und ins Bewusstsein der anderen Fahrer gefahren. Uns konnte das nur recht sein; wenn wir ihn, was wir häufig taten, zu einem Sprint vorschickten, setzte das Peloton ihm nach und verbrannte dabei viel Energie.

Floyd beschwerte sich nicht. Er hörte zu, er fuhr hart, er lernte viel von uns erfahreneren Fahrern, und er dachte keine Sekunde ans Aufhören. Aber eine Schwäche hatte er: seine Jugend. Die Tour ist kein Rennen für junge Fahrer, im Gegenteil, gerade Neulinge, die noch nicht ausreichend abgehärtet sind und denen die Kondition für ein dreiwöchiges Rennen fehlt, leiden am meisten.

Floyd war nervös. Er schlief nicht gut und wachte nachts immer wieder mit Herzrasen auf. Er machte sich Sorgen, doch nicht gut genug oder gar eine Belastung für das Team zu sein. Eines Morgens saßen wir alleine im Teambus, Floyd mit seinem Ziegenbart und weit aufgerissenen Augen, und unterhielten uns.

»Floyd«, sagte ich zu ihm: »Floyd, ich brauche dich.«

»Ich weiß, ich weiß«, gab er zerstreut zurück.

»Hör auf!«, sagte ich. »Hör verdammt noch mal auf, dich verrückt zu machen! Du bist gut. Hör auf, dir Sorgen um das Team zu machen. Uns geht es gut.«

»Aber Lance, Mann, mein Herz rast wie verrückt ...«

»Fang mir damit erst gar nicht an«, meinte ich. »Du hast Angst. Was ist los? Hast du Angst um deinen Vertrag mit dem Team?«

»Nein.«

»Ich denke doch. Du musst aufhören, dich deswegen

verrückt zu machen. Das Einzige, worüber du dir Gedanken machen musst, ist die Frage, warum du hier bist.«

»Okay, okay.«

»Verarsch mich nicht«, sagte ich. »Ich will keine Ausreden mehr hören. Ich will nur eins von dir: Leistung. Verstanden?«

Floyd war nicht der einzige angespannte oder müde Fahrer im Team. Wir alle waren das. Wir wussten nicht mehr, welchen Tag wir hatten, manchmal wussten wir noch nicht einmal, welche Etappe wir gerade fuhren. Wir wachten morgens auf und fühlten uns, als wären wir von einem Lastwagen überfahren worden. Aber wir stiegen auf die Räder, und nach ungefähr einer Stunde ging es uns dann schon wieder besser. Wenn man viel Rennerfahrung hat, erreicht man irgendwann eine Zone, überschreitet einen Punkt, ab dem einen nichts mehr sonst im Leben interessiert, ab dem es nur noch das Rennen gibt und man nicht einmal mehr die Energie für einen Telefonanruf aufbringt. Wir lebten in einer Art Unterwelt, wir setzten uns aufs Rad und kurbelten, und abends fielen wir in die Betten und schliefen, bis es wieder an der Zeit war, aufzustehen und sich der Tortur erneut zu stellen.

Zu dem Wind und dem ganzen Geschiebe und Gestoße im dicht gepackten Peloton kam hinzu, dass wir von kleinen mechanischen Problemen geplagt wurden. Dass ein paar von den Fahrern zu Reparaturen zum Begleitwagen zurückmussten, steigerte unsere Nervosität nur noch.

Eines Morgens beschloss ich, der Spannung mit einem kleinen Scherz die Spitze zu nehmen. Ich ging auf Funk und sagte: »Johan, ich muss zum Auto zurückkommen.«

»Was ist los?«, wollte Johan wissen.

»Ich hab da ein Problem. Ich will, dass du dir mal mein Rad anschaust.«

Es gab eine Pause, und ich konnte praktisch spüren, wie Johan am anderen Ende hektische Überlegungen anstellte. Um mich zum Begleitwagen zurückzubringen, musste er das Team neu organisieren.

»Johan, hörst du mich?«

Ohne mir zu antworten, fing er an, Anweisungen zu erteilen.

»Okay. Floyd, Chechu, Eki und Pavel, ihr geht mit Lance«, sagte er.

»Er kommt zurück zum Wagen. Wir müssen ihn zurückbringen.«

»Nein, Johan, das ist nicht nötig«, unterbrach ich ihn.
»Ich will nur, dass du mir etwas bestätigst.«

»Was?«

»Ich muss wissen, ob mein Fahrrad eine Kette hat. Ich spüre nämlich nichts.«

Eine weitere Pause, ein Knistern, und dann war Johans Stimme wieder zu hören.

»Du Scheißkerl.«

Meine Teamkameraden brachen in Gelächter über mich aus.

»Nein, ganz im Ernst. Ist da eine Kette an meinem Rad?«

Die vierte Etappe war ein Mannschaftszeitfahren durch die Champagne von Épernay nach Château-Thierry. Die Etappe war ein Test unserer Fähigkeit, als Gruppe zu fahren. Zugleich war sie, da man mindestens sechs Fahrer zusammen ins Ziel bringen musste, wenn man keine Zeitstrafe kassieren wollte, eine Art Loyalitätstest. Sechs Fahrer zusammen ins Ziel bringen ist leichter gesagt als

getan angesichts dessen, was bei hohen Geschwindigkeiten alles passieren konnte: platzende Reifen, Stürze, Fahrer, die das Tempo nicht halten konnten. Bei einem Mannschaftszeitfahren wird die Zeit des gesamten Teams genommen, und diese Zeit wird jedem Fahrer als seine Einzelzeit berechnet. Sollten, mit anderen Worten, mehr als drei Postal-Fahrer zu langsam fahren, könnte mich das eventuell den Tour-Sieg kosten.

Das von einigen herausragenden Zeitfahrtspezialisten geführte ONCE-Team galt als der traditionelle Favorit; bislang hatte noch kein amerikanisches Team eine besondere Stärke für Mannschaftszeitfahren an den Tag gelegt, und genau hier, so hieß es denn auch, liege eine Schwäche des Postal-Teams. Dieses Mal jedoch fühlten wir uns stark genug, die europäischen Größen herauszufordern. Neun Mann stark, alle in blauen, hautengen Postal-Renntrikots und auf gefährlich wirkenden schwarzen Karbon-Zeitfahrrädern von Trek, stürzten wir uns ins Gefecht. Mit durchschnittlich 48 km/h jagten wir die Straßen hinunter, an manchen Stellen des Kurses steigerten wir unser Tempo sogar auf 72,5 km/h. Jeder leistete Führungsarbeit, zog die anderen mit und ließ sich, wenn er müde wurde, nach hinten zurückfallen und den Nächsten in der Reihe nach vorne. Alles lief perfekt, keine Fehler, keine Katastrophen. Jeder hielt voll mit.

Wir rollten zusammen über die Ziellinie, alle neun von uns, und das in einer Zeit von 1:20:05. Am Ende des Tages lagen wir mit nur 16 Sekunden hinter ONCE auf dem zweiten Platz.

Bis auf einen Zwischenfall schafften wir es ohne Probleme durch die erste Woche: Knapp zwei Kilometer vor dem Ziel der siebten Etappe kollidierte ich mit Roberto. Wir wollten dem wilden Spurt ins Ziel entgehen und hielten uns inmitten des dicht gepackten Pelotons.

Roberto, der an diesem Tag den Auftrag hatte, mir den Rücken freizuhalten, fuhr direkt hinter mir, als irgendjemand gegen sein Rad stieß. Roberto stürzte, und im Fallen geriet sein Lenker in mein Hinterrad. Mein Rad blockierte – und blieb einfach stehen.

Ich sprang vom Rad, schnappte Robertos Lenker und versuchte, ihn aus den Speichen meines Hinterrades herauszuziehen. Es dauerte eine Minute, bis mein Fahrrad wieder frei war und ich mit ein paar Tritten das Hinterrad wieder an seinen Platz gekickt hatte. Ich sprang aufs Rad, und Eki schob mich von hinten an, damit ich schneller wieder Tempo gewann. Der Sturz reichte, um mich vom dritten auf den achten Platz zurückfallen zu lassen. Aber es hätte schlimmer kommen können.

Und das tat es auch. Die neunte Etappe war ein Einzelzeitfahren von Lanester nach Lorient, eine Küstenstadt mit einem wunderschönen Hafen voller Fischerboote, der schon den Impressionisten als Motiv gedient hatte. Das Einzelzeitfahren ist ein »Rennen der Wahrheit« genanntes Tour-Ritual: jeder Fahrer allein auf sich gestellt gegen die Straße und gegen die Uhr, und damit basta. Die Disziplin belohnt gute, technisch starke Fahrer, die eine lange Solofahrt durchstehen und kalkulierte Risiken eingehen können, ohne dabei zu stürzen – und mir eilte der Ruf voraus, einer der besten Einzelzeitfahrer der Welt zu sein. Ich hatte sieben der letzten neun Einzelzeitfahren gewonnen.

Beim Aufwärmen vor Startbeginn foppte ich Jean-Marc Vandenberghe, einen unserer Mechaniker. Sein Vater arbeitete beim Straßenbau, und daraus hatte sich bei uns ein Running Gag entwickelt. Wenn ich mich vor einem Rennen gut fühlte, sagte ich zu Jean-Marc: »Du kannst schon mal deinen Dad anrufen. Ich werde hier nämlich gleich den Belag von der Straße radieren.«

Der Witz hatte inzwischen einen so langen Bart, dass Jean-Marc mich schon gar nicht mehr fragte, wie ich drauf war. Alles, was er entgegnete, war: »Soll ich meinen Dad anrufen?«

An diesem Morgen wartete ich nicht, bis er mich fragte. »Hey, Jean-Marc, ruf mal deinen Dad an, denn die Straße hier wird wie frisch umgepflügt aussehen, wenn ich mit ihr fertig bin.«

Aber an diesem Tag vollbrachte ich keine Wunder. Es gibt Tage, an denen macht man alles richtig, und dann gibt es Tage, an denen dir einfach *nichts* gelingt, und dies war so ein Tag. Zum einen lag mir der Kurs nicht sonderlich, zum anderen hatte ich Probleme mit meiner Technik. Ich fing mit einer falschen, zu großen Übersetzung an und konnte das nicht mehr korrigieren. Ich wusste, etwas lief falsch, aber ich kam nicht darauf, was genau es war.

Am Ende lag ich elf Sekunden hinter dem Tagessieger Santiago Botero, einem gleichfalls starken Einzelzeitfahrer, der 2002 eine große Saison fuhr. Der zweite Platz war zwar immer noch eine sehr gute Leistung. Weil ich jedoch als haushoher Favorit gegolten hatte, wog die Niederlage umso schwerer und brachte die Gerüchteküche im Peloton wieder einmal zum Sieden: Ich sei, hieß es, eben nicht mehr ganz der alte Lance Armstrong. Der Spanier Igor Gonzalez de Galdeano, der seit der vierten Etappe in Gelb fuhr, gab der Hoffnung Ausdruck, dass die Niederlage möglicherweise das Ende meiner Dominanz bei der Tour signalisierte.

»Die Tour ist eine andere«, meinte er vor der Presse.

Niedergeschlagen – und insgeheim ziemlich beunruhigt – kehrte ich ins Hotel zurück. Wenn andere an mir zweifelten, dann tat ich das auch. Außerdem war ich wütend auf mich, weil ich vor Jean-Marc so übermütig

geprahlt hatte.

Draußen vor dem Hotel wartete eine Familie mit einem kleinen Jungen, der Krebs hatte, auf mich. Der Vater des Jungen war ein Koch aus Lyon, der Hauptstadt der französischen Haute Cuisine, und sie waren die ganzen Strecke von Lyon nach Lorient mit dem Auto gefahren, um mit mir zu reden. Sie hatten sogar eine französische Ausgabe meines ersten Buchs, *Tour des Lebens*, mitgebracht. Im weichen Licht der untergehenden Sonne standen wir auf dem Rasen vor dem Hotel und unterhielten uns. Ohne dass sie es wussten, halfen sie mir damit, die Ereignisse des Tages in die rechte Perspektive zu rücken. Über Krebs zu reden ist für mich nämlich eine Art Medizin.

Viele Menschen haben falsche Vorstellungen darüber, warum ich mich mit anderen Krebspatienten und -überlebenden treffe. Ich tue das nicht nur, um anderen zu helfen. Ich tue das auch, um mir selbst zu helfen. Das Gespräch mit dem kleinen Jungen und seiner Familie nach dem Rennen an diesem Tag half mir wieder auf die Füße. Der Rest des Teams ging zum Abendessen, aber ich blieb draußen und sprach mit der französischen Familie, beziehungsweise – in Anbetracht meines gebrochenen Französisch – ich versuchte das und erfuhr so, was der kleine Junge durchgemacht hatte. Nachdem sein Immunsystem vollständig kollabiert war, hatte er zweimal fünf Wochen am Stück in einer hermetisch abgeschotteten, sterilen Umgebung verbringen müssen, war jetzt aber seit einem Jahr ohne Symptome. Unvorstellbar, was der Junge und seine Familie durchlitten haben mussten. *Lass mich noch 50 Millionen Mal an Krebs erkranken, aber bitte verschone meine Kinder*, dachte ich.

Ein Gefühl des Friedens erfüllte mich, Freude darüber, dass es dem Jungen gut ging – und mir auch. Ich legte

einen Arm um ihn und ließ ihn da liegen. Um eine Verbindung mit ihm zu spüren, spielte ich mit ihm herum, tätschelte ihm den Rücken, zog ihn an den Ohren. Schließlich war es an der Zeit, uns zu verabschieden. Ich bedankte mich für den Besuch und ging nach drinnen, um mit dem Team zu Abend zu essen. Aber ich tat das mit einem klareren Sinn dafür, was richtig und wichtig ist im Leben, und mit dem Gefühl, dass es da immer eine Gemeinschaft gibt, der ich angehöre und die mir in harten Zeiten immer zur Seite stehen wird.

Am nächsten Tag hielt ich meine Klappe. Die Prahlerei vor dem Zeitfahren lastete auf mir, und ich war fest entschlossen, nichts mehr anzukündigen, das ich nicht einlösen konnte. »Von mir werdet ihr keine großen Sprüche mehr hören«, sagte ich zu George. »Warum nicht?«, gab George zurück. »Wir lieben deine Sprüche.«

Was George sagte, half mir, etwas zu verstehen: Das Letzte, was ein Team brauchen kann, sind Selbstzweifel. Niemand legt sich gerne für jemanden ins Zeug, der an sich selbst zweifelt; das wäre nur Energieverschwendung. Meine Teamkollegen rackerten sich all diese Stunden auf dem Rad ohne einen Dank ab, weil sie an den Sieg glaubten: Sie hatten mit mir in den Alpen trainiert und ihr Privatleben aufgegeben, weil wir einen Handel miteinander abgeschlossen hatten. Dieser gemeinsame Glaube gab uns Kraft, er trieb uns die Straßen hinunter und die Berge hinauf.

Sie wollten nicht mitten im Rennen hören, dass ich plötzlich an meinen Fähigkeiten zweifelte.

Bis vor uns die steilen Felsgipfel der Pyrenäen aufragten, hatte ich mich wieder einigermaßen gefangen. »Wir werden angreifen und die verlorene Zeit wieder aufholen«, sagte ich.

Die elfte Etappe führte von Pau in das Dorf La Mongie, auf halbem Weg hinauf auf den berühmten Tourmalet. Ich wusste genau, was vor uns lag und wie schwer es werden würde. Aber ich wusste noch etwas – ich würde es nicht alleine tun müssen –, und dieses Wissen verlieh mir Kraft. Wir hatten vor, gemeinsam, alle neun, die Berge hinaufzustürmen, bis die anderen Fahrer abfielen.

»Ihr werdet sehen, die brechen ein«, versprach ich dem Team.

Der Tag führte uns über drei monströse Berge. Der erste war der Col d'Aubisque, ein steiler und tückischer, 18 Kilometer langer Anstieg hinauf auf 1705 Meter über dem Meer. Am Fuß des Col d'Aubisque ging ich auf Funk. »Lasst uns fahren«, sagte ich.

In den Bergen ist Teamwork besonders wichtig: Setzt sich einer meiner Teamkollegen an die Spitze und zieht mich mit, brauche ich bis zu 40 Prozent weniger Kraft, Kraft, die beim abschließenden Spurt ins Ziel entscheidend sein kann. Das Prinzip dahinter ist einfach: Meine Teamkollegen machen einer nach dem anderen die Führungsarbeit, bis sie nicht mehr können. Jeder dient mir als eine Art Startstufe, die mich den Berg ein Stück weiter hinauftreibt.

Ein Ausbruchversuch von Laurent Jalabert kurz vor dem Aubisque löste in der Menge am Straßenrand wilden Jubel aus – bis wir ihm geschlossen nachsetzten. Angeführt von Ekimow und Hincapie, flogen wir wie ein riesiger Keil aus massivem Blau die Straße hinunter.

Doch dann ging es in den Anstieg hinein, und hier erfuhr Floyd Landis am eigenen Leib, warum die Tour de France den Ruf des härtesten Rennens der Welt genießt. Er ging in die Steigung hinein – und blieb praktisch stehen. Es war, als hätte sein Fahrrad einfach angehalten und

beschlossen, den Rückwärtsgang einzulegen. Die Straße stieg so steil an, dass es ihm den Atem verschlug, und so sehr er sich auch abmühte, er konnte mit dem Rest des Teams einfach nicht mehr mithalten. Floyd fiel zurück. Floyd, der für uns immer wieder durch das dicht gedrängte Feld vorgeprescht war, wankte allein auf sich gestellt und mit einem gequälten Ausdruck im Gesicht den Berg hinauf.

Wir hatten keine Wahl, wir mussten ohne ihn weiter. Mit George an der Spitze erreichten wir den Fuß des Tourmalet. Eigentlich ist George kein Kletterspezialist, aber an diesem Tag brauchten wir ihn, insbesondere nachdem Floyd zurückgefallen war. Das Problem war, dass George den Tourmalet wie sonst fast keinen zweiten Berg fürchtete, und ich wusste das.

»George«, sagte ich zu ihm, »zieh uns einfach die ersten vier oder fünf Kilometer, so viel du eben schaffst.« George sah mich skeptisch an. Er war nicht sicher, ob er den Berg überleben würde, geschweige denn, ob er anderen hinaufhelfen konnte. »Du kannst das, Mann«, sagte ich.

Ich lutschte an seinem Hinterrad, und er zog mich, bis er meinte, sein Herz müsse zerspringen. Er zog und litt und zog und litt. Der Anstieg auf den Tourmalet dauert rund eine Stunde. Gut 20 Minuten in den Anstieg hinein schuftete George immer noch an der Spitze, und durch das offene Trikot konnte man praktisch mitansehen, wie sein Herz unter dem Brustkorb raste. Mit – was man bei ihm sonst nie sah – weit aufgerissenem Mund rang er schwer nach Atem, bemüht, nicht an die Schmerzen zu denken.

Ich beschloss, ihn mit einem kleinen Scherz ein bisschen von der Quälerei abzulenken, und ging auf Funk. »Hey, Johan«, sagte ich. »George will wissen, ob du klären kannst, wann der Anstieg beginnt.«

»Lance, das ist nicht der Moment für Witze«, schnappte George.

Schließlich konnte er nicht mehr und fiel ab. Ich wollte noch etwas zu ihm sagen, aber ein Blick in sein Gesicht belehrte mich eines Besseren. George war am Ende, absolut – und das mit gutem Recht: Er hatte restlos alles gegeben.

Nach ihm setzten sich Chechu und Roberto an die Spitze – und rissen die Tour in den nächsten paar Minuten komplett auseinander. Sie legten ein so hohes Tempo vor, dass das Feld binnen Minuten immer weiter ausdünnte und schließlich das gesamte Peloton abfiel.

Wir stiegen höher und höher, auf Straßen ohne Leitplanken und unter einer sengenden Sonne. Nach und nach schrumpfte die Gruppe der Fahrer, die unser Tempo mithalten konnten, auf höchstens zehn, der Rest war abgefallen, und jetzt zogen wir auch an Jalabert vorbei.

Um den Schweiß aufzusaugen, trug Chechu seine Kappe mit dem Schild nach hinten. Mir wurde so heiß, dass ich meine abzog und sie in die Menge warf.

Nach dem völlig ausgepumpten Chechu übernahm Roberto die Führungsarbeit. Roberto stieg so hart in die Pedale, dass unsere Gruppe auf drei Fahrer zusammenschmolz: er selbst, ich und der Mann, der in der kommenden Woche als mein einziger ernsthafter Konkurrent übrig bleiben sollte: Joseba Beloki.

Ich hielt mich direkt hinter dem vor mir unermüdlich arbeitenden Roberto, die Augen auf seinen von Locken bedeckten Hinterkopf fixiert. Ein kurzer Blick über die Schulter auf das unter uns über den ganzen Anstieg auseinander gerissene Peloton zeigte mir ein bunt getupftes Bild der Verwüstung.

Roberto schlug ein Tempo an, das sogar mir wehtat.

Nach außen sah alles problemlos aus. Niemand sollte sehen, dass ich litt, nicht die Sportdirektoren, die mich möglicherweise auf den Fernsehschirmen in ihren Begleitwagen beobachteten, vor allem aber nicht Beloki, und so bemühte ich mich, möglichst gleichmäßig, ruhig und mit ausdruckslosem Gesicht zu fahren.

Irgendwann aber wurde es mir zu viel, und ich rief Roberto zu, »*Tranquilo, tranquilo*«, also »langsamer, langsamer«.

Zu meiner großen Erleichterung nahm Roberto das Tempo zurück. Leider versteckte ich die Tatsache, dass ich litt, so gut, dass selbst Johan im Begleitwagen überzeugt war, mir gehe es blendend. Er hielt den Augenblick für gekommen, richtig Zeit auf das Feld gutzumachen. Da er nicht wissen konnte, warum wir langsamer geworden waren, ging er auf Funk: »Roberto, *venga, venga!*«

Roberto, schneller, schneller!

Gehorsam zog Roberto an, nur um gleich darauf von hinten meine Stimme zu hören: »Roberto, *tranquilo!*«

Als er wieder langsamer wurde, meldete sich Johan zurück:

»*Venga, venga, venga!*«

Schließlich ging ich auf Funk: »Gottverdammte, Johan, sag ihm, er soll langsamer machen. Ich leide.« Johan gab die Nachricht weiter, und nun schlug Roberto ein Tempo an, das ich leichter halten konnte.

Beloki hing verbissen an meinem Hinterrad. Mir war klar, dass er auf die Chance spekulierte, uns den Tagessieg zu stehlen. Ich ließ ihn zwischen mich und Roberto fahren, und einige Minuten hielten wir ihn dort gefangen.

An seiner Haltung auf dem Rad konnte ich ablesen, dass

er mehr litt als ich. Sein Mund stand weit offen, und seine Augen waren halb geschlossen.

Rund 200 Meter vor dem Ziel zog ich unvermittelt an Beloki vorbei. Ich ging aus dem Sattel und jagte mit aller Kraft auf die Ziellinie zu. Beloki hatte dem Angriff nichts mehr entgegenzusetzen.

Auf den letzten knapp 50 Metern zum Ziel nahm ich Beloki sieben Sekunden ab und holte mir damit die Führung im Gesamtklassement. Wir hatten das Gelbe Trikot zurückerobert. Mit Ausnahme von mir waren alle anderen eingebrochen, ein Erfolg, den ich dem Team zu verdanken hatte. Sie hatten mir sozusagen die Tür aufgestoßen und waren dann beiseite getreten, um mir den Vortritt zu lassen.

Nach dem Rennen knöpfte ich mir Johan vor. »Hey, Mann, was hast du dir dabei gedacht?«, sagte ich. »Ich sage Roberto, er soll langsamer machen, und du befiehltst ihm, einen Zahn zuzulegen.«

»Wie, hast du etwa gelitten?«, fragte er ungläubig.

»Ich war gottverdammmt noch mal am *Verrecken*.«

»Im Fernsehen sah es so aus, als würdest du dich noch nicht einmal sonderlich anstrengen.«

»Ohne Scheiß?«

Irgendwann später kam Floyd in den Teambus und plumpste schwer auf eine Couch. Die Etappe hatte ihn körperlich restlos ausgezehrt.

»Leute, es tut mir Leid, wirklich«, meinte er zerknirscht.

»Mann, hattest du den Rückwärtsgang eingelegt, oder was?«, sagte ich.

Meine Bemerkung brachte einen der Jungs auf die Idee, den hohen Signalton zu imitieren, den Traktoren beim Rückwärtsfahren von sich geben: »Piep, piep, piep, piep.«

Der gesamte Bus brach in brüllendes Gelächter aus.

Keiner von uns war enttäuscht von Floyd. Wir alle hatten irgendwann in seinen Schuhen gesteckt – und so sehr wir auch lachten, wir fühlten mit ihm; die erste Bergetappe der Tour ist für jeden Fahrer ein Initiationsritus. Floyd musste lernen, dass es in Ordnung war, Schmerzen zu haben, zu leiden und sich von einem Berg besiegen zu lassen.

Und er musste lernen, dass die Tour ihn ganz und gar vereinnahmen würde, dass er alle anderen Gedanken aus seinem Leben verbannen musste außer dem einen, wieder aufs Fahrrad zu steigen. Die Tour frisst dich mit Haut und Haar. Sie lässt dir noch nicht einmal die Energie, auch nur an etwas anderes zu denken. Deine ganze Hoffnung konzentriert sich darauf, jeden neuen Schmerz genau in dem Moment zu ertragen, in dem er dir in den Körper schießt, eine Herausforderung nach der anderen zu überstehen und dich, so gut es geht, der alltäglichen Erschöpfung zu erwehren.

Rookies haben es bei der Tour nie leicht, aber für Floyd war es besonders grausam, weil er einem Team angehörte, das auf Sieg fuhr, und das bedeutete, dass er jeden Tag vorne an der Spitze mitfahren musste. So überrascht und geschmeichelt Floyd auch gewesen sein mochte, gleich in seinem ersten Jahr im Postal-Rennstall bei der Tour mitfahren zu dürfen, so sehr ängstigte und setzte ihn das auch unter Druck. Er wusste ganz genau, dass wir unsere Fahrer sorgfältig auswählen mussten und nur Leute mitnehmen konnten, die dem Job gewachsen waren. Er wollte uns kein Klotz am Bein sein.

Ich versicherte Floyd, dass er einen hervorragenden Job machte: Seine Aufgabe war es, sich für den Rest von uns aufzuopfern, und genau das hatte er getan. Eine überzeugende Leistung bei jeder einzelnen Etappe konnte

man nur von älteren und gereiften Fahrern erwarten.

Floyd war sprachlos. Er konnte nicht glauben, dass neun zu Tode erschöpfte und völlig gestresste Fahrer miteinander so nachsichtig umgingen. Genau das jedoch machte aus uns ein starkes Team bei jeder einzelnen Etappe. Wir trieben einander an und zogen uns gegenseitig auf. Manchmal übertrafen wir die Erwartungen, manchmal blieben wir hinter ihnen zurück, aber wir versuchten immer herauszufinden, ob wir noch mehr geben konnten. Und ebendarum geht es bei der Tour; dass ein Fahrer neue Fähigkeiten in sich entdeckt, von denen er bis dahin nicht wusste, dass er sie besitzt.

Später an diesem Abend wurden im Fernsehen die Höhepunkte der Etappe gezeigt. Ich rannte zu George hinüber, und gemeinsam sahen wir sie uns an, sahen mit an, wie der »Blaue Zug«, wie die Kommentatoren uns nannten, angeführt von George den Berg hochjagte. Fast schon ehrfürchtig verfolgten wir mit, wie stark unser Team im Fernsehen wirkte. Es war ein Spektakel.

»Mann, schau dir das an«, sagte ich. »Ich liebe diesen Anblick.«

Das Team waren nicht nur die Fahrer. Das Team waren auch die Mechaniker, Masseure, Köche, Betreuer, Ärzte und der für mich vielleicht wichtigste Mann im Team, unser Chiropraktiker.

Die Tour schlägt dir die unterschiedlichsten Wunden. Wir alle hatten unsere Blessuren. Steife Nacken, wund Knie, überreizte Knieschnen und entzündete Sehnen überhaupt gehören zum Alltag der Tour. Man stürzt oder fährt stundenlang in ein und derselben Haltung, und schon hat es dich erwischt. Du wachst morgens auf und hast es am Ellbogen oder am Knie.

Und dann die Schürfwunden. Ich rede hier nicht von normalen Schürfwunden, wie man sie bekommt, wenn man bei Tempo 20 vom Rad fällt, von einem aufgeschürften Knie oder etwas in der Art. Ich rede davon, was man bekommt, wenn man bei einer Abfahrt vom Rad fällt und mit 70 Stundenkilometern über den Asphalt rutscht. Ich rede davon, über den rauen Belag der nordfranzösischen Straßen zu schlittern und zu rollen und sich den gesamten Körper aufzuschürfen, Arme, Beine, Rücken, Bauch. Dort, wo die Haut – manchmal bis auf den Knochen – aufgeschürft wird, bleiben gemeine, schorfige Wunden zurück. Das tut sehr weh, und zwar tage- und wochenlang, und hindert einen obendrein am Schlafen. Es reicht schon, sich im Schlaf auf die Seite zu drehen, und die bloße Berührung eines Lakens reißt dich aus dem Schlaf und lässt dich mitten in der Nacht vor Schmerzen stöhnen. Ein Sturz mit üblen Schürfwunden kann einem Fahrer den ganzen Rest der Tour vermasseln.

Der Typ, der uns allabendlich wieder auf Vordermann brachte, war unser Chiropraktiker Jeff Spencer. Jeff gehörte dem Team seit meinem ersten Tour-Sieg 1999 an. Sein Vertrag war auf zehn Tage befristet, aber am dritten Tag des Rennens rief ich einen Offiziellen von U.S. Postal zu mir und sagte: »Wissen Sie was? Sehen Sie diesen Typ da drüben? Der Typ geht nirgendwohin. Den brauchen wir.«

Jeff war zu gleichen Teilen Hexer, Guru und Mediziner. Er hatte die eigenartigsten Substanzen und Rituale und Behandlungen. Was das Übel auch sein mochte, Jeff hatte ein Mittel dagegen. Er tat Dinge, für die wir keine Erklärung hatten, die aber nichtsdestotrotz wirkten. Seine Methoden reichten von einfachen Dehnungsübungen und Massagen über Hightech-Laserbehandlungen bis hin zu höchst merkwürdigen

Wundauflagen, Tinkturen und Bandagen. Hatte man eine Schürfwunde, packte er eine silbrige Auflage auf die Wunde und bestrahlte das Ganze mit einem Laser. George schwor, dass mit Jeffs Laser Schürfwunden doppelt so schnell abheilten.

Manchmal behandelte er auch Körperteile, an denen man gar nichts hatte. Angenommen, mein Fuß schmerzte. Dann konnte es sein, dass er mir den Nacken mit dem Laser bestrahlte und mir einen Vortrag über »Nervenverbindungen« hielt, von dem ich nur die Hälfte verstand. Aber am nächsten Tag waren die Schmerzen im Fuß verschwunden.

Vor allem aber hatte Jeff etwas, das noch besser war als jeder Laser, jede Wundauflage und jedes elektrische Massagegerät. Und das war, wie wir es nannten, »*The Tape*«. Dabei handelte es sich um ein spezielles, knallrosa Sportband, das aus Japan kam und über besondere Kräfte zu verfügen schien.

Einmal ging George mit Schmerzen im Lendenwirbelbereich zu Jeff. Jeff drehte ihn auf den Bauch und tapezierte seinen Rücken mit knallrosa Tape. »Und das soll helfen?«, dachte George, aber am nächsten Tag waren die Schmerzen verschwunden, einfach weg.

Wir schworen auf Jeffs rosa Pflasterband. Jeff rückte mit seinem Tape allem zu Leibe. Ein Zerren im Knie? Jeff bepflasterte es. Einer der Fahrer hatte eine entzündete Sehne? »Mach dir keine Sorgen, kein Problem, wir werden es tapen.«

Jeden Morgen vor dem Rennen kam Jeff und klebte uns alle mit Pflaster voll, je nachdem, wo es gerade wehtat, Georges Rücken, Chechus Knie. Manchmal waren wir so sehr mit knallrosa Pflasterband bedeckt, dass wir wie Puppen aussahen, ein Haufen notdürftig geflickter Puppen.

Eines Tages ging Johan zu Jeff und sagte: »Das Tape ist viel zu auffällig. Die Leute sehen es und denken, wir wären völlig im Arsch.«

»Und was soll ich tun?«, wollte Jeff wissen.

»Wie wär's mit etwas weniger Auffälligem?«, schlug Johan vor.

»Gibt es das Zeug nicht auch in Grau?«

Aber weil das rosa Tape wirkte, behielten wir es. Und weil Jeff die Dinge richten konnte, richtig gut richten.

Weil wir so überzeugt waren, dass Jeff jedes kleine und große Wehwehchen heilen konnte, wartete am Ende des Tages unweigerlich eine Schlange von Fahrern vor seiner Tür. Manchmal hatten die Jungs eigentlich gar nichts, sie waren nur müde oder mental oder emotional ausgepowert. Peña wurde müde, Pavel wurde müde, sogar Roberto wurde müde. Kein Problem für Jeff. Während er sich um unsere lädierten Körper kümmerte, nahm er sich auch unserer lädierten Psyche an. »Weißt du, dass du heute viel besser aussiehst?«, konnte er zu einem sagen, während er einem den Körper mit knallrosa Pflasterband tapezierte.

Antwortete man dann mit einem ungläubigen »Wirklich?«, kam unweigerlich etwas in der Art von »Yeah Mann, ich kann es in deinem Gesicht sehen« zurück.

Bewertete man den wichtigsten Mann im Postal-Team anhand der Zahl der Leute, die sein Zimmer aufsuchten, dann war das Jeff. Ohne ihn, das wussten wir, würden wir es nie bis nach Paris schaffen.

Big Blue, der »Blaue Zug«, drückte voll aufs Tempo. Inzwischen hatten die anderen Fahrer regelrecht Angst vor uns, fürchteten sich vor unseren Antritten und machten Platz, wenn sie uns kommen sahen. Wenn wir wieder einmal an die Spitze des Pelotons fegten, baten sie uns

inzwischen schon, doch wenigstens ein bisschen langsamer zu machen. Vom Ende des Pelotons hörten wir immer wieder Rufe wie: »Bitte, macht keinen Stress, bleibt einfach locker.« Wir machten Tempo, bis die anderen Fahrer über den Lenkern zusammensanken, mit tief hängenden Köpfen, die an welke Tulpen erinnerten.

Unser Ziel war nicht, sie zu quälen, wir wollten sie nur so sehr unter Druck setzen, dass sie kämpfen mussten, um mit uns mithalten, und erst gar nicht auf den Gedanken verfielen, eine Attacke zu inszenieren. Wir fuhren wie aus einem Guss, Schultern und Hüften in einer Linie, keiner wankte kräftezehrend auf dem Rad hin und her, so als ob wir alle im Gleichtakt atmen und in die Pedale treten würden.

Am Tag nach La Mongie gewannen wir eine zweite Bergetappe, dieses Mal hinauf zum Plateau de Beule, eine Etappe mit fünf schweren Anstiegen, der letzte davon, hinauf zu einer Skistation, sogar *hors de catégorie* – also so brutal, dass es für ihn keine Kategorie mehr gab. Der Tag war so gnadenlos, dass gleich sechs Fahrer die Tour aufgaben. Ich dagegen fühlte mich großartig. Während die anderen Fahrer litten, fuhr ich im Windschatten von *Big Blue*.

Auf 16 Kilometern Strecke kletterten wir knapp 1400 Meter hinauf. Einmal mehr hängten Chechu und Roberto das gesamte Feld bis auf mich und Beloki ab – und dabei hatten wir noch nicht einmal voll aufgedreht. Nun bot sich uns die Chance, der diesjährigen Tour den Stempel unserer Überlegenheit aufzudrücken. Hinter Roberto, der an Belokis Hinterrad lutschte, trat ich an und zog blitzartig an beiden vorbei. Nachdem ich einen sicheren Vorsprung herausgefahren hatte, checkte ich mit einem Blick über die Schulter die Lage. Bei der Zieleinfahrt riss ich im Triumph, im sicheren Wissen, dass wir mit diesem

Tagessieg die Grundlage für den Gesamtsieg geschaffen hatten, beide Arme in die Höhe.

Den Rest des Rennens über begnügten wir uns damit, unsere Gegner auf Distanz zu halten und unseren Vorsprung jeden Tag ein wenig mehr auszubauen. Die 14. Etappe führte hinauf zu meinem alten Freund, dem Mont Ventoux, den wir schon aus der Ferne über der Provence thronen sahen. Am Ende dieses Tages hatten wir den Tour-Sieg praktisch schon in der Tasche, nachdem wir das steinige Ödland mit nahezu zwei Minuten Vorsprung vor Beloki hinaufgejagt waren und im Gesamtklassement nun mit insgesamt 4:21 Minuten führten.

Bergabwärts ist es normal, in die Bremsen zu steigen, nicht aber, wenn man einen Berg hinauffährt. An diesem Tag aber fuhren wir so stark, dass wir sogar beim Anstieg bremsen mussten. In manche Kehren gingen wir so schnell hinein, dass wir tatsächlich abbremsen mussten.

Hinterher gab Beloki das Rennen verloren. »Ich ziele auf den zweiten Platz ab«, sagte er. »Heute sind wir auf dem Mond gelandet und haben den Astronauten gesehen.«

Von diesem Tag an bis Paris konzentrierten wir uns vor allem darauf, sicher zu fahren, und schwelgten ansonsten im Vorgefühl unseres Triumphs. Das Team war unfehlbar, ein Fahrer so stark wie der andere. Pavel drückte in den flachen Etappen aufs Tempo, Roberto und Chechu glänzten wie immer in den Bergen. Floyd litt wie ein Hund, aber er hielt durch und sorgte wie gewohnt für viel Heiterkeit im Teambus. George und Eki agierten als Verteidiger, eskortierten mich wie ein Paar Bodyguards durch das Feld und zogen mich in ihrem Windschatten.

Obwohl das Rennen noch nicht vorüber war, ging ich zu Bill und sagte: »Deine wichtigste Aufgabe jetzt ist es, alle Jungs für das nächste Jahr wieder ins Team zu holen.«

Chechu würde garantiert einige Angebote von anderen Teams erhalten, und ich wusste, dass er unter Stress stand, weil es ihm ebenso gefiel, im Team zu sein, wie es uns gefiel, ihn dabeizuhaben. Also nahm ich ihn mir vor und versicherte ihm, dass wir ihm bezahlen würden, was immer er brauchte. »Ich werde nirgendwohin gehen«, war alles, was er darauf antwortete.

Wir hatten jahrelang daran gearbeitet, das Team, den Mitarbeiterstab und die Mechanikercrew zu verbessern, und was wir dieses Mal erreicht hatten, war nahezu perfekt. Sie hatten mir das Leben fast schon leicht gemacht. Mein schlimmster Moment während dieser Tour de France war der Anstieg hinauf nach La Mongie gewesen, am Hinterrad meines eigenen Teamkameraden.

Der letzte wirkliche Test war das abschließende Einzelzeitfahren von Régnié-Durette nach Mâcon. Unter einer sengenden Sonne führte der leicht hügelige Kurs durch Weinberge und über von zahllosen Zuschauern gesäumte Straßen. Ich wollte das Zeitfahren um jeden Preis gewinnen – als Beweis, dass ich immer noch der stärkste Fahrer war, und um die Scharte der Niederlage bei dem Zeitfahren nach Lorient auszuwetzen. Dieses Mal fühlte ich mich gut, und alles lief glatt. Ich radierte den Asphalt von der Straße.

An diesem letzten Abend vor der Ankunft in Paris kam eine junge krebskranke Holländerin in unser Hotel. Ich lud sie ein, mit mir in den Speisesaal zu gehen. Wir setzten uns neben dem Team an einen Tisch und sprachen eine gute Dreiviertelstunde miteinander. Wie schon zuvor das Gespräch mit der Familie des kleinen Jungen aus Lyon erfüllte mich auch die Unterhaltung mit ihr mit einem Gefühl des Friedens und der Klarheit. Sie hatte viel durchgemacht: Nach einer ersten Behandlung hatte sie einen Rückfall erlitten und sich nochmals einer

Behandlung unterziehen müssen. Wir sprachen eine Weile über verschiedene Behandlungsmöglichkeiten, wobei sie sich sehr für die Behandlungsmethoden in den Vereinigten Staaten interessierte.

»Was haben Sie getan?«, wollte sie von mir wissen.

»Ich wurde behandelt, ich habe wie der Teufel gekämpft, und ich habe gesiegt«, sagte ich.

Wir diskutierten über den Stand der Krebsmedizin in den USA und die Vorteile amerikanischer Krankenhäuser. Sie wollte wissen, was ich damals gegessen und wie viel ich trainiert hatte. Ich sagte ihr die Wahrheit: »Am Anfang aß ich einen Haufen Spinat, aber das Einzige, was ich am Ende bei mir behalten konnte, waren Apfelkrapfen.« Und ich erzählte ihr, dass ich, sooft es ging, versucht hatte, Rad zu fahren, bis ich eines Tages ohnmächtig wurde.

Zum Abschied überreichte sie mir ein Geschenk. Sie hatte mir Clogs mitgebracht, echte holländische Clogs aus Holz für die gesamte Familie Armstrong, fünf Paar, darunter drei winzig kleine für die Kinder. Ich bewahre die Clogs als Erinnerungsstücke auf; die junge Holländerin hat den Krebs leider nicht überlebt.

Am nächsten Tag trug mich *Le Train Bleu* nach Paris. Laut offizieller Zeitmessung überquerte ich die Ziellinie nach 82 Stunden, fünf Minuten und zwölf Sekunden und mit einem Vorsprung von 7:17 Minuten vor dem Zweiten. Ich war unendlich stolz. Wir hatten uns nicht den kleinsten taktischen Fehler geleistet. Nicht einen einzigen. Wir waren im Verlauf des Rennens immer stärker geworden, immer sicherer und geduldiger. Die schiere Schönheit der Leistung des Teams erfüllte mich mit einem Gefühl des Schöpferischen, das ich bei keinem der vorangegangenen drei Tour-Siege empfunden hatte.

Das schien nicht nur uns so zu gehen. Zum ersten Mal

bereitete uns die Presse in Paris einen freundlichen Empfang. *Le Parisien* erwies in seiner Schlagzeile sowohl Jalabert als auch mir die Ehre: MERCI JAJA ... BRAVO ARMSTRONG. Ein Kompliment, für das ich dankbar war. Ein französischer Weinhändler wurde mit den Worten zitiert: »Der Wert eines Menschen liegt in seinem Geist, nicht in seinem Land.« Und plötzlich hatten die Franzosen auch einen Spitznamen für mich: der Boss.

Im Ziel sprach ich mit der lokalen Presse auf Französisch. »Ich liebe Frankreich«, sagte ich. Vielleicht verstanden die Leute jetzt endlich, was ich die ganze Zeit über, ob nun auf Englisch oder Französisch, auszudrücken versucht hatte. Wir Postal-Fahrer waren keine Roboter oder kaltherzige amerikanische Händler, die nur aufs Geschäft blickten. Vielmehr befanden wir uns auf der Suche nach der perfekten Fahrweise, der besten Technik, und das hat nichts mit Kaltherzigkeit zu tun, sondern mit Liebe. »Das hier ist nicht Theater, es ist Sport«, verkündete ich. »Ich glaube an Leistung, und ich glaube an die Schönheit des Rennens.«

Vor allem aber glaubte ich an meine Teamkollegen – und das wollte ich ihnen auch zeigen. Jedes Jahr richtete der U.S. Postal Service eine grandiose Siegesfeier für mehrere hundert Gäste im Musée d'Orsay aus, dem imposanten alten Bahnhof, der in ein Museum für französische Malerei umgebaut worden war. Wie jedes Jahr würde die Feier auch dieses Mal luxuriös und bombastisch ausfallen – und die Mitglieder des Teams mussten an verschiedenen Tischen sitzen. Ich wollte etwas Persönlicheres, eine Siegesfeier im kleinen Kreis, nur wir neun. Wochenlang hatten sie geschuftet, sich mit entzündeten Sehnen, Schürfwunden und Schmerzen geplagt und in engen, kleinen Hotels geschlafen. An diesem Abend wollte ich, dass sie sich wie Rockstars

fühlten, weil sie für mich genau das waren. Ich wollte, dass sich jeder Einzelne von ihnen wie ein Sieger fühlte.

Kik half mir, den kleinen privaten Festsaal im Hotel de Crillon zu schmücken. Seit das Hotelmanagement bei meinem ersten Tour-Sieg (und seitdem jedes Jahr wieder) eine texanische Flagge an den Champs-Elysees hatte aufziehen lassen, verbringe ich nach jeder Tour die letzte Nacht in Paris im Crillon (und werde dem Hotel auch für den Rest meines Lebens die Treue halten). Fünf S-Klasse-Mercedes holten die Jungs ab und brachten sie zum Hotel. Die anderen Teams wurden mit Bussen zu ihren Partys gekarrt, unsere Jungs dagegen wurden von Mercedes-Limousinen abgeholt.

Im Crillon wurden sie zusammen mit ihren Familien in den privaten Empfangssaal geführt, wo bereits ein Bankett aufgebaut war. Wir begrüßten uns, und ich reichte jedem meiner Teamkollegen einen Umschlag, den sie einsteckten, um ihn später zu öffnen.

Wir saßen mit unseren Familien an dem großen Tisch, bedienten uns am Büfett, stießen an, erzählten Geschichten und hauten überhaupt kräftig auf den Putz. Wir versuchten gerade unter viel Gelächter, die Songs von ZZ Top zu übersetzen, als die Tür aufging und Kik wie eine Modediva in schwarzen Slacks, einer weißen Bluse und mit einer Perlenkette um den Hals durch den Saal stolzierte. Im nächsten Moment stimmten alle Jungs unisono »She wore a PEARL NECKLACE« von ZZ Top an.

Später trennten wir uns und machten uns auf den Weg, um noch durch einige der angesagten Clubs von Paris zu ziehen. Als die Jungs wieder in ihren Limousinen saßen, öffneten einige von ihnen ihre Umschläge. Da es Tradition – und nur gerecht – ist, dass der Sieger der Tour das Preisgeld in Höhe von 400000 Dollar unter seinen

Teamkollegen aufteilt, wussten oder ahnten sie, dass in den Umschlägen ihre Schecks waren. Was sie aber nicht wussten, war, dass ich, als ein persönliches Dankeschön von mir, die Summe kurzerhand verdoppelt hatte. Es dauerte nicht lange, bis mich die ersten Jungs völlig aufgedreht auf dem Mobiltelefon anriefen. Bei einem Anruf hörte ich, wie im Hintergrund ein Umschlag aufgerissen wurde und jemand sagte: »Da muss doch ein Fehler passiert sein? Er hat 'ne Null zu viel auf den Scheck geschrieben.«

Wir zogen bis spät in die Nacht durch Paris; fragen Sie mich nicht, wo die anderen am Ende alle landeten. Einige, George zum Beispiel, machten die ganze Nacht durch. Floyd ging als Erster von allen ins Bett. Er und seine Frau hatten sich zwei Monate nicht gesehen und verabschiedeten sich bereits um Mitternacht. Floyd war so müde, dass er noch nicht einmal Worte dafür fand zu sagen, wie erschöpft er war. Bereits eine Dusche zu nehmen kam ihm wie Schwerstarbeit vor.

Floyd hatte uns geholfen, den Sieg zu erringen, und hatte dadurch auch sich selbst geholfen. Mit dem Preisgeld konnte er seine Schulden restlos abbezahlen und bekam von Postal obendrauf noch einen neuen Vertrag: einen großzügigen Zweijahresvertrag, der ihm das Doppelte seines bisherigen Gehalts sicherte.

»Ich hatte noch nie, egal wofür, einen Zweijahresvertrag«, sagte er. Floyd war völlig hin und weg.

Warum soll man sich, statt allein seine eigenen Interessen zu verfolgen, für eine gemeinsame Unternehmung engagieren, selbst wenn man sich manchmal fragt, was für einen selbst dabei herausspringt? Eigeninteresse ist isolierend. Wenn man mit anderen zusammenarbeitet, ist man füreinander verantwortlich und

viel weniger geneigt, sich vor seiner Verantwortung zu drücken oder seine Partner zu hintergehen. Das ist nicht nur leistungssteigernd, sondern auch noch wohltuend. Man ist niemals alleine, und das ist, gleichgültig, ob man auf einem zehn Kilometer langen Anstieg eine Meute von Angreifern im Nacken hat oder ob ein Chemo-Zyklus vor einem liegt, überaus tröstlich.

Profisportler denken die ganze Zeit an »mein Spiel«. Aber dein Spiel gehört dir nicht, wenn du in einem Team bist – etwas wie »mein« Spiel darf es in einem Team nicht geben, nur *das* Spiel. Dein Einsatz gehört deinen Teamkollegen, und ihrer gehört dir, und das eine lässt sich vom anderen nicht trennen. Dasselbe gilt für jeden Zusammenschluss von Menschen, die gemeinsam auf ein Ziel hinarbeiten.

Ich definiere ein Team als eine Gruppe von Menschen, die dasselbe Ziel, dieselben Erfahrungen und dieselben Werte teilen. Getreu dieser Definition verstehe ich auch die Allianz der Menschen, die gegen den Krebs kämpfen, als mein Team. Ich bin mir ihrer stets bewusst, so wie sie sich meiner bewusst sind, und ich treffe immer wieder Menschen, die verängstigt und verzweifelt sind, Menschen, die mich daran erinnern, dass ich einmal sehr krank war, dass ich die Krankheit besiegt habe und dass sie meine Geschichte verfolgen. Und anders als bei einem Rennen findet diese Geschichte kein Ende.

Du denkst, es ist vorbei, aber das ist es nicht. Es ist niemals vorbei.

Am Morgen nach unserer privaten Siegesfeier suchte Bart mich im Hotel de Crillon auf. Übermüdet und leicht verkatert saß ich in meiner Suite und gab gerade Interviews, als er im Gang vor meinem Zimmer auftauchte, bleich und mit stark geröteten Augen. Bill empfing ihn an der Tür, warf einen Blick in sein Gesicht

und fragte: »Bart, was ist passiert?«

Bart rang um Worte. Er hatte an diesem Morgen einen Anruf aus Austin erhalten: Sein jüngerer Bruder David war gerade mit einer besonders aggressiven Form von Krebs diagnostiziert worden und lag bereits im Saint David Hospital, wo er Bluttransfusionen erhielt.

Ich ging hinaus auf den Flur. »Was ist hier los?«

»Bart hat gerade erfahren, dass sein kleiner Bruder Krebs hat«, sagte Bill.

Ich starrte Bart einen Moment lang an. »Okay«, sagte ich.

»Machen wir uns an die Arbeit. Bringen wir das wieder in Ordnung.«

Bill legte Bart einen Arm um die Schulter, und ich tat es ihm gleich. Gemeinsam richteten wir ihn auf und führten ihn hinein. In meiner Suite herrschte das blanke Chaos. Kik und ich waren gerade am Packen, die Kinder tobten durch das Zimmer, und dann waren da noch die Leute von der Presse.

Nachdem Bill die Journalisten hinauskomplimentiert hatte, erzählte Bart mit stockender Stimme, was passiert war. David, sein kleiner Bruder, hatte sich am Wochenende beim Basketballspielen einen Zeh angeschlagen. Der Zeh war grün und blau angelaufen und furchtbar angeschwollen, und David hatte gedacht, er wäre gebrochen. Am nächsten Tag dann hatte seine Nase angefangen zu bluten und einfach nicht mehr aufgehört. Schließlich war es so schlimm geworden, dass er zur Notaufnahme ins Krankenhaus ging, wo ein Arzt Leukämie diagnostizierte und ihn postwendend zur Aufnahme schickte, um sofort mit Bluttransfusionen zu beginnen. So schnell konnte das gehen; gestern hatte David sich noch kerngesund gefühlt, heute war er

todkrank.

David Knaggs war 31 Jahre alt, und seine Frau Rhiannon war schwanger mit ihrem ersten Kind.

In den Staaten war es mitten in der Nacht, aber das war mir egal. Unverzüglich machte ich mich daran, alle mir bekannten Krebsärzte anzurufen oder per E-Mail zu kontaktieren. Ich rief Jeff Murray an, den Kinderkrebsspezialisten aus Fort Worth, der Kelly Davidson behandelt hatte. Und ich rief Steve Wolff an, den Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats der LAF, der sich damals um meinen Fall gekümmert und mich an die richtigen Spezialisten verwiesen hatte. Obwohl ich Wolff aus dem Schlaf riss, erklärte er sich ohne Zögern bereit, sich der Sache anzunehmen. Er versprach, sich über Davids Zustand zu informieren, und empfahl, ihn einstweilen möglichst schnell in ein Krebszentrum zu überweisen.

»Wir müssen deinen Bruder in ein anderes Krankenhaus verlegen«, sagte ich zu Bart.

Bart, immer noch viel zu erschüttert, um viel zu reden, nickte bloß. »Hör zu, ich bin an deiner Seite«, sagte ich. »Du darfst jetzt nicht aufgeben. Wir müssen die Sache gemeinsam in Angriff nehmen.«

Als Nächstes kümmerten wir uns darum, Bart möglichst schnell nach Hause nach Austin zu bringen. Ich rief Jim Ochowicz an, der noch in Paris war, und bat ihn, Bart am Flughafen von Paris zu treffen und sich um ihn zu kümmern. Och nahm Bart vor dem Flughafengebäude in Empfang, gab sein Gepäck auf, sorgte dafür, dass er mit ihm in die Erste Klasse kam – und hielt die ganze Zeit über seine Hand.

Unmittelbar bevor die beiden an Bord gingen, meldete sich Steve Wolff mit schlechten Nachrichten. Die Zählung

von Davids weißen Blutzellen hatte einen Wert von 177000 ergeben – normal für einen jungen Mann war ein Wert zwischen 4000 und 7000.

»Er hat rund 30-mal mehr weiße Blutzellen als normal«, sagte Dr. Wolff. »Das bedeutet, David ist sehr krank und sein Krebs sehr aggressiv.«

Die unmittelbare Gefahr war, fuhr er fort, Leukozytose, eine lebensbedrohliche Verdickung des Blutes. »David befindet sich an einem kritischen Punkt«, meinte er und empfahl nochmals, ihn schnellstmöglich in eine auf die Behandlung aggressiver Leukosen spezialisierte Klinik zu verlegen. Andernfalls, warnte er, könnte sich Davids Zustand rapide verschlechtern. »Er muss sofort einen Fortschritt gegen die Krankheit erzielen«, betonte Wolff abschließend.

Krank vor Sorge bestieg Bart sein Flugzeug. Den ganzen Flug über saß er, Och an seiner Seite, kerzengerade im Sitz. Als sie in Chicago landeten und auf den Anschlussflug nach Austin warteten, sprach Bart nochmals mit Steve Wolff, der ihm sagte, dass David mit einem Krankenwagen in die M.D. Anderson-Krebsklinik in Houston unterwegs war, wo bereits ein Spezialist auf seine Einweisung wartete.

Bart landete in Austin, nahm sich einen Mietwagen, holte seine Mutter ab und fuhr mit ihr nach Houston. Er war so müde, dass seine Mutter ihm Lieder vorsingen musste, damit er nicht am Steuer einschlief. Gegen vier Uhr morgens kamen sie in Houston an, wo sie sofort von Davids behandelndem Arzt, Archie Bleier, empfangen wurden. Was als Nächstes passierte, war ein Beweis dessen, wozu die moderne Wissenschaft in der Lage ist.

Gerade einmal drei Stunden dauerte es, bis die Ärzte eine Knochenmarkbiopsie durchgeführt und die genaue

Krebsart diagnostiziert hatten. Anschließend machten sie sich daran, den gefährlich hohen Anteil an weißen Blutzellen in seinem Blut zu reduzieren. Von der Innenseite des Oberschenkels entnahmen sie ihm Blut, dem in einer Zentrifuge ein Teil der weißen Blutkörperchen entnommen und das anschließend in seinen Körper zurückgeleitet wurde. Bis Mittag hatten sie sein gesamtes Blut zentrifugiert, und der Leukozytenwert war auf unter 100000 gesunken.

David war einer der vielen jungen Sportbegeisterten, die in Austin ein gutes Auskommen gefunden hatten, die tagsüber am Computer arbeiteten und abends um den Lake Austin joggten oder mit ihren Kumpels Basketball spielten, und als Bart David das letzte Mal gesehen hatte, war er ein vor Gesundheit strotzender, durchtrainierter und unbekümmerter junger Mann gewesen, ein Mann, der sich seiner selbst und seiner Zukunft so sicher gewesen war, dass er eben den ersten Schritt zu einer eigenen Familie gewagt hatte.

Nun stand Bart neben Davids Bett, und was er sah, erschreckte ihn zutiefst. In den 24 Stunden, seit David in der Notaufnahme erschienen war, hatten sich überall auf seinem Körper kleine blaue Flecken gebildet, äußere Anzeichen der aufgrund der fehlenden Thrombozyten geplatzten und nach innen blutenden Kapillargefäße. Dazu kam, dass sich auch in seiner Lunge Gewebsflüssigkeit angesammelt hatte und sein Atem deshalb schwer und flach ging.

Nachdem David stabilisiert worden war, wurde er einer Chemotherapie unterzogen, die nur in speziellen Krebszentren durchgeführt wurde. Am 1. August 2002 – drei Tage nach der ersten Diagnose – lernte David die Toxine und Qualen der Chemo kennen. Wenn er den Kampf aufnahm, so die Ärzte, hatte er eine reelle Chance.

Ich sprach jeden Tag mit Bart und schickte David regelmäßig Postkarten ins Krankenhaus. »Ich glaube an dich«, schrieb ich.

»Ich weiß, dass das, was du durchmachst, noch schlimmer ist als das, was ich durchgemacht habe. Ich sehe, wie schwer es für deinen Bruder ist. Aber ich weiß auch, dass du stark bist und dass er stark ist. Ich habe Krebs gehabt, und ich weiß, dass du es schaffen kannst.«

Bis November hielt sich David gut, dann ging es mit seiner Gesundheit rapide bergab. Die Krankheit hatte seine Nerven angegriffen, und nun konnte er – mit Ausnahme eines Daumens – seine Hände und Füße nicht mehr bewegen. Einen Daumen, mehr nicht. Die Ärzte fingen an, eine Knochenmarktransplantation in Erwägung zu ziehen, und testeten auf der Suche nach potenziellen Spendern seine Verwandten auf ihre Eignung.

David's Frau Rhiannon schlief die meisten Nächte während ihrer Schwangerschaft auf einem Feldbett in seinem Zimmer im M.D. Anderson. Eines Abends setzten die Wehen ein, während David schlief. Anstatt ihn zu wecken, eilte sie mit ihrer Mutter ins Texas Women's Hospital. Später, während sie im Kreißsaal lag und gegen die Kontraktionen ankämpfte, rief sie David an, der beruhigend auf sie einsprach. David blieb am Telefon und hörte mit an, wie sein erstes Kind auf die Welt kam. Isabella Knaggs wurde am 24. November 2002 geboren.

An Weihnachten fanden die Ärzte den perfekten Knochenmarkspender für David: Bart.

Am Tag nach Weihnachten ging mein 36 Jahre alter bester Freund nach Houston, um sich Knochenmark entnehmen zu lassen, das seinem Bruder transplantiert werden sollte. Nachdem sich die Ärzte mit einer Reihe von EKGs und MRIs (Kernspintomographien)

vergewissert hatten, dass Bart bei bester Gesundheit war, verabreichten sie ihm Neupogen, ein die Blutbildung stimulierendes Medikament, das auch ich während meiner Chemotherapie erhalten hatte. Darüber hinaus gaben sie ihm mehrere Injektionen, die die Produktion seiner Knochenmarksstammzellen anregten. Zweimal täglich fünf Tage lang musste Bart sich mit einer Subkutannadel Medikamente in den Bauch spritzen lassen.

Die Injektionen und Medikamente lösten bei Bart heftige Knochenschmerzen aus, und er beklagte sich über die schrecklichen, dumpfen und nie nachlassenden Schmerzen. Ich wusste ganz genau, wovon er sprach: Bei uns heißen diese Schmerzen »Knochenflammen«, und Patienten auf Chemo können ein Lied davon singen. In der einen Minute liegst du im Bett und fühlst dich okay, und in der nächsten lodert ein tiefer Schmerz durch dein Knochenmark, tief unter den Muskeln, dort, wo, wie es scheint, kein Schmerzmittel jemals hinreicht.

Um ihm die Sache zu erleichtern, zog ich Bart auf, aber es tat mir weh, erkennen zu müssen, dass mein bester Freund meine Krebserfahrung nun voll und ganz nachvollziehen konnte. »Halloooh!«, sagte ich, »willkommen in der Bruderschaft der Knochenschmerzen.«

An Silvester steckten sie Bart eine Infusionsnadel in den linken und eine in den rechten Arm, und während sie ihm links Blut abzapften und es durch eine Zentrifuge schickten, pumpten sie es ihm rechts wieder in den Körper zurück. In der Zentrifuge separierten sie das Blutplasma. Man mochte kaum glauben, dass das, diese gelbliche Flüssigkeit, die sich da in einem kleinen Tropfbeutel ansammelte, Stammzellen aus Barts Knochenmark waren – und Davids größte Hoffnung darauf, weiterleben zu dürfen.

Nach der Transplantation – mit der ein Teil von Barts Leben in David überging – mussten wir 100 Tage warten,

bis feststand, ob die Übertragung geglückt war. Tag für Tag zog sich dahin, David litt, Bart hoffte, und ich sah aus der Ferne zu. Ich schickte von allen meinen Reisen Postkarten, Geschenkkörbe oder E-Mails.

»Die Kraft liegt in *dir*«, schrieb ich an David. »Du musst nur daran glauben.«

Anfang Mai rief mich Bart an. »David geht es gut«, sagte er mit zitternder Stimme. »David kommt nach Hause.«

Am 6. Mai 2003 kehrte David heim nach Austin. Seine Thrombozytenzahl hatte wieder einen Normalwert erreicht. Er hatte die Leukämie besiegt. Gegen die Nervenschmerzen musste er zwar immer noch 18 verschiedene Medikamente nehmen, er hatte 50 Pfund Gewicht verloren – der Krebs nimmt einem Masse weg –, er hatte seinen Job verloren und den Körper, wie er ihn gekannt hatte, und er hatte noch viele Monate Rehabilitation mit Ungewissem Ausgang vor sich. Aber er war zu Hause.

Ich war nicht da, als er nach Hause kam – ich war gerade in Europa –, aber ich schickte ihm ein Geschenk: ein Fahrrad, ein schwarzes, verdammt gut aussehendes Mountainbike von Trek. Bart montierte es in Davids Wohnzimmer auf eine Rollenbank und schloss es an einen Heimtrainer an. Als Teil seiner Rehabilitation trainierte David jeden Tag auf dem Fahrrad. Er setzte sich drauf, schaute sich im Fernsehen Baseballspiele an und kurbelte. Wir hofften, seine Kraft würde zurückkehren, aber es kam anders. Einen Monat später hatte er einen Rückfall, und während ich dies schreibe, war er zurück bei seinem Dokorteam im M.D. Anderson. Der Kampf begann von neuem.

Nichts von dem, was wir tun, tun wir alleine, keiner von uns. Ich habe den Krebs ganz bestimmt nicht alleine

bekämpft oder meine Gesundheit mit einem heroischen Solotrip zurückerobert. Überlebt habe ich nur dank der Hilfe von sechs Ärzten, vier Zyklen Chemotherapie, drei Chirurgen, einer hingebungsvollen Mutter, Dutzender unermüdlich um mich besorgter Freunde und mehrerer von meiner Launenhaftigkeit schwer geprüfter Krankenschwestern, darunter meiner Krankenschwester auf der onkologischen Abteilung, LaTrice Haney. Eine wichtige Rolle dabei spielte der Umstand, dass sie untereinander nicht stritten oder sich gar bekämpften. Meine Freunde kümmerten sich abwechselnd um mich, und keiner meiner Ärzte widersprach, wenn ich eine zweite Meinung einholen oder mich woanders untersuchen lassen wollte. Vielmehr waren sie gemeinsam darum bemüht, mich zu heilen. Wir konnten nur versuchen, dasselbe für David zu tun.

Als ich 1999 auf dem Weg zu meinem ersten Tour-Sieg war, wusste ich, dass die Belegschaft meiner alten Krebsstation mit mir mitfieberte. Jeden Tag auf dem Fahrrad sah ich vor meinem geistigen Auge den Flur im Medical Center der Indiana University in Indianapolis, wo, wie ich vermutete, LaTrice vor dem Fernseher stand, mir voller Nervosität die Daumen drückte und sich fragte, ob meine Lungenkapazität wohl für die Berge ausreichte. Ich wusste, dass LaTrice jeden Morgen zur Arbeit kam, auf den Fernsehschirm zeigte und voller Stolz zu jedem, den sie gerade behandelte, sagte: »Der da war mal Patient hier.« Ich habe es nicht vergessen.

Jedes Mal, wenn ich die Ziellinie überquere, springt sie im Zimmer herum und umarmt alle – Ärzte, Patienten und Krankenschwestern –, die gerade greifbar sind. Einmal sagte sie zu mir:

»Du hast uns gespürt. Ich weiß, dass du uns gespürt hast.« Und das hatte ich.

Wer will schon ein Einzelgänger sein, wenn er all das haben kann? Jeder, der glaubt, er könne es alleine schaffen, steht am Ende ohne Freunde da, umgeben von grimmigen Rivalen. Alleine gelangt niemand an die Spitze.

Kapitel 7

Meine Parkbank

Ich will ganz offen sein: Ich wache nicht jeden Morgen mit dem Wunsch auf, an diesem Tag anderen Menschen eine Inspiration zu geben oder ein Vorbild zu sein. An manchen Tagen habe ich noch nicht einmal Lust, mir die Schuhe anzuziehen. Dann tappe ich einfach barfuß durch die Gegend, lasse den Saum meiner Jeans durch das texanische Gras schleifen und denke über so komplizierte Dinge nach wie die Frage, ob ich nun ein Bier trinken oder doch lieber Golf spielen soll – und beschließe meistens, ein Bier für jedes Loch zu trinken, das ich beinahe gespielt hätte.

Nach meinem vierten Sieg bei der Tour de France hörte ich eine Weile auf, mich zu rasieren. Ich stand morgens auf, blickte in den Spiegel und dachte, warum zum Teufel soll ich mich rasieren? Wen kümmert's? Die Stoppeln wucherten, bis mein Kinn von einem löcherigen, ungleichmäßigen Bart bedeckt war und meine Freunde mich damit foppten, mich »Chewbacca« oder »Grizzly Adams« zu rufen.

»Was bezweckst du eigentlich damit?«, wollte College wissen.

»Das ist nun mal alles, was ich habe«, gab ich zurück.

Bier und ein Bart waren mein Ersatz für echte Exzesse.

Aber mit der Zeit langweilte ich mich. Sosehr ich mich auch bemühen mag, Müßiggang ist einfach nicht meine Sache. Jeder braucht etwas, mit dem er seine Tage ausfüllen und seinen Geist beschäftigen und auf das er seine Energie verwenden kann. In meinem Fall trifft das

ganz besonders zu. Mir reicht es nicht, meine Klinge stumpf werden zu lassen; ich muss sie abtragen, abhobeln, abschleifen. Wenn ich mich zu lange gehen lasse, mich zu lange der Trägheit hingeebe und mich dann im Spiegel ansehe, überkommt es mich, ich schimpfe mein Spiegelbild einen »laschen Sack« und setze mich wieder aufs Fahrrad.

Aber ich kann nicht auf immer und ewig die Tour de France mitfahren, und irgendwann werde ich eine andere Betätigung finden müssen. Die Diplomatie wird es wohl eher nicht werden. Warum? Nun, der Joux-Plane mag mein schlimmster Tag im Sattel eines Fahrrads gewesen sein, aber vor die Wahl gestellt, würde ich mich lieber nochmals den Joux-Plane hinaufquälen, als öffentliche Reden zu halten.

Ob es mir gefällt oder nicht, eines Tages wird sich meine Karriere als Profisportler dem Ende zuneigen. Und was dann? Was soll ich tun, wenn meine Muskeln und Sehnen den Anweisungen meines Gehirns nicht mehr so willig Folge leisten, wenn nicht mehr wie früher ein Etappensieg auf den nächsten folgt, wenn ich immer seltener auf dem Treppchen stehe? Was, wenn ich einen Sturz erleide, von dem ich mich nicht mehr erhole? Dies alles gehört zu den Dingen, die mit darüber entscheiden könnten, wann ich die Radschuhe an den Nagel hänge.

Ich habe vor, mindestens bis 2004, vielleicht auch länger, Radrennen zu fahren, und natürlich will ich versuchen, den Rekord einzustellen und die Tour nach dem fünften auch ein sechstes Mal zu gewinnen. Ob ich das tatsächlich kann, ist eine andere Frage: Immerzu werde ich nach dem Rekord gefragt, aber ich bin abergläubisch und weiß zu viel über das Rennen, die Unfälle, die passieren können, und über die Unwägbarkeiten der körperlichen Leistungsfähigkeit, als

dass ich ankündigen würde, ja, ich will den Rekord einstellen.

Die Großen der Tour werden Ihnen sagen, dass eine fünfte Tour schwer und eine sechste unmöglich ist. In 100 Jahren hat niemand die Tour sechsmal gewonnen, und das, obwohl die Allerbesten sich daran versucht haben. Als ob es da eine unsichtbare Grenze gäbe. Induráin gewann von 1991 bis 1995 fünfmal hintereinander und unternahm 1996 einen vergeblichen Anlauf, die Tour ein sechstes Mal zu gewinnen, doch dann verweigerte ihm sein Körper bei einem schweren Anstieg hinauf nach Les Arcs den Dienst, und er musste am Ende dem Dänen Bjarne Riis den Vortritt lassen. 1964 gewann Jacques Anquetil seine fünfte Tour, nur um danach in der Versenkung zu verschwinden. Der große Eddy Merckx war 1975 auf dem Weg zu seinem sechsten Triumph, als ein durchgeknallter Fan aus der Menge der Schaulustigen heraus auf die Straße sprang und ihm mit voller Wucht eine Faust in den Magen rammte. Merckx litt noch zwei Tage später unter Schmerzen und Beschwerden und wurde schließlich bei einer Bergetappe vom späteren Tour-Sieger Bernard Thevenet abgehängt.

1985 hatte Bernard Hinault auf dem Weg zu seinem fünften Tour-Sieg einen schweren Sturz, als er bei einer Sprintetappe von einem seiner Teamkameraden vom Rad gerissen wurde und danach mit blutverschmiertem Gesicht ins Ziel kam. In dem Jahr schaffte Hinault es gerade noch, in Paris vor seinem Teamkollegen Greg LeMond zu gewinnen – der Fahrer, der ihn im nächsten Jahr stoppen und damit auch den sechsten Tour-Sieg vereiteln sollte.

Man muss sich damit abfinden, dass man eines Tages versagt oder vom Fahrrad fällt. Das Einzige, wogegen man sich bei der Tour auch mit noch so viel Vorbereitung nicht schützen kann, ist ein Sturz. So sei es denn. Ich werde

einfach daliegen, mich, so gut es geht, wieder aufrappeln und dann an einen fernen Strand verziehen und sagen: »Mir geht's gut. Bringt mir 'ne Tube Sonnencreme und ein paar Margaritas.«

Ein Radrennfahrer muss immer damit rechnen, dass ein Sturz, eine Verletzung oder ein unglücklicher Zwischenfall seine Karriere beenden. Wie Eddy Merckx am eigenen Leib verspüren musste, kann man niemals die zwar abwegige, aber umso unheimlichere Gefahr ausschließen, dass eines Tages ein verrückter Fanatiker aus der Menge herausspringt und auf einen losgeht. Ein großer Reiz der Tour besteht eben darin, dass sie eine Openairveranstaltung mit freiem Eintritt ist. Man muss durch kein Drehkreuz gehen, um das Rennen live mitzuverfolgen. Es reicht, einfach am Straßenrand zu warten, bis die Tour vorbeikommt. Die Masse der Schaulustigen gehört schon immer mit dazu und war schon mehr als einmal ein aktiver Bestandteil des Rennens; Zuschauer schieben Fahrer die Berge hoch, klopfen ihnen auf den Rücken, feuern sie an, reichen ihnen Essen und Getränke. Es gehört einfach mit zur Atmosphäre, dass Fans auf die Straße springen und brüllen, egal, ob sie das nun tun, weil sie wütend, begeistert oder schlicht besoffen sind. Das kommt bei jeder Tour so oft vor, dass ich gelernt habe, sie zu ignorieren. Ich versuche einfach nicht daran zu denken, dass unter denen, die vor mir auf die Straße springen, jemand sein könnte, der mehr will als nur seine Begeisterung hinausbrüllen.

Einmal, bei einem Bergzeitfahren in Chamrousse, tauchte wie aus dem Nichts ein Typ auf und rannte mit einer Zeitschrift und einem Stift in der Hand hinter mir her. »Kann ich ein Autogramm haben?«, rief er. »Kann ich ein Autogramm haben?«

Ich drehte mich zu ihm und sagte mit einem sehr sarkastischen Ton in der Stimme: »Willst du was wissen? Lass mich zu Ende bringen, was ich hier gerade mache, und dann komme ich zurück und schnappe mir dich.«

»Ich kann's einfach nicht glauben«, meinte George prustend vor Lachen, als ich ihm nach dem Rennen die Story erzählte, »dass du ihm gesagt hast, du würdest zurückkommen und ihn dir später schnappen.«

Ich ziehe es vor, daran zu glauben, dass die Fans mir im Allgemeinen wohl gesinnt sind. Was mir weitaus mehr Sorgen bereitet, ist die Gefahr eines Sturzes. Daran, wie gefährlich unser Beruf sein kann, erinnerte uns einmal mehr der tödliche Sturz von Andrej Kiwilew. Andrej starb im Frühjahr 2003, als er auf der zweiten Etappe der Traditionsrundfahrt Paris-Nizza stürzte und sich einen Schädelbruch zuzog. Andrej war ein wundervoller, aggressiver Fahrer gewesen, der immer an der Spitze zu finden war, wenn es in die Berge ging. Ich hatte es geliebt, gegen ihn zu fahren. Wenn Andrej mit im Rennen war und es bergauf ging, dann wusstest du, dass er alles geben würde. Mein Gott, was für ein Angreifer er war. Und es waren immer die härtesten Rennen, in denen Andrej sein Bestes gab, wie er uns mit seinem vierten Platz im Gesamtklassement der Tour 2001 demonstriert hatte.

Andrej hinterließ eine Frau und ein sechs Monate altes Baby. Ich werde ihn immer als einen Gentleman und Freund und als Radrennfahrer in Erinnerung behalten, der seine Gegner dazu zwang, ihr Bestes zu geben.

Ich hoffe, meine Karriere auf dem Rad gesund und am Stück zu beenden und weise und meiner selbst bewusst genug zu sein, dass ich aufhöre, wenn meine Zeit gekommen ist. Gut möglich, dass ich früher aufhöre, als die Leute das erwarten. Wer weiß, vielleicht wache ich eines Morgens auf und beschließe, nichts Anstrengenderes

mehr zu tun, als meinen Kids T-Ball beizubringen.

Ich will meine Karriere nicht in die Länge ziehen, wenn das bedeutet, darüber das Gesicht zu verlieren. Das ist keine schöne Vorstellung. Ich will mich nicht so lange am Lenker festhalten, bis ich hinter dem Peloton herhechle. Das ist nichts für mich; ich kann ein Rennen nicht am Ende fahren. Wenn du nicht vorne bist, an der Spitze, sondern hinten, dann schmerzt es am meisten, tief unten, dort, wo Muskeln auf Knochen treffen, und das ist ein anderer, ein hoffnungsloser Schmerz. Vorne an der Spitze schmerzt es auch, aber weil du dir Hoffnungen auf den Sieg machen kannst, ist der Schmerz nur halb so schlimm. Wenn du hinterherfährst, wartet wenig Lohn für die Schmerzen, dir bleibt nur die Ehre, es bis ins Ziel geschafft zu haben.

Ich frage mich oft, was ich tun würde, wenn jemand mir einmal richtig viel Zeit abnehmen würde, mich an einem Berg so stehen lassen würde, wie ich das mit anderen Fahrern schon gemacht habe. Wenn sie das erste Mal die Chance haben, es mir zu zeigen, oh Mann. Ich will draußen sein, bevor das passiert. Ich hoffe nur, dass ich es erkenne, wenn es so weit ist, dass meine Freunde es erkennen und dass ich dann die Stärke habe, rechtzeitig den Schlussstrich zu ziehen.

Nein, ich bin nicht besessen von der Vorstellung, die Tour so und so oft zu gewinnen. Der einzige Rekord, der mir jemals wichtig war, ist der: Vor mir hat noch nie jemand, der Krebs hatte, die Tour de France gewonnen. Hätte ich nach den ganzen physischen, mentalen und emotionalen Torturen der Chemotherapie auch nur zwei Prozent meiner Fähigkeiten eingebüßt, hätte ich niemals wieder an der Spitze mitfahren können. Ich glaube nicht, dass irgendjemand, mich eingeschlossen, ein solch spektakuläres Comeback für möglich gehalten hätte.

Womit ich nicht gerechnet hatte, war, dass der Krebs mich lehren würde, mich radikal auf eine Sache zu konzentrieren und meine Prioritäten im Leben von Grund auf neu zu ordnen. Die Tour zu gewinnen war meine Weise, dem Krebs zu sagen: »Du hast mich nicht besiegt, und du wirst mich nicht besiegen.«

Darüber, wie lange ich Radrennen fahren werde, wird nicht ein Rekord entscheiden. Ich werde jedes Jahr aufs Neue entscheiden, ob ich weitermache, und was mich im Sattel hält, wird keine Zahl sein, sondern Spaß. Dass und wie ich fahre, gründete von Anfang an auf einer ganz einfachen Tatsache: Das Radfahren macht mir Spaß. Wäre es anders, wäre es mir schlicht zu anstrengend. Wie lange ich daran Spaß haben werde, auf Weltklasseniveau zu fahren? Diese Frage werde ich mir immer wieder neu stellen und neu beantworten müssen.

Als Sportler wird alles, was du tust, was du sagst und was du von dir preisgibst, registriert und aufgezeichnet. Alles wird bewertet, entweder von einer Uhr oder von einer Kamera. Alles wird aufgeschrieben oder auf Video festgehalten; die Daten sind da, für jedermann einsehbar und überprüfbar. Dafür aber, wie glücklich ich mich fühle, ob nun im Sattel oder nicht, gibt es kein Maß. Alles, was ich weiß, ist, dass für jede Minute, die ich schneller werde, weil mein Körper stärker wird, es Tage gibt, an denen ich 45 Sekunden an Motivation verliere, weil ich mehr und mehr erkenne, was ich als Mensch erreichen und was ich nicht erreichen kann – und was mich das kostet.

Mein Job ist es nicht, darüber zu spekulieren, welchen Platz ich in der Geschichte des Radsports einnehmen werde und ob man sich an mich erinnert oder mich vergessen wird, weil – ohne damit jetzt respektlos wirken zu wollen – die Frage, wer den Rekord mit den meisten Tour-Siegen hält, in zehn Jahren nicht mehr mein Problem

sein wird.

Ich hoffe einfach, dass ich zufrieden bin, wenn ich aufhöre. Warum sollte das, was man zwischen 20 und 30 macht, der Höhepunkt eines ganzen Lebens sein? In Texas sieht man sie überall: Leute, die sich immer noch an ihrem einen großen Moment in der Highschool-Mannschaft aufzuleben, die damals Landesmeister wurde. Aber selbst bei Profisportlern macht der Sport nur einen Teil ihrer Persönlichkeit aus; ich zum Beispiel bin nicht nur Sportler, sondern auch Krebsaktivist und ein Vater, der seine Kinder zur Vorschule bringt.

Eine der gefährlichsten Fallen für prominente Athleten ist meiner Meinung nach, dass man sich an große Mengen an Adrenalin und Aufmerksamkeit gewöhnt, und das kann einem später große Probleme bereiten. Man wacht eines Morgens auf und stellt fest, dass man einen Kick braucht. Aber was den Ruhm angeht, kann mich nicht mehr viel überraschen, und was ich vor allem über den Ruhm gelernt habe, ist, dass er einem nicht gut tut. Wenn ich mit dem Radfahren aufhöre, werde ich aus der Öffentlichkeit verschwinden. Ich habe keinen Vertrag, der mich zwingt, im Fernsehen aufzutreten oder mit Journalisten zu sprechen. Ich freue mich darauf, mehr nachdenken und mehr zuhören zu können. Interviews und Redeauftritte interessieren mich wenig; für mich sind das komplizierte Angelegenheiten, und das Leben ist zu kurz, um es sich kompliziert zu machen.

Gerona liebe ich besonders, weil ich in meiner Straße nur einer von vielen Nachbarn bin. Es gibt da ein kleines Café, auf das ich aus meiner Wohnung hinuntersehen kann. Ich liebe es, mich in einen der bequemen Korbsessel sinken zu lassen, die vor dem Café auf dem Bürgersteig stehen, und in aller Ruhe einen Kaffee zu trinken und die Zeitung zu lesen.

Wenn ich mich zur Ruhe gesetzt habe, möchte ich die Kinder für drei Monate mit nach Europa nehmen, mit ihnen in Gerona leben, als Zuschauer zu den ganzen Radrennen gehen und ihnen zeigen, wie schön die Welt vom Sattel eines Fahrrads aus aussieht. Ich will ihnen zeigen, warum Spanien für mich ein Paradies ist. In Spanien lernt man Design als Offenbarung kennen: Von weiten Plätzen gelangt man auf stille Innenhöfe, hinter Mauern öffnen sich verschwiegene Winkel, plätschern verborgene Brunnen und hängt grüner Farn von altem Mauerwerk. Gässchen führen hinaus auf Straßen und weiter auf weite Plätze und offene Ramblas, die hinausblicken auf sichelförmige Strände und Häfen, aus denen die Mastenwälder der vor Anker liegenden Segelyachten aufragen und man das metallische Schlagen der Takelagen im Wind hört.

Auf dem Fahrrad weißt du nie, was hinter der nächste Biegung kommt, ein Ausblick, der sich plötzlich vor einem auftut, oder die Alpen, hinter denen das blaue Mittelmeer leuchtet. Auch mit 50 werde ich wahrscheinlich noch bei jedem Wetter rausgehen und Rad fahren. Ich werde jeden Fetzen Stoff anziehen, den ich besitze, und mich einfach aus Spaß an der Freude und an der Aussicht aufs Fahrrad setzen.

Das Fahrrad ist das sehnstüchtig erwartete erste Transportmittel all jener von uns, deren Herzen gerne mit ihnen durchgehen. Unser erstes Fahrrad ist eine Sache der über Bordsteine springenden und durch Pfützen platschenden Befreiung; ein Fahrrad bedeutet Freiheit von Beaufsichtigung, von Fahrgemeinschaften und von elterlichen Ausgangssperren. Es ist die gnädige Erlösung aus der Abhängigkeit von den Eltern, der eigene Weg ins Kino oder ins Haus eines Freundes. Einfacher ausgedrückt, es ist unsere erste Chance, ein eigenes Ziel

zu wählen. Ein Fahrrad ist die erste mit Rädern ausgestattete Maschine, die wir selbst steuern, und vielleicht rühren daher die intensive Zuneigung und die eigenartig konkreten Erinnerungen, die uns mit den Fahrrädern verbinden, die wir besessen haben. Ich selbst habe freilich unzählige Fahrräder gehabt, aber wie alte Freunde bleiben sie doch alle bei mir. Die körperliche Vertrautheit, die man zu seinem eigenen Fahrrad entwickelt, ist etwas, was man auf keinem anderen Fahrrad empfindet, und mag es sich noch so angenehm fahren. Es gibt Zeiten, in denen ich schwöre könnte, mein Fahrrad wäre lediglich eine Verlängerung meiner Arme und Beine. Auch nach all den Jahren habe ich immer noch eine schwache Erinnerung daran, wie sich mein erstes Fahrrad, ein Schwinn, anfühlte, wie mir die Gummihandgriffe in den Händen lagen und wie ich durch die Sohlen meiner Schuhe die Pedalzähne spürte.

Selbst mitten an einem harten Tag auf dem Rad erfüllt mich unter den Schmerzen und den Anstrengungen ein Gefühl der Erleichterung und Freude darüber, dass ich wieder Rad fahren kann. Ich fahre als Beweis dafür, dass auch in unserer wissenschaftlichen und hoch technisierten Welt der menschliche Körper immer noch ein Wunder ist. Beim Radfahren schützt dich keine Außenhülle aus Metall und Glas vor den Elementen. Nur deine dünnen Trikots liegen zwischen dir und der Natur, und ebendeshalb ist unser Sport ebenso sinnlich wie strapaziös. Der Radfahrer erfährt große Schönheiten, gewaltige Ausblicke und die berauschende Glückseligkeit einer Bergabfahrt. Aber der Körper muss für das Radfahren auch büßen, einen Tribut für die Schönheit der Fahrt zollen, einen Tribut, der den Radfahrer unablässig daran erinnert, dass er Mensch ist.

Ein Fahrrad wird, gleichgültig, wie ausgeklügelt die Technologie oder wie hoch entwickelt die Komponenten,

aus denen es besteht, nur von einem Körper in Fahrt gebracht. Ein Fahrrad hat etwas Fundamentales an sich: ein Rahmen mit einer Kurbel und zwei Pedalen, eine Kette und zwei Räder, angetrieben nur von deinen eigenen Beinen. Auf einem Fahrrad bist du mit deiner Kraft unterwegs, geleitet von deiner eigenen Hand, bist du selbst Rad und Motor.

Bislang jedoch sehne ich mich immer noch nach dem Rennen. Mir ist klar, dass wir nur ein paar Versuche haben, und dies könnte durchaus meine letzte Chance sein, es zu gewinnen ... Es nochmals zu gewinnen.

Ein Sportler muss nach einer Möglichkeit suchen, wie er nicht nur sich selbst, sondern auch die Menschen um sich herum bereichern kann. Andernfalls sind seine Bemühungen zwecklos.

Ich bin immer noch dabei herauszufinden, was ich für andere Menschen sein und tun kann und was nicht. Ich kann ein Glücksbringer sein, ein Hoffnung spendendes Beispiel, ein Gefährte im Leid, ein Ratgeber in der Not und ein guter Zuhörer. Ich kann versuchen, die Tour de France immer und immer wieder zu gewinnen und dadurch die Krankheit in Grund und Boden stampfen. Ich kann den Menschen das eine sagen, was ich mit Sicherheit über Krebs weiß, und das ist, dass sie nicht alleine sind: Die Krankheit ist so groß, so weit verbreitet, so alltäglich, dass sie unzählige Menschen trifft – Freunde, Verwandte, Kollegen, Kommilitonen, Mitschüler. Im Grunde genommen kann ich eigentlich nur versuchen, ihnen zu helfen.

Hin und wieder aber übersteigt selbst das meine Fähigkeiten. Es gibt Momente, in denen ich schlicht nicht weiß, was ich zu jemandem sagen soll, in dessen Körper

gerade der Krebs wütet. Im September 2001 wurde ich ins Weiße Haus eingeladen, um für eine intensivere Krebsforschung und zusätzliche Ressourcen und Finanzmittel zu werben. Vor der Präsentation arrangierte ein Beamter des Weißen Hauses ein privates Treffen mit einem an der Hodgkin-Krankheit leidenden Journalisten von der *St. Petersburg Times*, der sich zu der Zeit gerade einer Chemotherapie unterzog. Paul de la Garza, so sein Name, hatte nach seiner Diagnose von einem Freund eine Ausgabe von *Tour des Lebens* geschenkt bekommen und daraufhin die Tour de France im Fernsehen mitverfolgt. Als er hörte, dass ich zu einer Veranstaltung zugunsten der Krebsforschung ins Weiße Haus kommen würde, hatte er über eine Kontaktperson ein Treffen mit mir arrangieren lassen.

»Wer wäre, dachte ich«, schrieb er später über unser Treffen, »besser geeignet, mich seelisch und moralisch aufzubauen, als der bemerkenswerteste Krebsüberlebende der Welt?«

Dabei bin ich keineswegs bemerkenswert; ich bin wie jeder andere auch, und wenn Sie mich im falschen Moment erwischen, kann es sein, dass ich zu nichts zu gebrauchen bin. Nachdem man uns bekannt gemacht hatte, wurden wir zu unserem Gespräch in ein kleines Vorzimmer geführt. Leider war der Terminkalender im Weißen Haus an diesem Tag überaus eng und das Protokoll sehr rigide. Abgesehen davon, dass uns wenig Zeit zum Reden blieb, war ich angesichts der Tatsache, gleich mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammenzutreffen, ziemlich aufgeregt. Während mir einige Dinge zum Signieren, Poster und Zeitschriften, gereicht wurden, bemühte ich mich, möglichst aufmerksam zuzuhören.

Zu Beginn stellte de la Garza mir einige sehr konkrete

Fragen über seinen Krebs und was sich da machen lasse und was nicht. Ich suchte nach Antworten. Da ich leider nicht die 100000-Euro-Antwort auf jede Krebsfrage habe, gab ich ihm die Antwort, die ich in solchen Fällen immer gebe und von deren Richtigkeit ich auch zutiefst überzeugt bin: Suchen Sie die besten Ärzte, die Sie finden können, und vertrauen Sie ihnen auf Teufel komm raus.

»Wie kann ich den Krebs überleben?«, fragte er.

»Hören Sie auf Ihre Ärzte«, lautete meine aufrichtige Antwort.

»Sorgen Sie dafür, dass Sie die beste Behandlung bekommen.«

Ein Ratschlag, der für ihn, wie er später in einem Artikel über das Gespräch schrieb, »nicht gerade eine Offenbarung« gewesen sei.

Sein linker Arm schmerzte, seine Venen brannten, und auch andere Körperteile rebellierten gegen die Chemotherapie. Was vor allem aber rebellierte, war sein Geist. Er hatte noch sechs Chemotherapie-Zyklen vor sich, und jede neue Runde schwächte ihn mehr. Ich wusste genau, was er durchmachte – die Übelkeit, der Geschmack nach Zinn im Gaumen. Zum Teufel, ich kann das Zeug noch heute riechen. Er war demoralisiert und hatte sich von dem Treffen mit mir mehr erhofft.

»Wie soll ich überleben, wenn ich den Gedanken an noch eine Infusion in meinem Arm nicht mehr ertrage?«, hakte er nach.

»Die Qualen sind Teil des Besserungsprozesses«, sagte ich. »Sie müssen sie willkommen heißen.«

Was ich damit meinte, war: Die Qualen sind das Heilmittel. Weil sie ein Ausdruck dessen sind, was einen möglicherweise rettet, muss man sie willkommen heißen. Man kann mit seinem Geist jede Erfahrung verändern –

wie wir einen bestimmten Moment erleben, darüber bestimmt jeder von uns alleine. Konzentration und Glauben können selbst eine Chemotherapie, und mag sie noch so furchtbar sein, in eine positive Erfahrung verwandeln. Das verlangt Übung, ja, aber es ist machbar. Wenn ich mich übergeben musste oder es beim Wasserlassen wie Feuer in der Harnröhre brannte, redete ich mir immer ein, dass diese Empfindungen anzeigten, dass der Krebs meinen Körper verließ. Ich pisste ihn heraus, ich kotzte ihn heraus, ich hustete ihn heraus. Ich hatte keine Lust, mich mit der Frage zu beschäftigen, ob ich sterben würde oder nicht. Natürlich gab es in der Medizin und außerhalb davon viele, die glaubten, ich *könnte* sterben – aber ich zog die Gesellschaft von Ärzten und Krankenschwestern vor, die daran glaubten, dass ich es schaffen konnte.

LaTrice Haney, meine Krankenschwester auf der Onkologischen, half mir sehr. Einmal, gequält und gezeichnet von der Chemo, fragte ich LaTrice, ob ich wohl jemals wieder aus dem Krankenhaus herauskommen würde. »Lance«, sagte LaTrice, »jedes Mal, wenn du hier hereinfläufst, läufst du auch wieder hinaus. Und es wird eine Zeit kommen, da du nicht mehr hierher kommen musst – weil du geheilt sein wirst.«

Vielleicht hätte ich Paul de la Garza all diese Dinge erzählen sollen. Vielleicht wäre ich besser beraten gewesen, ihm in seiner Not Mitleid zu spenden und ihm meine ungeschminkte Wahrheit zu sagen: Ja, der Krebs war das Beste, was mir je passiert ist – aber ich will ihn nicht wieder haben.

Stattdessen sagte ich bloß: »Sie werden sehen, wenn die Behandlung vorbei ist, werden Sie sich schnell erholen. Zumindest war das bei mir so.«

Dann unterbrach uns ein Mitarbeiter des Weißen Hauses

und führte mich in das Blaue Zimmer, wo ich zusammen mit dem Präsidenten eine kurze Ansprache hielt. Sichtlich enttäuscht von dem Treffen blieb de la Garza in dem Vorzimmer zurück.

»Das war es«, schrieb er.

»Unser Treffen dauerte vielleicht fünf Minuten. Obwohl ich seine Zeit zu schätzen wusste – später erfuhr ich, dass er an diesem Tag seinen 31. Geburtstag feierte – und weiß, wie sehr einen das ganze Drum und Dran des Weißen Hauses ablenken kann, sagte er eigentlich nichts, was mich aus den Socken gehauen hätte, nichts, wonach ich fischte und das mir aus meinem dunklen Tunnel hätte heraushelfen können. Nichtsdestotrotz, das Treffen war hilfreich, weil es mir half, etwas zu erkennen. Auf der Fahrt von der Arbeit nach Hause am Abend zuvor standen mir tatsächlich Tränen in den Augen, mit so viel Hoffnung sah ich diesem Treffen entgegen. Ich war mir sicher, dass er irgendeine Offenbarung für mich hätte, etwas, das alles zum Besseren wenden würde. Wegen seiner Geschichte behandelte ich ihn, als hüte er das Geheimnis, mit dessen Hilfe ich meinen Krebs besiegen könnte. Aber was mir fast sofort nach dem Gespräch aufging, sogar noch bevor ich das Weiße Haus verlassen hatte, war, dass ich mich nicht an die Reichen und Berühmten, die Helden der Sportwelt, wenden muss, um meinen Weg durch die Sorgen, die Mutlosigkeit und die Angst der Was-wenns zu finden. Meine Helden sind hier, direkt vor mir, gewöhnliche Leute, die jeden Tag mein Leben besser machen. Ganz oben auf der Liste stehen meine Frau, meine Kinder ... meine Angehörigen, meine Freunde, meine Kollegen, meine Krankenschwestern, meine Ärzte.«

De la Garza hat Recht. Heroismus kann ich nicht bieten – diese Latte liegt zu hoch für mich. Wenn manche Menschen eine Offenbarung, ein Geheimrezept suchen, dann bin ich die falsche Adresse. Überhaupt sind Helden in der Mehrzahl der Fälle Menschen, die handeln, ohne viel nachzudenken. Wenn zehn Menschen, oder von mir aus auch eine Million Menschen, dich zum Helden machen wollen, dann bleibt dir nur eins: Bedanke dich dafür, lebe dein Leben so weiter wie bisher und erkenne, dass der *Versuch*, ein Held zu sein, nicht gerade die lohnendste Sache ist, der man sein Leben widmen kann.

Die lohnendste Sache, in deren Dienst ich mich stellen kann, ist, Menschen, die leiden, zu erklären, dass Kranksein eine fundamental wichtige menschliche Erfahrung ist, dass es sie – und andere Menschen auch – lehren kann, ein anderes, besseres Leben zu führen.

Manchmal gelingt es mir, diese Botschaft zu vermitteln, manchmal nicht. Bei de la Garza gelang es mir leider nicht. Aber kurze Zeit später besuchte ich eine Frau, die an Krebs litt und ihre Haare verloren hatte. Die einzigen Menschen, die sie bis dahin ohne Perücke gesehen hatten, waren ihre Ärzte, doch als ich zu ihr kam, nahm sie sie ab, und wir ließen ein Foto von uns machen. Ich werde niemals müde werden, Freundschaft mit krebskranken Menschen zu schließen, und ich werde jedes Mal dasselbe zu ihnen sagen: »Komm her zu mir, hierher, direkt neben mich.«

Das ist keine Bürde, es ist eine Chance, und ich werde das tun, bis mir jemand sagt, ich solle damit aufhören. Eines Tages könnte ich eine Fünfzehnjährige treffen, die nicht weiß oder sich nicht darum schert, wer ich bin, und jemand anderes wird kommen und ihr eine Inspiration sein. Bis dahin werde ich versuchen, jede Bitte zu erfüllen und jeden Menschen zu besuchen, der ein bisschen Hilfe

braucht.

Ich würde gerne lernen, wie ich meinen Einfluss dafür einsetzen kann, das Denken über Krebs auch im größeren Maßstab zu verändern. Vielleicht kann ich sogar mit dazu beitragen, die öffentliche Meinung, die Politik und die Geldflüsse für die Krebsforschung zu gestalten. Nach dem Besuch im Weißen Haus gingen Jeff Garvey, der Vorsitzende der Lance Armstrong Foundation, und ich noch am selben Tag mit derselben Mission – die Krebsforschung fördern und um mehr Mittel bitten – auf den Capitol Hill, wo wir, in dieser Reihenfolge, mit dem demokratischen Senator Ted Kennedy aus Massachusetts, Sam Brownback, einem Republikaner aus Kansas, und der kalifornischen Demokratin Diane Feinstein zusammentrafen. Die Gespräche erwiesen einmal mehr was uns alle zum Thema Krebs verbindet.

Senator Kennedys Sohn Teddy Jr. hatte als Junge an Knochenkrebs gelitten und ein Bein verloren. Der Senator führte uns in sein Büro und zeigte mir die Fotografien seiner verstorbenen Geschwister, die an der Wand hingen, bevor er sich einem anderen Bild zuwandte, einem Bild von seinem Sohn.

»Als Teddy Krebs hatte, versuchte ich alles, um ihn abzulenken«, erzählte er. »Aber das Einzige, was ihn davon abhalten konnte, an den Krebs zu denken, waren die Celtics-Lakers-Spiele. Also besorgte ich für jedes Spiel, zu dem ich gehen konnte, Tickets und ging mit ihm ins Basketballstadion, damit er wenigstens für ein paar Stunden an was anderes dachte.«

Auf einem anderen Bild sah ich Ted Jr. mit einer Beinprothese an einem Skihang stehen, die Arme triumphierend in die Höhe gerissen – er hatte gerade eine Goldmedaille bei den Paralympics gewonnen. Als ich mich mit einer Bemerkung auf den Lippen zum Senator

umdrehte, sah ich, dass ihm Tränen über die Wangen liefen.

Senator Brownback, der uns anschließend empfing, hatte, wie ich wusste, seinen eigenen Kampf gegen den Krebs geführt und gewonnen. Der Senator ließ keinen Zweifel daran, dass der Krebs sowohl seine Sicht auf das Leben als auch auf das Leben nach dem Leben verändert hatte; nach seiner Heilung war er zu einem wiedergeborenen Christen geworden.

»Erzählen Sie mir, wie der Krebs Ihren Glauben verändert hat«, forderte er mich auf, nachdem wir auf einem Sofa Platz genommen hatten.

Hier war sie wieder, diese unerfreuliche Frage. Wie, fragte ich mich, sollte ich dem Senator verständlich machen, dass mein Glauben meine Sache war, ganz allein meine Sache? Aber noch bevor ich den Mund öffnen konnte, sprang Jeff Garvey, dem mein Dilemma bewusst war, in die Bresche und sagte schnell: »Lance' Frau Kristin ist Katholikin. Und in seinem Haus hat er eine Kapelle.«

So dankbar ich Jeff für sein Ablenkungsmanöver war, ich wollte aufrichtig sein und antwortete dem Senator ganz offen:

»Ich habe mich auf meine Ärzte, auf die Medizin und auf die Wissenschaft verlassen, sie waren meine Hoffnung.« Darüber hinaus, fügte ich hinzu, hatte ich an meine persönliche Verantwortung für meine Heilung geglaubt, daran, mich kundig zu machen und die Krankheit mit allem, was ich hatte, zu bekämpfen.

Der Senator, ein beherzter und energischer Kämpfer gegen den Krebs, erklärte: »Wir müssen uns einen Termin setzen und zum Beispiel sagen, dass wir innerhalb der nächsten zehn Jahre ein Heilmittel haben wollen.« Mit

dieser kämpferischen, sehr entschlossenen Art sprach Brownback mir direkt aus dem Herzen. Gleichzeitig wussten wir beide, dass der Krebs nicht eine, sondern 250 Krankheiten umfasst, jede einzelne mit ihren eigenen Symptomen und Behandlungsmethoden und potenziellen Heilmitteln. Das bedeutet, dass es nicht um ein, sondern um 250 Heilverfahren geht. Wir verabschiedeten uns mit einem Händedruck und dem Versprechen, uns wieder zu treffen.

Das letzte Gespräch mit Senatorin Feinstein, einer charmanten Lady ohne den geringsten Dünkel, war zugleich auch das unbeschwerteste. Nachdem wir bei ihr im Büro Platz genommen hatten, sprachen wir eine Weile über die Notwendigkeit zusätzlicher Mittel für die Krebsforschung und besserer Informationen über die Krankheit.

Dann wandte sie sich direkt an mich: »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Natürlich«, entgegnete ich.

»Wissen Sie, ich fahre auch Fahrrad. Schmerzt Ihr Hintern auch?«

Die Frage kam so unvermittelt, dass ich laut lachen musste. »Ja klar«, meinte ich. »Deshalb sind meine Radhosen ja auch gepolstert.«

Ich verließ Washington mit einer Reihe neuer Fragen über meinen besonderen Status als Sportler. Sportler sind Figuren des öffentlichen Lebens. Zugleich jedoch neigen wir zu der Haltung, dass es uns nicht zusteht, uns zu politischen Themen oder zum aktuellen Tagesgeschehen zu äußern. Schließlich beschränkt sich unser Job ja darauf, mit unserem Körper Höchstleistungen zu erbringen. Für mich ist das nicht ausreichend. Es geht nicht um das Fahrrad. Ging es noch nie. Es geht um Ziele. Jeder

Mensch sollte ein Ziel haben.

Ich kämpfe immer noch mit der Frage, ob es meine Pflicht ist, mich öffentlich zu äußern. Aufgrund meines freundschaftlichen Verhältnisses zu Präsident George W. Bush wurde ich im Vorfeld des Irakkriegs von vielen amerikanischen und ausländischen Journalisten nach meiner Meinung zu dem Thema gefragt. Meine Antwort war, dass ich zwar nicht für Krieg bin – wer ist das schon? –, aber dass ich hinter meinem Präsidenten und unseren Soldaten stehe. »Also sind Sie nicht seiner Meinung?«, hakte ein Journalist nach, worauf ich antwortete: »Wissen Sie, das Gute an Amerika ist, dass es ein Land ist, in dem man mit seinen Freunden nicht unbedingt einer Meinung sein muss.«

Eine weitaus bedeutungsvollere Antwort auf diese Frage verdanke ich meinem Freund Lee Walker. Eines Nachmittags, wir saßen gerade bei ihm im Garten, fragte ich ihn, wie er über den Irakkrieg denke.

»Ich will dir zwei Sachen sagen«, antwortete Lee. »Erstens, ich weiß zwar nicht genau, was ich davon halten soll, aber ich bin Amerikaner und folge meinem Präsidenten. Wohin er geht, dahin gehe ich auch. Zweitens aber ist das ein globales Thema, eine Sache also, auf die ich keinen Einfluss habe. Was den Irak angeht, kann ich verdammt noch mal rein gar nichts tun, und mit diesem Saddam Hussein habe ich nicht das Geringste gemeinsam. Aber es gibt etwas, was ich tun *kann*. Ich kann runter an die nächste Straßenecke gehen und versuchen, *dort* die Welt ein bisschen besser zu machen. Das kann ich. Ich kann im Park etwas bewegen. Ich kann an der Bushaltestelle etwas bewegen. Ich kann hingehen und mit der Parkbank dort etwas bewegen und vielleicht jemandem eine bessere Minute, einen besseren Tag, ein besseres Leben bescheren. Das kann ich.«

Dabei zeigte Lee auf eine Bank auf dem Gehweg vor seinem Haus. Lee hat diese Bank von seinem eigenen Geld gekauft und aufgestellt, um, wie er sagte, einen kleinen Beitrag für sein Viertel zu leisten. In Lees Viertel leben viele ältere Menschen, und wenn sie etwas benötigen, gehen sie zu Fuß in die umliegenden Geschäfte. Irgendwann kam Lee der Gedanke, dass diese Leute vielleicht eine Gelegenheit brauchten, sich hinzusetzen und ihre Beine auszuruhen. Und so sieht man jetzt auf der Bank vor Lees Haus Leute mit Einkaufstüten sitzen und ihren Beinen eine Rast gönnen.

Lees Philosophie läuft darauf hinaus, Probleme auf ihr kleinstes Element zu reduzieren, auf den Menschen oder das Kind dahinter, und von da an aufwärts zu arbeiten. »Es gibt viel, an dem wir nichts ändern können«, fuhr er fort. »Aber die Dinge direkt hier vor uns, an denen können wir mit unseren beschränkten Möglichkeiten etwas ändern.«

Genau das ist, was auch ich gerne tun möchte. Ich will Parkbänke aufstellen. Der Krebs ist meine Parkbank. Und die Kinder, die ich in meinen Armen halte.

Zwischen einem Mann ohne Macht und einem Mann mit Macht, der sie nicht einsetzt, besteht kein Unterschied. Das denke ich inzwischen über prominente Sportler und ihren Umgang mit dem Tagesgeschehen. Wäre ich religiös, würde ich sagen, mich gegen den Krebs engagieren ist das, was Gott von mir erwartet. Aber ich bin nicht religiös. Also sage ich einfach, das kann ich tun, und dazu bin ich bestimmt.

Am Ende eines Buches fragt man sich immer, was dem Protagonisten wohl als Nächstes passiert? Lebt er weiter oder stirbt er, gewinnt er oder verliert er, ist er glücklich oder unglücklich? Was wird aus ihm?

Was jetzt folgt, ist nur ein Teil dessen, was nach der Tour de France 2002 passiert ist. Endlich, am 2. September 2002, stellten die französischen Behörden die Dopingermittlung offiziell ein. Bill Stapleton hatte Recht behalten, die Sache wurde stillschweigend begraben. Nach 21 Monaten der Nachforschung stellten die Ermittler in einer kurzen, unfreundlichen Erklärung aus dem Büro des Staatsanwalts schlussendlich fest, dass sie nicht die Spur eines Hinweises auf Doping gefunden hatten und sie die Anklage aufgrund mangelnder Beweise fallen ließen.

Anlässlich des sechsten Jahrestags meiner Krebsdiagnose und – nachträglich – meines 31. Geburtstages richteten wir eine Party auf Milagro aus. Überall wuselten Kinder herum. Die Mädchen krabbelten über den Rasen, während ich Luke auf ein Quadbike packte und ihn durch die Gegend kutscherte. Wir hatten ein Barbecue, kistenweise Shiner-Bockbier und zwei Kuchen. Auf dem einen stand CARPE, auf dem anderen DIEM.

Die Mädchen lernten laufen, und Kik lackierte ihnen die Zehennägel rosa. Luke kam im Herbst in die Vorschule. Da er inzwischen ein erfahrener Weltenbummler ist, stellte der erste Trip in die Schule kein Problem für ihn dar, und er stürmte mit einem beherzten Winken in sein Klassenzimmer. In unserem ersten Lehrer-Eltern-Gespräch erhielt er eine exzellente Beurteilung: Er sei aufgeweckt und spiele gerne mit den anderen Kindern. »Er arbeitet mit und ist aufgeschlossen«, sagte die Lehrerin. »Er ist der Anführer der Klasse und mit allen gut Freund. Und er liebt die Mädchen.«

Als ich an diesem Abend heimkam und wir uns beim Essen über den Tag unterhielten, sagte ich zu Luke: »Magst du dein Essen?«

»Yeah, ich mag mein Essen.«

»Wie ich höre, magst du auch Pretty Chicks.«

»Yeah. Chicks zum Essen.«

Je älter Luke wird, umso mehr Fragen hat er. Ich versuche, auf alle seine Fragen eine gute Antwort zu finden. Aber es gibt Fragen, die zu beantworten mir selbst schwer fällt, ganz zu schweigen davon, ihn oder seine Schwestern mit meinen Antworten zufrieden zu stellen.

Im Februar 2003 einigten Kik und ich uns auf eine Trennung auf Probe und fingen gleichzeitig mit einer Eheberatung an. Ich zog in meine Ein-Zimmer-Hütte auf Milagro, der kleinen Ranch, die ich gerodet und wo ich weichen, grünen Rasen ausgesät hatte. Sooft ich auch auf dem Schaukelstuhl auf der Veranda saß und über die konkreten Ursachen unserer Eheprobleme nachgrübelte, sie blieben mir schleierhaft. Aber ich erkannte, dass wir über dem Versuch, alles tun zu wollen, das Wichtigste vergessen hatten: Wir hatten vergessen, verheiratet zu sein. Es war, als seien wir von einer Strömung fortgetragen worden, ohne von dieser Strömung zu wissen. Eines Tages dann blickten wir auf und erkannten, dass wir abgetrieben worden waren und alle unsere Marksteine und Bezugspunkte aus den Augen verloren hatten.

Die Leute warnen einen, dass die Ehe harte Arbeit bedeutet. Aber wer hört schon auf solche Gemeinplätze? Alle Welt spricht über die hübschen Kleider der Brautjungfern, aber darüber, was danach kommt, spricht niemand; darüber, wie schwer es einem fallen kann, beieinander zu bleiben oder etwas wieder aufzubauen. Niemand sagt dir, dass es mit ein paar schweren Tagen nicht getan ist, dass dir harte Wochen und vielleicht sogar ein paar harte Jahre bevorstehen.

Im Februar 2003 kehrte ich zum Training nach Europa zurück, alleine. Kik blieb mit den Kindern in Austin. Aber

wir sprachen weiterhin miteinander und arbeiteten daran, unsere Beziehung auf einem festeren Fundament neu zu errichten. Im April kam Kik nach Europa, und zusammen gingen wir nach Nizza, wo wir vor unserer Hochzeit zusammen gelebt hatten. Es war das erste Mal seit vier Jahren, dass wir beide ungestört Zeit füreinander hatten, ohne Kinder, ohne Freunde.

Während ich dies schreibe, wissen wir noch nicht, was die Zukunft uns bringen wird, aber eines wussten wir ganz sicher: dass wir die Eheberatung mit derselben Entschlossenheit und Disziplin angehen würden, mit der wir auch die anderen Dinge unseres Lebens angingen. Und dass, unabhängig von unseren jeweiligen Fehlern und unabhängig davon, was am Ende sein wird, unsere Ehe ein Erfolg ist: Immerhin haben wir drei Hauptgewinne gezogen.

Noch eines weiß ich: dass die Nutze-den-Tag-Mentalität, die ich aus meiner Krankheit mitgebracht habe, keineswegs immer gut für mich ist. Es ist einfach zu verlockend, wenn ich mitten in einer vertrackten oder lästigen Sache stecke, das Ganze als Verschwendung meiner kostbaren Zeit abzutun und mich mit etwas anderem, Näherliegendem zu beschäftigen. Manche Dinge erfordern einfach Geduld.

Die Frage, wie man den Krebs überlebt, ist für mich von einer anderen abgelöst worden: Wie überlebe ich ohne ihn? Das Leben nach dem Krebs hat etwas von einem Wettkampf an sich; beide sind emotional komplex, und weder das eine noch das andere wartet mit einfachen, bequemen Antworten auf, egal wie sehr man sich dies auch wünschen mag. Hier wie da muss man sich ständig fragen, welche wichtigen Lehren man daraus ziehen kann, welche Lektion daraus lohnt, sie auf das Leben als Ganzes zu übertragen.

Aber eine große und unbestreitbare Lehre habe ich aus dem Krebs und dem Wettkampf gezogen, eine Erkenntnis, von der meiner Meinung nach jeder profitieren kann, sei er nun gesund oder krank, sei er Profi- oder Amateursportler. Diese Lehre lautet: Materieller Wohlstand ist nicht das Einzige, dem hinterherzujagen sich lohnt.

Ob es um Radrennen geht, um Krebs oder um das Leben als solches, der Wohlstand bringt uns nur bis zu einem bekannten Punkt. Seit wann sind Bettlaken aus dem richtigen Stoff, computergesteuerte Kaffeemaschinen oder elektrische Zahnbürsten die einzigen Dinge, die zu besitzen oder für die zu arbeiten sich lohnt? Viel zu häufig steht das äußere dem inneren Wohlergehen im Weg.

Keine mathematische Formel kann erklären, warum manche Radprofis bei der Tour de France mitfahren, andere niemals an den Start gehen und einige zwar mitfahren, aber nichts riskieren. Ich habe viele Leute kennen gelernt, die nicht alles in die Waagschale geworfen haben, und wissen Sie was? Sie haben verloren. Nach fast einem Monat des Leidens kann eine winzige Minute darüber entscheiden, wer gewinnt. Ob es das wert ist? Das hängt davon ab, ob man gewinnen will. Ich bin bereit zu leiden. Das habe ich in mir.

Die Leistungsfähigkeit des Menschen reicht in ein ihm unbekanntes Terrain hinein, ein Terrain, in dem es nur noch um Schmerzen und um Verlust geht. Und was dann? Was bringt dich dazu, durchzuhalten? Ganz einfach: Du erinnerst dich daran, dass du deine Pflicht erfüllst, das Beste aus dir herauszuholen – und dass jeder Erfolg aus der Opferbereitschaft geboren wird.

Die Erfahrung des Leidens ist mit der des Forschens vergleichbar, der Entdeckung von etwas Unerwartetem und Offenbarendem. Wer an die äußersten Grenzen des Schmerzes vordringt, der Angst, der Unsicherheit, wird

dafür mit einem Gefühl der Entfaltung belohnt, einem Wachstum seiner Fähigkeiten.

Der Schmerz ist gut, weil er deinem Körper und deiner Seele beibringt zu improvisieren, fast so, als würde dein Unterbewusstsein sagen: »Ich werde mich daran erinnern, an die Schmerzen, und ich werde daraus lernen und daran wachsen, damit der Schmerz das nächste Mal nicht mehr so schlimm ist.« Unser Körper baut sich im wahrsten Sinne des Wortes aus unseren Erfahrungen auf, und ein Körper und ein Geist, die in einem Jahr die Tour de France durchlitten haben, werden im darauf folgenden Jahr besser sein, weil sie eine Erinnerung haben, auf der sie aufbauen können. Wer weiß, vielleicht gilt das ja auch für das Leben insgesamt.

Wer sich niemals umdreht und auf sein bisheriges Leben zurückblickt, wird eines Tages gegen eine Wand prallen. Manche Wände bleiben unsichtbar, bis man in sie hineindonnert. Um die Wand in dir zu überwinden, musst du sie zuerst wahrnehmen. Und der einzige Weg dorthin führt darüber, dir selbst Fragen zu stellen, die schmerzen – nicht anders wie ein Sportler, der körperlich an seine Grenzen vorstoßen will.

Der Umstand, dass es in meinem Leben unbeantwortete Fragen gibt, bekümmert mich nicht. Ich weiß nicht, was als Nächstes kommt, und ich muss das auch gar nicht wissen. Ich freue mich darauf, es zu entdecken. Für mich gibt es keine einfachen und endgültigen Erklärungen. Kann es und wird es nicht geben. Wenn ich meine Kinder so heranwachsen sehe, überkommt mich der Gedanke, dass, während die Struktur ihrer Knochen Form annimmt, auch andere Dinge ihre Spuren in ihnen hinterlassen. Das zeigen mir auch die Narben, die meinen Körper bedecken – dass man nicht durch dieses Leben gehen kann, ohne vom Unerwarteten gezeichnet zu werden.

Ob nun gewollt oder ungewollt, auf unserem Weg durch das Leben hinterlassen wir Spuren. Spuren von Taten, Spuren von Tönen, Spuren von Farben, Spuren von Licht. Wer weiß schon, wie lange sie sichtbar bleiben werden?

Wenn ich im Dead Man's Hole aus dem Wasser steige, muss ich über Felsen gehen, und was ich sehe, wenn ich mich umdrehe, sind meine feuchten Fußspuren, die in der Sonne verdunsten. Sie verschwinden vor meinen Augen. Wenn ich nach vorne blicke, was sehe ich? Ich sehe, wie weitere Seiten umgeblättert werden, und auf diesen Seiten stehen schöne Dinge, kleine Dinge, Fehlschläge, Feste, Tragödien, dunkle Wolken, Hochzeiten, Abschlussfeiern, Unfälle und knappe Entscheidungen.

Ich will dieses Leben fühlen, wie ich es lebe. Nicht, wie ich es *vielleicht* gelebt hätte. Oder wie ich es hätte leben *können*, wenn ... Ich will es so fühlen, *wie es ist*: nackt oder angezogen, barfuß oder in Schuhen, kalt, heiß, kompliziert, einfach, voller Angst, voller Glück, unzufrieden, begeistert, fruchtbar, egoistisch, großzügig, mitfühlend.

Ich weiß nur eins: Dass ich eigentlich nicht mehr am Leben sein sollte und mich doch lebendiger fühle als viele Menschen auf dieser Erde. Jedes Mal, wenn ich zum Dead Man's Hole zurückkehre, mache ich den Sprung hinunter. Ich bin immer noch überzeugt, dass ein wenig Angst einem gut tut. Ich bin so sehr davon überzeugt, dass ich nach einer Weile, als der Sprung zur Routine wurde, anfang, nach weiter oben in den Felsen gelegenen Absprungstellen zu suchen.

Es gibt da einen Vorsprung, von dem es wahrhaft erschreckende 15 Meter bis hinunter ins Wasser sind. Tag für Tag betrachtete ich mit zwei Freunden, Morris Denton und Ryan Street, den Vorsprung, und im Scherz schlossen wir Wetten darauf ab, ob einer von uns jemals den Mut

dazu haben würde. Dann, eines Nachmittags, sprang Morris. Er stürzte sich von dem Felsen hinunter in das kalte, grüne Wasser. Begleitet von unserem Gebrüll und Applaus tauchte er wieder auf. Dann nahm Ryan Anlauf und sprang.

Sehr vorsichtig ging ich nach vorn an die Kante und blickte hinunter. Während ich da stand, konnte ich spüren, wie mir das Blut aus dem Kopf in die Beine stürzte, und ich fühlte mich plötzlich ganz schwach. »Keine Chance«, rief ich nach unten, meine Stimme vom Echo vielfach verstärkt. »Ich kann das nicht.« Vorsichtig machte ich einen Schritt nach hinten, weg von der Kante.

Unten trat Morris ins Wasser. »Was ist los?«, schrie er zu mir hoch.

»Ich kann das nicht«, brüllte ich nach unten.

»Hast du etwa Schiss, Mellow Janey?«

Ich blieb stehen. Ryans und Morris' schrilles Lachen echote von den Felswänden des Canyons. »Mellow Janey! Mellow Janey!«

»Sehr witzig«, schrie ich zurück.

Einen Moment lang stand ich da und lachte mit ihnen. Dann drehte ich mich um ... und rannte geradewegs über die Kante.

Ich warf mich in die Luft. Unter mir verschwand der Felsvorsprung, und für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, in der Luft zu hängen, mit wild rudern den Armen und strampelnden Beinen, unter mir nichts als kaltes, grünes Wasser. Mir stockte der Atem. Ryan und Morris starrten nach oben, lachten mit weit aufgerissenen Mündern einen Mann an, der völlig davon hingerissen war, nichts als Luft um sich zu spüren ...

Kapitel 8

Ein anderes Ende ...

Du denkst, es ist vorbei, und dann geht es doch weiter. Ich dachte, ich wäre fertig mit der Arbeit an diesem Buch, einem Buch, das davon handeln sollte, sich gegen Widrigkeiten durchzusetzen, nicht nur in einer bestimmten Lebensphase, sondern im Leben überhaupt. Doch dann machte ich mich auf, die Tour de France ein fünftes Mal zu gewinnen, nur um sehr unsanft zurück auf den Boden der Tatsachen geholt und einmal mehr daran erinnert zu werden, wie schwer es doch sein kann, sich nach einem Sturz wieder aufzurappeln und auf die Beine zu kommen. Was genau der Punkt ist: Man bietet nicht nur einmal dem Schicksal die Stirn, und damit hat es sich dann. Das Leben geht weiter, und neue Dinge passieren.

Bei der Tour 2003 passierten alle möglichen Dinge. Zu viele Dinge. Stürze, Hitzewellen, Viren, Pannen, eine endlose Abfolge von Zwischen- und Unfällen, sodass wir allmählich glaubten, die ganze Veranstaltung sei verhext. An einem Punkt des Rennens stand ich mitten in den Pyrenäen am Straßenrand, mit Schürfwunden und Kratzern übersät, und schrie vor Wut, weil ich überzeugt war, nun hätte ich das Rennen verloren. Zuzeiten das Einzige, was mich im Sattel hielt, war, wie der Rennkommentator Phil Ligget es ausdrückte, der »Magnetismus der Ziellinie«.

Ist Geschichte eine tatsächliche Kraft? Ich weiß es nicht, aber genauso schien es mir. Bei der 100. Tour de France hatte ich das Gefühl, als müsse ich gegen einen ebenso unheimlichen wie unsichtbaren Gegner fahren. Es war, als hätten sich die Geister aller vergangenen Tour-Größen

zusammengefunden und beschlossen, dass der diesjährige Sieger sich nicht nur als ein würdiger Titelträger erweisen musste, sondern darüber hinaus auch die Fähigkeit zeigen sollte, sich gegen das Absurde und nahezu Unerträgliche zu behaupten.

Ein paar Tage vor Beginn der Tour beschmutzte ein Vogel Johans Schulter mit Kot; damals hätte ich erkennen müssen, dass uns ein hartes Rennen bevorstand. Wir saßen vor dem Teambus bei einem Meeting zusammen, als der Vogel seine Ladung auf Johans Hemd spritzte. War das ein schlechtes Omen? In einigen Ländern gilt das als ein gutes Vorzeichen, und in der Tat wurde später im Team viel über Glück und Pech spekuliert. Für mich waren das aber nur Ausflüchte. Tatsache ist, dass ich in den vier vorangegangenen Jahren die Tour gewonnen hatte, ohne dass mich ernsthafte Missgeschicke fast aus der Bahn geworfen hätten: keine Stürze, keine Reifenpannen, keine Probleme. Und nun ging, wie es schien, alles auf einmal schief – oder wurde mir nur die Rechnung für mein bisheriges Glück präsentiert?

Es fing im Winter an, als Kik und ich uns trennten. Jeder, der schon einmal etwas Vergleichbares mitgemacht hat, weiß, wie verheerend so etwas für die Psyche ist und wie sehr es alles andere in den Hintergrund drängt. Ich wollte mir einreden, dass ich die Situation im Griff hätte und meine persönlichen Probleme sich nicht auf das Radfahren auswirken würden, aber das stimmte nicht. Ich hatte keinen körperlichen Zusammenbruch, keinen Tag, an dem ich es nicht aus dem Bett schaffte oder nicht aufs Fahrrad stieg. Aber es behinderte mich, nicht beim Training, aber in meinem Denken und Fühlen, im Kopf und im Herzen.

Mit dem Herannahen der Tour stellten sich dann andere, weniger dramatische Probleme ein. Bei einem wichtigen

Vorbereitungsrennen für die Tour, der Dauphiné Libéré, stürzte ich, kurioserweise an einem Freitag, dem 13. Ich erholte mich nur langsam und laborierte an einer Sehnenentzündung im Hüftgelenk. In der Woche, als ich nach Paris abreisen sollte, fing ich mir bei meinen Kindern eine Magengrippe ein und hätte den Flug um ein Haar absagen müssen. Noch am Tag vor dem Rennen lag ich zusammengekrümmt mit Schmerzen auf dem Bett.

Bei der Vorbereitung auf den Prolog sagte ich mir, dass ich vielleicht auf der Straße, sobald das Rennen erst einmal lief, wieder in Form kommen würde. Aber noch mehr als in den Jahren zuvor erwartete dieses Jahr alle Welt von mir einen neuerlichen großen und überzeugenden Sieg. Wenn man so etwas die ganze Zeit zu hören bekommt, bleibt das nicht ohne Folgen. Dann befällt einen das Gefühl, dass man gar nichts zu gewinnen hat, dass man nur noch verlieren kann.

Prompt verlor ich. Mein siebter Platz im Prolog stürzte mich gleich zu Beginn der Tour in eine ausgewachsene Krise. Jetzt wusste jeder, was ich hatte verbergen wollen, und prompt machte im Peloton das Wort die Runde, ich sei nicht mehr derselbe Fahrer wie in den letzten Jahren. Mein siebter Platz ließ an diesem Abend bei allen Fahrern neuerliche Hoffnungen keimen, auch bei Jan Ullrich, der so durchtrainiert und fit wie eh und je nach Paris gekommen war, um für sein neues Team Bianchi an den Start zu gehen.

Und das war erst der Anfang. Gleich auf der ersten Etappe nach Meaux kam es zu einem Massensturz von historischen Ausmaßen. Dicht gedrängt jagte das Peloton auf die Ziellinie zu, als ein kleines Missgeschick eine gewaltige Kettenreaktion nach sich zog. Ein Fahrer rutschte mit dem Fuß aus dem Pedal, nicht mehr, und Sekunden später lagen 176 Fahrer über- und untereinander

auf der Straße. Am schlimmsten erwischt hatte es meinen Freund und Nachbarn Tyler Hamilton, der sich das rechte Schlüsselbein brach, es aber trotzdem irgendwie wieder in den Sattel schaffte und weiterfahren konnte. Obwohl ich selbst mehr Glück hatte und mit ein paar Prellungen und Schürfwunden davonkam, war der Massensturz ein Indiz dafür, was uns bevorstand.

Dasselbe galt für die Hitze, die von Anfang an allen zusetzte. Die ganze Tour über war es heiß, drückend heiß. Bei den frühen Sprintetappen stiegen die Temperaturen auf über 38 Grad Celsius. Erschlagen von der Hitze saßen wir mit hängenden Köpfen und Schultern auf den Rädern; als würde eine Zentnerlast auf dir liegen und ohne Unterlass an deiner Kraft zehren. Statt mich mit jedem Tag, der ins Land zog, zu regenerieren, fühlte ich mich immer schwächer. Meine Teamkollegen mussten mich praktisch durch die gesamte erste Woche ziehen. Im Gegensatz zu mir war das Postal-Team in Bestform und fuhr beim Mannschaftszeitfahren über 69 Kilometer von Joinville nach St. Dizier einen überzeugenden Tagessieg heraus. Auf der technisch extrem anspruchsvollen Etappe musste jeder von uns im gemeinsamen Kampf gegen die Uhr alles geben. Wir gierten danach, der Welt zu demonstrieren, dass U.S. Postal in einem von Europäern dominierten Sport zum besten Team aufgestiegen war, und wir fuhren ein perfektes Rennen, ein fliegender blauer Keil aus purer Geschwindigkeit.

Wir gewannen die Etappe nach einer Stunde, 18 Minuten und 27 Sekunden, eine halbe Minute vor dem schärfsten Konkurrenten, ein Sieg, der mich im Gesamtklassement vom zwölften auf den zweiten Platz katapultierte. Mindestens ebenso befriedigend war der Umstand, dass auf den ersten acht Plätzen im Gesamtklassement ausschließlich Postal-Fahrer lagen und mein eigener

Teamkollege Victor Hugo Peña sich vor mir auf dem zweiten Platz das Gelbe Trikot erobert hatte. Wie wir alle war Victor völlig erschöpft gewesen, als wir uns an diesem Tag der Ziellinie genähert hatten, aber ich hatte ihn mit den Worten »Welche Farbe willst du heute Abend tragen? Welche Farbe?« nach vorne an die Spitze gedrängt.

Nach einer Woche im Sattel kamen wir in die Alpen, und ich fühlte mich immer noch nicht in Form. Das Rennen hat erst begonnen, suchte ich mich immer wieder zu beruhigen, und ich wartete darauf, dass meine Stärke zurückkehrte. Wer mich aber kannte, der sah durchaus, dass ich zu kämpfen hatte – vor allem auf der achten Etappe hinauf nach L’Alpe d’Huez. Nachdem ich in den letzten vier Jahren mit der Ankunft in den Bergen stets die Kontrolle über die Tour an mich gerissen hatte, erwartete auch dieses Mal jeder einen weiteren großen Angriff von mir. Aber L’Alpe d’Huez sollte zum Ort eines weiteren Missgeschicks werden – und mir unmissverständlich zeigen, wo ich im Vergleich zum letzten Jahr stand.

Die Etappe führte unter anderem auf den 2645 Meter hohen Col du Galibier hinauf, ein monströser Anstieg von 30 Kilometern, der mit zu den höchsten in den Alpen zählt. Auf dem Weg hinauf auf den Galibier fühlte ich mich ungewöhnlich schwer in den Beinen, eine Schwere, die mir unerklärlich war. Bis ich nach unten blickte und entdeckte, dass die Bremse am Hinterrad schleifte, befanden wir uns schon wieder auf der Abfahrt.

»Johan«, meldete ich mich per Funk, »ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht.«

»Okay«, hörte ich ihn durch das Rauschen, »zuerst die gute.«

»Nein, ich sag dir zuerst die schlechte: Ich fühle mich

wie ein Stück Scheiße. Die gute Nachricht ist, dass ich glaube, den Grund dafür entdeckt zu haben. Ich habe gerade einen Blick nach hinten geworfen und festgestellt, dass die Hinterradbremse die ganze Zeit über geschliffen hat.«

Ich hatte die ersten 120 Kilometer der Etappe mit schleifender Hinterradbremse absolviert – was ungefähr so ist, wie mit Schuhen zu schwimmen. Peinlich genug, dass ich das so spät bemerkt hatte.

Das Problem mit der Bremse hatte ich schnell behoben, nicht aber das mit meinem Körper. Ich war müde, das Thermometer war schon wieder auf 38 Grad geklettert, es ging in den letzten Anstieg nach L'Alpe d'Huez hinein, und nun attackierten auch noch die anderen Fahrer. Joseba Beloki zog vorbei. Ein talentierter junger Spanier namens Iban Mayo zog vorbei. Der aufgehende kasachische Star Alexander Winokurow zog vorbei. Und sogar mein Freund Tyler Hamilton, der mit einem gebrochenen Schlüsselbein im Sattel saß, zog vorbei.

Kein Gedanke daran, sie zu verfolgen. Ich quälte mich den Berg hoch und schaffte es als Vierter ins Ziel. Damit übernahm ich zwar die Führung im Gesamtklassement, aber es war nicht gerade die dominante Leistung, mit der die Leute gerechnet hatten. Die Zahlen logen nicht: Meine persönliche Zeit hinauf nach L'Alpe d'Huez lag vier Minuten unter der von 2001. Ich hatte das Gelbe Trikot, doch dieser Erfolg hatte einen bittersüßen Beigeschmack. Jeder hatte sehen können, dass ich an diesem Tag nicht der stärkste Fahrer gewesen war. Ich musste der Tatsache ins Auge sehen, dass ich nicht in Form war und die Tour verlieren konnte.

Der nächste Tag führte uns von Bourg d'Oisans nach Gap Berg, und wieder folgte Attacke auf Attacke. Winokurow, Mayo und Beloki saßen mir beständig im

Nacken. Die Hitze war so brutal, dass der Asphalt auf den Straßen anfang zu schmelzen und die Attacken schwieriger – und gefährlicher – wurden. Was als Nächstes passierte, war ein klassischer Fall von Glück im Unglück. Wir hatten den letzten großen Anstieg der Etappe erreicht und kamen in eine Kurve, deren Belag in der Hitze aufgeweicht und schlüpfrig geworden war. Beloki jagte hinter Winokurov her, der einen Ausbruchversuch gestartet hatte. Ich hielt mich rund 15 Meter hinter Beloki, als wir mit rund 80 Sachen in die Kurve gingen.

Belokis Vorderrad rutschte weg.

Er versuchte zu bremsen – und sein Rad blockierte. Als es unvermittelt wieder griff, machte sein Fahrrad einen regelrechten Satz und kippte zur Seite weg.

Beloki stürzte und knallte direkt vor mir auf den Asphalt. In einem Haufen rutschten Mann und Maschine über die Straße.

Ich stieg in die Bremsen – und nun blockierte mein Hinterrad. Ich war drauf und dran, die Kontrolle über das Fahrrad zu verlieren. Mir blieben zwei Möglichkeiten: entweder voll in Beloki hineinrasen oder ausweichen und von der Straße fahren.

Ich wich aus – und ratterte über ein Feld. Ich hatte keine Ahnung, was hinter mir mit Beloki los war. Ich wusste nur, dass ich von Glück reden konnte, noch im Sattel zu sitzen. Da hätte eine Klippe neben der Straße sein können oder eine Mauer. Stattdessen erstreckte sich da ein offenes Feld, ein Feld zumal, das abgemäht war und nicht voller Pflanzen stand.

Mein Rad holperte über Traktorfurchen und zerknickte Stängel. Einen Moment lang erwog ich umzudrehen, aber das hätte nur wertvolle Zeit gekostet. Mit einem kurzen Blick nach vorn erkannte ich, dass die Straße in einem

Bogen um das Feld führte und ich mit einem Querfeldeinritt auf die Straße zurückkehren konnte. Instinktiv riss ich den Lenker herum und trat in die Pedale, holperte über knirschende Stängel und rechnete jeden Moment damit, über den Lenker katapultiert zu werden oder mit einem Platten liegen zu bleiben.

Schließlich hatte ich das Feld überquert und sah mich schon zurück auf der Straße, da tat sich vor mir plötzlich ein Graben auf. Obwohl ich so hart bremste, wie ich nur konnte, wäre ich um ein Haar kopfüber in den Graben gestürzt. Da kein Weg zu sehen war, der außen herum führte, sprang ich vom Rad, wuchtete es mir wie einen Sack Kartoffeln auf den Rücken und setzte zum Sprung über den Graben an, wobei ich einen guten halben Meter den Graben hinunterrutschte und eine kleine Staubwolke hinter mir aufwirbelte.

Ich landete auf der anderen Seite, rannte zur Straße vor und schwang mich wieder in den Sattel. Genau in dem Moment kam Tyler vorbei und winkte mir zu, es war eine Art Salutieren. Einfach glücklich, noch im Rennen zu sein, kurbelte ich los und jagte der Führungsgruppe hinterher.

Am Ende der Etappe befand ich mich in halbwegs passablem Zustand – und immer noch im Gelben Trikot. Gleichzeitig jedoch fühlte ich mich lausig wegen Beloki. Noch am selben Abend rief ich seinen Teamarzt Pedro Celaya an und erkundigte mich, wie es ihm ging. Beloki hatte sich den Oberschenkel, das Handgelenk und den Ellbogen gebrochen. Celaya war bei ihm im Krankenhaus, als ich anrief, und ich ließ ihm mein ehrliches Mitgefühl ausrichten. »Es tut mir sehr Leid, was passiert ist«, sagte ich. »Sagen Sie ihm, dass er großartig war.« Und genauso meinte ich es auch. Niemand sieht es gerne, wenn ein scharfer Konkurrent durch einen Sturz aus dem Rennen ausscheidet. Stürze wie dieser sind nicht die

Ruhmesblätter der Tour.

Danach entstand zwischen Beloki und mir so eine Art Kameradschaft. Den Rest der Tour über meldete er sich immer wieder mal bei Johan, um mir viel Glück zu wünschen und die Daumen zu drücken.

Sollte ich gehofft haben, mit dem Ausflug in das Feld wäre die Serie meiner Missgeschicke abgeschlossen, dann hätte ich mich nicht gründlicher irren können. Genau das Gegenteil war der Fall. Einige Tage später stand ein wichtiges Einzelzeitfahren über 47 km von Gaillac nach Cap Découverte auf dem Programm. Wieder brannte die Sonne erbarmungslos vom Himmel, und schon beim Aufwärmen floss mir der Schweiß in Strömen herunter. Ich war noch nicht einmal auf der Straße und fühlte mich bereits erschöpft und durstig. Vor mir legte Jan Ullrich eine schnelle Zeit vor.

Ich schoss die Startrampe hinunter und kauerte mich hinter den Lenker. Anfangs lief alles gut, aber bald schon war es so heiß, dass ich ständig zu meiner Wasserflasche griff. Nach einem Drittel der Strecke lagen Ullrich und ich genau gleichauf.

Die Hitze kroch unter meinen Helm und unter mein Renntrikot, staute sich dort, und nichts schien sie vertreiben zu können. Ich trank und trank. Dehydration beginnt, Tage bevor sie einen wirklich erwischt. Nun erwischte es mich: Mit einem Mal fühlte ich mich völlig ausgedörrt und kraftlos.

Und dann ging mir das Wasser aus.

Bis zur zweiten Zwischenzeit hatte ich 39 Sekunden gegenüber Ullrich verloren – und ich wurde langsamer. Ich hatte keine Möglichkeit mehr, mir Wasser zu besorgen; das Zeitfahrreglement verbietet es den Fahrern, sich auf dem Kurs mit Essen oder Trinken versorgen zu

lassen. Meine Zwischenzeiten waren mir inzwischen egal, ich wollte nur noch eines: trinken.

Mit einem weißen Salzring um den Mund und einem Rückstand von einer Minute und 36 Sekunden gegenüber Ullrich kam ich endlich ins Ziel. Hinter der Ziellinie fiel ich praktisch vom Rad. Ich hatte an diesem Tag gut sieben Liter Flüssigkeit verloren. Irgendwie hatte ich es auf den zweiten Platz geschafft und das Gelbe Trikot verteidigt, aber ich war ein sehr wackeliger, sehr schwacher Führer.

Ich wusste nicht, wie ich meinen Teamkameraden gegenübertreten sollte.

Johan klopfte mir zwar einfach auf den Rücken und sagte, »Hey, das holen wir morgen wieder auf«, aber das Essen an diesem Abend verlief sehr still. Ich konnte fast schon hören, wie die Jungs sich fragten, was mit mir los war und ob ich noch das Zeug dazu hatte, das Rennen zu gewinnen. Die Jungs in Blau schufteten unermüdlich für mich, aber ich blieb ihnen den Lohn für ihre harte Arbeit schuldig. Stattdessen schien jeder neue Tag ein neues Malheur bereitzuhalten, und nun hatte ich auch noch auf einer wichtigen Etappe körperlich versagt. Ich konnte ihnen kaum in die Augen schauen. Aber niemand flüsterte oder klagte oder stellte laute Fragen. Wenn sie den Mund öffneten, dann nur, um zu essen, und als sie fertig waren, standen sie auf und gingen.

Auf dem Weg in die Pyrenäen am nächsten Morgen kam George zu mir. Ich war immer noch völlig am Boden, und er konnte das sehen, »Ich will nur, dass du eines weißt«, sagte er zu mir.

»Was? Dass ich im Arsch bin?«

»Nein. Was du gestern abgezogen hast, war das Eindrucksvollste, was ich dich je habe tun sehen.«

»Warum?«

»Weil ich sah, wie sehr du gelitten hast, aber auch, dass du dich trotzdem voll reingehängt hast.«

Georges Worte halfen mir durch den elenden Tag, der vor mir lag. Auf uns warteten die schwersten Bergetappen der gesamten Tour, und ich war nicht gerade in der Verfassung, meine Führung zu verteidigen. Von einer ernststen Dehydration erholt man sich nicht in einem oder in zwei Tagen. An diesem Tag erwartete uns ein harter Anstieg hinauf in ein Dorf namens Bonascre, und der Anstieg würde mir große Pein bereiten. Das war mir klar – und allen anderen auch.

Am Ende des Tages hatte ich erneut Zeit gegenüber Ullrich verloren, der im Gesamtklassement nun nur noch 15 Sekunden hinter mir lag.

Im Ziel sah ich einmal mehr furchtbar aus, die Augen tief eingesunken, um Jahre gealtert. Im Peloton machte das Wort die Runde, dass ich nicht mehr lange durchhalten, dass ich die Tour an einem der nächsten Tage an Jan Ullrich verlieren würde

Unterstützt von Johan, halfen mir meine Teamkameraden durch die Krise. Keiner von ihnen brach in Panik aus. Mit der Zeit, wiederholte Johan in einem fort, würde ich mich schon wieder fangen und Ullrich an irgendeinem Punkt einen Einbruch erleben. Gleichzeitig suchte er nach ganz praktischen Mitteln und Wegen, unseren Vorsprung zu verteidigen, und verfiel auf eine inspirierte Taktik, um mich vor den ständigen Attacken der anderen Fahrer zu schützen: Johan beschloss, den Spieß umzudrehen, und schickte unsere Kletterspezialisten Chechu und Manuel Beitrán (auch »Tricki«, spanisch für »Krümelmonster«, genannt) zu Angriffen nach vorn. Chechu und Tricki zogen an und zwangen die anderen Fahrer, ihnen nachzusetzen. Der Schachzug glückte: Die anderen Fahrer waren so damit beschäftigt, den beiden

hinterherzujagen, dass sie gar nicht dazu kamen, mich zu attackieren, und ich ein erträglicheres Tempo anschlagen konnte.

Dann, wie Johan es versprochen hatte, kam der Tag, an dem ich mich erstmals wieder ein bisschen besser fühlte. Er könne, schwor Johan, sehen, dass ich mit mehr Kraft kurbelte. »Du hast hart gearbeitet, und du bist gut vorbereitet«, sagte er. »Ein paar Dinge sind falsch gelaufen, aber in der letzten Woche der Tour kommt es vor allem auf die Erfahrung, die Einstellung und die Entschlossenheit an, und was diese drei Dinge angeht, glaube ich nicht, dass irgendjemand dir gewachsen ist.« Trotz allem hatte er den Glauben an mich nicht verloren – und er half mir damit, ebenfalls an mich zu glauben.

Frühstück und Abendessen verliefen weiterhin in einer verbissenen, angespannten Stille, jeder im Team war entschlossen, unseren knappen Vorsprung zu verteidigen. Nur ein guter Tag, sagte ich mir immer wieder, das ist alles, was ich brauche.

Aber ich brauchte ihn schnell – genau genommen über Nacht. Vor uns lag nur noch eine Bergetappe, von Bagnères-de-Bigorre hinauf nach Luz Ardiden. Wenn ich die Tour gewinnen wollte, dann musste ich es hier tun.

Angst nagte an mir: Was, wenn ich verlor? Nach all dem, was ich bei dieser Tour durchgemacht hatte? Wenn die Hoffnungen und Erwartungen eines ganzen Teams auf einem ruhen, drückt die Verantwortung schwer. Und ich schleppte noch andere Dinge mit mir herum. Mitten in den Pyrenäen, kurz vor der Etappe nach Luz Ardiden, erhielt ich eine Nachricht von Kik. Sie hatte geträumt, dass ich einen Berg hinauffuhr. Aber an meinem Fahrrad war ein Anhänger, und in dem Anhänger saßen Leute – Krebsüberlebende, Sponsoren, Fans –, und ich versuchte, sie alle den Berg hinaufzuziehen. In ihrem Traum, schrieb

sie, koppelte ich den Anhänger ab und fuhr einfach davon. »Wirf allen Ballast ab, der dich noch behindert«, drängte sie.

Kik hatte Recht. Ich versuchte, dieses Ding mitzuziehen, und schleppte zu viel Gewicht mit. Ihre Nachricht hatte für mich große Bedeutung, und ich speicherte sie ab.

Am Abend vor Luz Ardiden besuchte Bill Stapleton mich und sagte etwas, was mir noch mehr Mut machte. Wir sprachen darüber, wie knapp das Rennen war und welcher Druck auf mir lastete. Bill sah mich bloß an und sagte vollkommen ruhig: »Hey, Mann, du bist derjenige, der die Acht spielt.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach. »Die Acht?«, fragte ich. »Mach reinen Tisch«, sagte er. »Stoß die schwarze Kugel in die Ecktasche. Du hältst das Queue in der Hand, mach es einfach.«

In dieser Nacht schlief ich fest und tief, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, fühlte ich mich gut, besser als jemals seit Beginn der Tour. Ich ging auf einen Kaffee hinunter zum Teambus. »Ich glaube, ich bin wieder da«, sagte ich zu Johan.

Während ich meinen Kaffee trank, dachte ich an Luz Ardiden. Ullrich und der Bianchi-Sportdirektor Rudy Pevenage erzählten allen, die es hören wollten, dass er sich an diesem Tag das Gelbe Trikot holen würde. Sie würden, sagten sie, heute dafür sorgen, dass ich die Tour verlor.

Ich saß immer noch brütend vor meinem Kaffee, als Geert Duffy, einer unserer Teammanager, herüberkam und mir eine Geschichte erzählte. Im Jahr zuvor hatte Pevenage ihn um ein Gelbes Trikot als Souvenir gebeten. Duffy hatte versprochen, ihm eins zu besorgen, es dann aber vergessen. Nun, mit Ullrich nur noch 15 Sekunden

hinter mir, hatte Pevenage Duffy abgepasst.

»Hey, Duffy! Dieses Souvenir-Trikot, vergiss es«, hatte er gesagt. »Wir holen uns jetzt nämlich unser eigenes.«

Wortlos hatte ich Duffy zugehört. Als er fertig war, stellte ich meine Tasse ab.

»Die Tour ist gelaufen«, sagte ich und ging aus dem Bus.

Es ist immer hilfreich, die Pläne des Gegners zu kennen, zumal wenn man, wie ich, seine eigenen hatte. An der Startlinie sah ich Tyler Hamilton. »Bis du bereit?«, sagte ich zu ihm. »Heute zeig ich's allen.«

Der heutige Tag war meine letzte Chance. Auf Luz Ardiden folgte nur noch eine entscheidende Etappe, ein Einzelzeitfahren nach Nantes. Da Ullrich mich schon einmal bei einem Zeitfahren besiegt hatte und ich an diesem Tag auf keinen Fall mit nur 15 Sekunden Vorsprung an den Start gehen wollte, musste ich bei dieser letzten Etappe mit einer Bergankunft unbedingt Zeit gutmachen.

Was vor uns lag, war der vielleicht längste und härteste Anstieg der Tour. Auf dem Weg hinauf zum Tourmalet konnte sich Ullrich nach einem Überraschungsangriff kurz absetzen. Ich beschloss, keine Energie auf eine Verfolgungsjagd zu verschwenden und ihn vorne die Arbeit machen zu lassen. Mit der Zeit ließ sein Tempo nach, und ich konnte wieder zu ihm aufschließen. Kurz vor dem Gipfel holte uns dann eine Verfolgergruppe mit Mayo und Winokurow ein.

Nach einer weiteren rasanten Abfahrt und insgesamt fünf Stunden im Sattel erreichten wir den Anstieg hinauf nach Luz Ardiden – und sofort zog das Tempo an, und es entspann sich eine Art Sparringskampf auf Rädern.

Iban Mayo attackierte. Ich stellte mich in die Pedale,

erwiderte die Attacke und zog an ihm vorbei.

Ich lag an der Spitze und jagte den Berg hinauf. Wo war Ullrich?, fragte ich mich und hoffte, dass er nun für den Tourmalet büßen musste.

»Ullrich ist abgefallen«, sagte Johan mit ruhiger Stimme.

Hinter mir verlor Ullrich den Anschluss, sein Gesicht schmerzverzerrt. Er kurbelte und kurbelte, aber er konnte die Beschleunigung nicht mithalten. »Zehn Sekunden«, meldete Johan, und eine kleine Welle der Erregung erfasste mich.

Ich hieb in die Pedale, kletterte Meter um Meter, nur den einen Gedanken im Kopf: noch mehr Straße zwischen mich und Ullrich bringen. Ich hielt mich auf der Ideallinie, schnitt jede Kurve, ging praktisch auf Tuchfühlung mit den Zuschauern, nahm sie kaum noch wahr ...

Plötzlich blitzte etwas Gelbes vor mir auf. Ein kleines Kind schwenkte eine gelbe Andenkentasche.

Oh, oh, dachte ich, das wird knapp.

Im nächsten Augenblick hatte sich die Tasche in meinem Bremsgriff verfangen. Mit einem Ruck wurde mir der Lenker aus der Hand gerissen.

Das Fahrrad kippte seitwärts weg.

Mir war, als wäre ich garrottiert worden. Ich ging direkt zu Boden und prallte mit der rechten Hüfte hart auf den Asphalt. *Bin ich gestürzt? Jetzt?*, schoss es mir ungläubig durch den Kopf. *Wie kann ich gerade jetzt stürzen?*

Mein nächster Gedanke: *Okay, die Tour ist vorbei. Das ist zu viel, zu viele Dinge sind schief gelaufen.*

Dann drängte sich mir ein anderer Gedanke auf.

Steh auf.

Derselbe Gedanke, der mich die ganzen langen Monate über angespornt hatte, die ich im Krankenhaus lag. Nach

der Operation. *Steh auf.* Nach der Chemotherapie. *Steh auf.* Der Gedanke hatte mir im Ohr getönt, mich angestupst, mich angestoßen, und nun war er wieder da. *Steh ... auf.*

Ich stand auf. Später sagte Johan, es hätte ausgesehen, als wäre ich – wie ein Stehaufmännchen – praktisch sofort wieder auf die Beine gesprungen. Ich riss mein Fahrrad hoch und machte mir hektisch an der Kette zu schaffen, die heraus gesprungen war – ich zerrte und zog und versuchte, sie wieder auf das Ritzel zu fummeln. Während ich das tat, brüllte ich, ein kehliges, urzeitliches Brüllen. Ich schrie vor Wut, vor Verzweiflung. Ich brüllte jeden Fluch hinaus, der mir einfiel. Ich schrie, weil ich dachte, ich hätte die Tour verloren.

Endlich hatte ich die Kette wieder drauf. Ich sprang in den Sattel und stieß mich ab. In dem Moment tauchte ein Postal-Mechaniker hinter mir auf. Während er mich die Straße hoch anschob, hörte ich ihn ebenfalls schreien, vor Anstrengung und Wut.

Chechu, der auf mich gewartet hatte, beschleunigte und bedeutete mir mit hektischen Handzeichen, ihm zu folgen. Ich ging aus dem Sattel, hämmerte in die Pedale – und die Kette rutschte durch den Zahnkranz. Mein Fuß sprang aus dem Pedal, das Rad kippte seitwärts weg, und ich knallte mit dem Brustkorb auf das Oberrohr. Später stellte sich heraus, dass das hintere Tretkurbellager gebrochen war. Irgendwie gelang es mir, im Sattel zu bleiben und meinen Fuß wieder in das Pedal einzuklicken.

Vor mir schäumte Tyler Hamilton vor Wut. Die Tour-Etikette verlangte, dass die führenden Fahrer warteten, bis ich wieder aufgeschlossen hatte, so wie ich damals auf Ullrich gewartet hatte, als er zwei Jahre zuvor bei einer Abfahrt über die Böschung hinaus ins Gebüsch gerast war. Der stärkste, nicht der Fahrer mit dem meisten Glück,

sollte die Tour gewinnen, und im Peloton herrschte Konsens, dass niemand versuchen sollte, von einem unglücklichen Sturz zu profitieren.

Hinterher wurde Ullrich Anerkennung dafür gezollt, dass er gewartet hatte. Im Nachhinein aber bin ich mir gar nicht mehr so sicher, dass er das tatsächlich getan hat. Auf den Videoaufnahmen sieht es für mich so aus, als würde er Renntempo fahren. Er griff nicht an, aber er wartete auch nicht – nicht, bis Tyler nach vorne in die Führungsgruppe fuhr, ihnen mit Handzeichen bedeutete, langsamer zu machen, und die Fahrer anschrie, sie sollten warten.

Erst daraufhin nahmen sie Tempo weg. Unterdessen war Johan neben mich herangefahren, um zu sehen, ob ich in Ordnung war. Ich hatte eine Platzwunde am Ellbogen. Johan ließ das Seitenfenster herunter und sagte etwas zu mir. Ich warf ihm einen Blick zu, mit Augen, in denen reines Feuer loderte. Johan fiel die Kinnlade herunter. Ohne ein Wort zu sagen, schloss er das Fenster wieder. Er hatte genug gesehen. »In dem Moment wusste ich, dass es vorbei war«, sagte er später.

Unter mir schoss das Fahrrad den Berg hinauf. Ein paar Minuten wütender Anstrengung später hatte ich wieder zur Spitzengruppe aufgeschlossen.

Kaum war ich da, wandte sich Mayo kurz zu mir um – und startete einen Angriff. Sofort ging ich aus dem Sattel jagte an sein Hinterrad heran und katapulierte mich an ihm vorbei.

Ich war fuchsteufelswild. Ich hieb in die Pedale, Adrenalin und Angst und Frustration in jedem Pedaltritt.

Ein paar Sekunden später war ich allein. Ich hatte mich so blitzartig von der Gruppe gelöst, dass niemand mir folgen konnte. Einmal mehr verschwand Ullrich hinter mir.

»Er fällt ab«, meldete Johan. »Du hast zehn Sekunden.«

Ich beschleunigte. Mit gefletschten Zähnen, angetrieben von einem Rest Angst und Wut nach dem Sturz – und nach Wochen voller Stürze, Torturen und Zweifeln –, jagte ich den Berg hinauf.

Ich fand einen Rhythmus, fing an, auf den Pedalen zu tanzen, als würde ich eine Treppe hinaufrennen. »30 Sekunden ...«

Aber wieder kam der Durst. Ich hatte bei dem Sturz meine Wasserflasche verloren und spürte, wie sich jetzt Müdigkeit in mir ausbreitete. In dem Moment fing Johan, der mit dem Wagen hinter mich gefahren war, an, auf mich einzubrüllen. Er war so aufregt, dass ich ihn kaum verstehen konnte.

»Los, komm! Komm! Das ist es [Jetzt holst du dir die Tour! Das ist deine Chance!«

Ich hatte alles gegeben, ich war ausgezehrt. Die letzten paar Kilometer gerieten zu einer einzigen, langen Grimasse der Schmerzen. Endlich kam das Ziel in Sicht, Wut und Adrenalin trugen mich über die letzten Meter. Ich dachte an die Zweifel im Peloton, an die Gerüchte, dass ich zu alt, zu reich, zu unkonzentriert oder zu amerikanisch sei, die Tour de France ein fünftes Mal zu gewinnen. Und ich dachte: *Das ist mein Heimspiel, und dieses Rennen gewinnt niemand außer mir.*

Mit letzter Kraft rollte ich über die Ziellinie, sank mit hängenden Schultern über dem Lenker zusammen, zu erschöpft und erleichtert, auch nur die Arme im Triumph in die Höhe zu strecken. Ich blutete und humpelte und kam fast um vor Durst, aber ich hatte die Etappe mit 40 Sekunden Vorsprung vor Ullrich gewonnen.

Damit hatte ich meine Führung im Gesamtklassement auf 1:07 Minuten ausgebaut, ein Vorsprung von gut einer

Minute, der mir nach zwei Wochen des Leidens und der Selbstzweifel wie eine Stunde vorkam. Das war, unter diesen Umständen, mehr, als wir hatten erwarten dürfen.

Ich stieg aufs Podium und streifte mir das Gelbe Trikot über, und als ich da mit in die Höhe gestreckten Armen stand, sah ich George die Ziellinie überqueren. Mit einem Schlag war meine Müdigkeit verschwunden, mein Arm schnellte nach vorne und deutete triumphierend auf George.

Da ich nach der Siegerehrung zuerst zur Dopingkontrolle und anschließend zur Pressekonferenz musste, dauerte es eine Weile, bis ich Johan sah. Ich stürzte auf ihn zu, und er packte mich, drückte mich wie ein Bär, schüttelte mich hin und her und brabbelte in einem fort: »Ja, ja, ja, ja!«

»Das ist mein Heimspiel«, sagte ich bloß.

Wir stiegen in einen Wagen und machten uns auf den Weg hinunter ins Tal zum Hotel. Die anderen waren schon im Teambus vorausgefahren, und mit einem Mal hatte ich den dringenden Wunsch, bei ihnen zu sein. Dass ich da oben im Gelben Trikot auf dem Podium stehen durfte, lag einzig und allein daran, dass sie mich umgeben und beschützt hatten, und ich wollte nicht alleine sein, ich wollte mit ihnen fahren. »Los, holen wir sie ein«, sagte ich zu Johan.

Johan jagte die Straße hinunter, bis vor uns der Teambus in Sicht kam. Per Funk von uns verständigt, fuhr der Fahrer rechts ran und wartete. Johan hatte kaum angehalten, da sprang ich schon aus dem Auto, rannte zum Bus und stieg die Stufen hoch. Eine Sekunde später stand ich im Bus und stimmte ein wildes Jubelgeheul an.

»Was haltet ihr jetzt von mir? Was zum Teufel haltet ihr jetzt von mir?!«

Die Jungs explodierten. Sie sprangen aus den Sitzen,

jubelten und schrien, und die nächsten zehn Minuten über herrschte im Bus ein wildes Durcheinander, wir lagen uns in den Armen, drückten uns, heulten und hieben einander auf die Schultern.

Die Tour war noch nicht vorüber, aber jetzt war ich mir absolut sicher, dass ich sie gewinnen würde. Zum ersten Mal fühlte ich mich nicht mehr schwach oder gejagt. Zum ersten Mal fühlte ich mich wie der wirkliche Spitzenreiter der Tour de France. Vor allem aber konnte ich meinen Teamkameraden wieder in die Augen schauen.

Die nächsten drei Tage führten Ullrich und ich eine Art Limbo auf Rädern auf, beäugten uns, belauerten uns. Da es bei diesen Etappen keine Abschnitte gab, auf denen man ordentlich Zeit hätte gutmachen können, begnügten wir uns bis Nantes damit, ein gleichmäßiges Tempo anzuschlagen. Das Einzelzeitfahren von Pornic nach Nantes würde, das wussten wir beide, die Entscheidung bringen. Wir hatten nichts zu tun, außer zu kurbeln und zu denken, und mit jedem Tag wuchs die Spannung. In Nantes würde, im wahrsten Sinne des Wortes, jede Sekunde zählen.

Ungeachtet des strömenden Regens, der in Nantes an diesem Morgen vom Himmel fiel, standen Johan und ich um 6.30 Uhr auf und fuhren hinaus, um den Kurs zu inspizieren. Ganz gemächlich fuhr ich den Kurs auf dem Rad ab, studierte die Kurven und achtete auf Gleise und Kanaldeckel. Auf einer nassen Straße können selbst Fahrbahnmarkierungen gefährlich rutschig sein. Die letzten zehn Kilometer waren, wie ich sah, besonders tückisch – eine Abfolge von Kreisverkehren und Kurven, in denen viele Katastrophen passieren konnten. Bei der Rückkehr ins Hotel hörten wir, dass Ullrich ausgeschlafen und ein Video des Kurses angeschaut hatte, statt im Regen

herumzukurven.

Im Teambus war es still an diesem Morgen. Der Regen trommelte gegen die Fenster. Wenn Robin Williams, der an diesem Morgen wieder im Bus war, einen seiner Scherze machte, versuchte ich bemüht zu lachen.

Schließlich waren alle Postal-Fahrer draußen auf dem Kurs und kamen die ersten Berichte von ihnen herein: Stürze nahezu im Minutentakt, drei von Ullrichs Teamkollegen hatte es schon erwischt. Ich solle, so der Tenor, bloß kein Risiko eingehen.

Johans abschließende taktische Instruktionen liefen auf die eine Botschaft hinaus: Ich war nicht der, der ein Risiko eingehen musste. Ullrich musste mich jagen, nicht ich ihn.

Mit diesem Gedanken im Kopf ging ich hinaus auf den Kurs und ließ es erst einmal langsam angehen. Die sechs Sekunden, die Ullrich auf den ersten eineinhalb Kilometern gutmachte, beunruhigten mich nicht weiter. Mehr Sorgen bereitete mir da schon, dass meine Reifen auf der regennassen Fahrbahn immer wieder ins Rutschen gerieten.

Ich blieb ganz ruhig. Wahrscheinlich hatte Ullrich sofort vom Start weg Tempo gemacht, um mich unter Druck zu setzen oder vielleicht gar zu demoralisieren. Ich konzentrierte mich auf mein eigenes Tempo und fand mit der Zeit meinen Rhythmus.

Bei der nächsten Zwischenzeit war Ullrichs Vorsprung auf zwei Sekunden zusammengeschmolzen.

Obwohl überall auf der Straße Wasser stand, drückte Ullrich weiter aufs Tempo. In jeder Kurve gischtete das Wasser in die Höhe.

Inzwischen hatten es die meisten Postal-Fahrer sicher ins Ziel geschafft und sich hinten im Teambus versammelt, wo sie das Rennen voller Anspannung im Fernsehen

verfolgten. Sie saßen da, die Hände vor den Augen und spickten durch die Finger, wie ich über den schlüpfrigen Asphalt jagte.

Ich lag jetzt zehn Sekunden vor Ullrich.

Vor mir hieb Ullrich wie ein Presslufthammer in die Pedale. Er befand sich jetzt auf dem gefährlichsten Abschnitt des Kurses, auf den letzten zehn Kilometern. Vor ihm tauchte ein Kreisverkehr auf. Er jagte hinein ...

Einen Augenblick später ertönte Johans ausdruckslose Stimme in meinem Ohrlautsprecher: »Lance, Ullrich ist gestürzt.«

Ullrich war in den Kreisverkehr hineingerast, und als er sich in die Kurve legte, rutschte sein Rad unter ihm weg. Es war, als wäre die Straße mit einem Mal einfach unter ihm verschwunden. Ein paar schrecklich lange Sekunden schlitterte er über den regennassen Asphalt, dann knallte er in ein paar Heuballen.

Auch wenn Ullrich sofort wieder hochkam und aufs Rad stieg, das Rennen war gelaufen. Ich war der Sieger der Tour – wenn ich nur im Sattel blieb. »Lance, ganz ruhig jetzt. Kein Risiko mehr«, drängte Johan. »Du kannst praktisch ins Ziel laufen und gewinnst trotzdem die Tour.«

Von da ab war für mich das Rennen eine wunderschöne Fahrt durch Nantes. Fast aufrecht im Sattel sitzend, genoss ich den Ausblick. Die Kurven allerdings nahm ich mit der gebotenen Vorsicht. Drei Kilometer vor dem Ziel fuhr Johan im Begleitwagen neben mich heran und gab mir das Daumen-hoch-Zeichen. Im Gegenzug hob ich eine Faust mit ausgestrecktem Zeigefinger zum »Hook 'em Horns«-Gruß der Texaner in die Höhe.

Mit jedem Meter, den ich der Ziellinie näher kam, fiel ein Teil der Anspannungen der letzten drei Wochen von mir ab. Ich hatte fast schon das Gefühl, als würde mir die

Sonne ins Gesicht scheinen, so breit war das Grinsen, das ich im Gesicht trug. Als ich über die Ziellinie rollte, riss ich eine Faust in die Höhe, entschlossen, den Moment voll auszukosten. Ich stand kurz davor, zum fünften Mal als Tour-Sieger gekrönt zu werden.

Rekorde vermitteln einem ein eigenartiges Gefühl. Sie sind Messlatten, Markierungen, die wir benutzen, um Grenzen zu ziehen. Zu sagen, jemand habe die Tour de France fünfmal gewonnen, ist eine kalte Abstraktion, eine bloße Zahl, die noch nicht einmal den Hauch einer Ahnung der unzähligen Ereignisse und Emotionen vermittelt, die mit diesen Rennen einhergingen, all jener Rückschläge und Etappensiege, all jener Qualen und Triumphe. Vielleicht die Einzigen, die voll und ganz verstehen konnten, was hinter dem Etikett »fünffacher Sieger der Tour de France« steht, waren meine Teamkameraden und die vier Männer, die das vor mir geschafft hatten, und sie alle verbanden ganz eigene Dinge mit dieser Zahl. Ich dagegen wusste nur, wofür sie für mich stand: Die Zahl fünf gab an, wie oft ich wieder auf die Beine gekommen war.

Auf dem Weg herunter vom Podium erwartete mich Bernard Hinault. Er ergriff meine Hand und sagte schlicht: »Willkommen im Klub.«

Die Schlussetappe nach Paris am nächsten Tag geriet zum Triumphzug. Ich rollte dahin, trank Champagner und dachte über die Bedeutung des Rennens nach; über das Wieder-auf-die-Beine-Kommen, über Das-doch-noch-einen-Ausweg-aus-der-Sackgasse-Finden, sei es mit dem Kopf oder mit dem schieren Willen. Auf der Fahrt durch Paris fühlte ich ein Schwellen in meiner Brust. Als wir am Hotel de Crillon vorbeikamen, sah ich, dass sie – wie schon in den vier Jahren zuvor – die texanische Flagge aufgezogen hatten.

Der eigentliche Moment des Sieges aber kam für mich erst am Abend, allein mit den Fahrern unseres Teams in einem privaten Speisesaal. Ich erhob mich und brachte einen Toast auf sie aus.

»Dieses Jahr war ein sehr hartes Jahr für mich, privat wie sportlich«, sagte ich. »Ich war nicht immer der Beste, und das weiß ich auch. Ich habe uns alle erschreckt, und ich verspreche euch, dass das nie wieder vorkommen wird. Aber ihr Jungs habt mich getragen. Abends nach den Etappen hat es mich immer fast umgebracht, nach unten an den Tisch zu kommen und euch Jungs in die Gesichter zu schauen, so, wie ich euch alle hängen ließ. Erst nach Luz-Ardiden konnte ich euch endlich wieder mit Stolz in die Augen blicken. Ich habe euch wirklich gebraucht, und ihr wart da. Heute bin ich hier wegen euch. Danke, dass ihr zu mir gehalten habt. Dieses Trikot verdanke ich nur euch. Dieses Fest, dieser Abend ist euch zu Ehren. Danke euch allen.«

Damit war für mich die 100. Tour de France zu Ende. Aber, wie ich immer wieder gerne sage, das Leben geht weiter, und neue Dinge passieren.

Kik und ich kehrten mit den Kindern nach Gerona zurück. Wir brachten sie ins Bett, stöpselten das Babytelefon ein und gingen hinunter in das Café direkt vor dem Haus. Wir bestellten kaltes Bier, spanischen Schinken und Brot und saßen schweigend beisammen. Wir sind entschlossen, über unsere Beziehung nachzudenken, an ihr zu arbeiten und in sie zu investieren.

Die nächsten Tage schlug ich alle Einladungen aus, alle Interviews, alle Abenteuer. Anders als nach den bisherigen Tour-Siegen blieb ich einfach zu Hause bei meiner Familie. Ich spielte mit den Kindern und nahm sie mit an den Strand. Wir kauften einen neuen Barbecue-Grill, kochten draußen im Garten und hörten Bob Marley. Ich

perfekionierte meine Fertigkeit in der Herstellung von Frozen Margaritas und dachte darüber nach, einfach so, aus purer Lust am Vergnügen, die italienische Amalfi-Küste zu erkunden.

Ich weiß, irgendwo da draußen wartet die nächste Ziellinie auf mich. Aber ich will sie im Grunde gar nicht finden – noch nicht.

Nachwort

Ich habe es schon viele Male gesagt – wenn ich zwischen einem Sieg bei der Tour de France und dem Krebs wählen müsste, ich würde mich für den Krebs entscheiden. Ich bin sehr dankbar für die Erfahrung, und nicht zuletzt deshalb empfinde ich eine große Verantwortung, der »Pflicht der Geheilten« nachzukommen. Aus diesem Grund habe ich die Lance Armstrong Foundation (LAF) ins Leben gerufen. Die LAF widmet sich der Aufgabe, den *neun* Millionen Krebsüberlebenden zu helfen, die allein in den Vereinigten Staaten mit denselben Problemen zu kämpfen haben wie ich.

Heute, sieben Jahre nach meiner Krebsdiagnose, ist die Stiftung mir immer noch so wichtig wie an dem Tag, als ich sie ins Leben rief. Der Krebs hat mein Leben verändert. Mit dem Moment, als ich die Diagnose erhielt, veränderten sich meine Prioritäten und verlagerte sich mein Fokus. Ich musste mich einer Vielzahl neuer – körperlicher ebenso wie psychischer und sozialer – Herausforderungen stellen. Deshalb zielt meine Krebsstiftung darauf ab, die Lebensqualität der Menschen zu verbessern, die mit der, durch und über die Krankheit hinaus leben. Das Leben nach dem Krebs dreht sich allein um das Leben, und die Lance Armstrong Foundation will mit dafür Sorge tragen, dass Krebsüberlebende und ihnen nahe stehende Menschen ein möglichst gutes Leben führen können.

Dank der anhaltenden Fortschritte in Medizin und Wissenschaft leben wir in einer Zeit, in der die Aussichten, trotz der Diagnose Krebs noch lange zu leben, zusehends besser werden. Leider versäumen die meisten

Hilfsprogramme und Stiftungen, über die Diagnose und Behandlung hinaus sich der besonderen Bedürfnisse der Krebsüberlebenden anzunehmen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie außerordentlich wichtig diese Bedürfnisse sind, und halte es für ein großes Glück, dass ich Zugang zu so vielen Experten und Ressourcen hatte und dank ihrer Hilfe fundierte Entscheidungen über mein Leben nach der Krebsdiagnose treffen konnte. Die LAF arbeitet darauf hin, allen Krebsüberlebenden dieselben Informationsmöglichkeiten in die Hand zu geben und die Lücke zu schließen, die im Bereich der Angebote und Informationen für Krebsüberlebende klafft.

Die vier Dinge, die mir am meisten halfen, der Herausforderung Krebs die Stirn zu bieten, waren: Wissen, Unterstützung, Motivation und Hoffnung. Diese vier Geschenke will ich an alle Krebsüberlebenden weitergeben, damit auch sie die lebenslange Herausforderung, die der Krebs darstellt, bewältigen können. Um dieses Ziel zu erreichen, fördert die LAF Aufklärungsprogramme über die unmittelbaren und langfristigen Herausforderungen im Umgang mit Krebs.

Die Stiftung setzt sich für eine bestmögliche körperliche, psychologische und soziale Behandlung und Pflege von Krebsüberlebenden ein. Das schließt auch die ihnen nahe stehenden Menschen ein. Unsere Arbeit konzentriert sich auf vier Bereiche: Informationen und Ressourcen für Krebsüberlebende, Gemeinschaftsprogramme, landesweite Förderinitiativen sowie wissenschaftliche und klinische Forschungsstipendien. Wir informieren Krebsüberlebende, ihre Betreuer und die Öffentlichkeit des Landes über Fragen des Lebens mit und nach dem Krebs, unterstützen die Entwicklung von Dienstleistungen und Hilfsprogrammen für Überlebende, betreiben politische Lobbyarbeit für den Ausbau der Dienstleistungen für

Krebsüberlebende und fördern Forschungsmaßnahmen, die auf mehr Wissen über Krebs und das Leben mit und nach dem Krebs abzielen.

Ich bin hoch erfreut über die anhaltend erfolgreiche Arbeit der Lance Armstrong Foundation. Seitdem die Stiftung 1997 gegründet wurde, hat sie über 23 Millionen Dollar an Spendengeldern für Forschungsstipendien und Programme für Krebsüberlebende gesammelt und verteilt. Unsere Einnahmen sind von unter 250000 Dollar im Gründungsjahr auf über sieben Millionen Dollar im Jahr 2002 gestiegen. In diesen fünf Jahren haben wir unsere Mittel in zahlreiche innovative Programme für Krebsüberlebende, Forschungsprojekte und damit zusammenhängende Aktivitäten investiert und unzähligen Krebsüberlebenden und ihren Angehörigen und Freunden geholfen.

Ich lade Sie ein, sich unserer wichtigen Aufgabe anzuschließen: den Menschen, die mit, durch und über den Krebs hinaus leben, ein besseres Leben zu ermöglichen. Mit Ihrer Hilfe können wir auch in Zukunft Krebsüberlebenden helfen und in uns allen den Geist der Hoffnung stärken. Es gibt viele Möglichkeiten zu helfen: indem Sie bei uns mitarbeiten, sich unserem Peloton-Projekt anschließen, Geld spenden oder über uns reden. Wenn Sie weitere Informationen wünschen, rufen Sie bitte die Lance Armstrong Foundation unter 001 (512) 236-8820 an, oder besuchen Sie uns im Internet unter www.laf.org. Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung.

Dank

Die Autoren möchten den folgenden Personen ihren herzlichen Dank aussprechen. Ohne sie hätten wir dieses Buch nicht beginnen und ganz sicher niemals abschließen können.

Bill Stapleton, Bart Knaggs und Lee Walker für schonungslose Ratschläge und unerschütterliche Freundschaft. Jim Ochowicz, Dr. Craig Nichols, Johan Bruyneel, George Hincapie, Jeff Garvey und Doug Ullman für gleichfalls schonungslose Ratschläge sowie ihren engagierten Einsatz für verschiedene Anliegen. Sally Reed und allen anderen von der Krebsstiftung dafür, uns immer wieder ein Beispiel gegeben zu haben. Zahllosen anderen Freunden, darunter Scott MacEachern, Dave Mingey und Ryan Street, für ihre Erinnerungen und ihre Sicht der Dinge. Stacy Creamer von Broadway Books dafür, uns wie gewohnt als großmütige und maßlos geduldige Lektorin zur Seite gestanden zu haben, und Stuart Calderwood für seine unschätzbare Sorgfalt mit dem Manuskript.

Aber sie alle werden es verstehen, wenn ich sage, dass mein größter Dank an meine Familie geht und an mein Team, an *Big Blue*.